Ex donat: Molliana

<36628347270014

<36628347270014

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. Pr. 1185 rm

1185 m

Toussaint

R

Des Herrn Toussaint Erläuterung seines Buchs: Die Sitten.

Aus dem Französischen.

Breslau, 1763.
bey Wilhelm Gottlieb Korn und Gampert.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erläuterungen
über
das Werk von den Sitten
von seinem Verfasser.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede.

Seit dem 1748. Jahre, in welchem das Buch von den Sitten verfertiget worden, hat jedermann nach seinen eignen Grundsätzen darüber geurtheilet: Die Weltleute mit Nachsicht, die Geistlichen strenge, und einige Gelehrte treulos.

Ich würde es gern allen bösen Urtheilen der Welt überlassen haben, wenn ich nicht wahrgenommen, daß endlich das Böse, was von dem Buche gesagt wird, auf den Verfasser zurück fiele, und man sich angewöhnte, mich vor irrgläubig zu halten. Vergebens hielt ich meinen Namen zurück, und stellte mich hinter einen Vorhang; das Gewand, welches mich verhüllte, war so dünn, daß einiger Verdacht durchschien. Man hat verschiedentlich auf den oder jenen Verfasser gerathen, und einige haben es getroffen. Jedoch, wenn ich mich auch gleich in einen dicken Schatten verhüllen könnte; so kann ich doch mir selbst nicht verbergen, daß ich wirklich in der Welt vorhanden bin, noch die Folgen als gleichgültig

 ansehn,

ansehn, die man aus den Sitten, zum Nachtheile meiner wahren Gesinnungen, gezogen hat. Ich will mich demnach erklären, weil ich muß. Schon allzulange hat man mich blos nach meinem Buche gerichtet; ich will einmal für allemal selbst gehöret seyn.

Ich bin aufrichtig; ich will mein Unrecht, meine Unachtsamkeit, und meine Versehen bey aller Gelegenheit gestehen; aber mit gleicher Wahrhaftigkeit will ich die Richtigkeit meiner Absichten auch alsdenn behaupten, wenn ich meine Ausdrücke wiederrufen werde.

Ich weiß gar wohl, daß zum Haß geneigte Gemüther mit einer solchen Verantwortung übel zufrieden sind; bey ihnen muß ein Mann sträflich seyn, damit sie zu afterreden berechtiget seyen; bey ihnen ist es schon eine Beleidigung, wenn man auch nur seine guten Absichten rechtfertiget. Mit ihnen muß man so demüthig reden, wie folget: Sie haben allerdings recht, meine Herren; sie haben recht in allen ihren Beschuldigungen; ich hege alle die bösen Gesinnungen, die sie mir beylegen. Und wenn man sie wieder gut machen will, muß man hinzu setzen: Aber ich habe sie nicht mehr. Und doch muß ihnen frey stehen, auch über diesen Punkt nur so viel zu glauben, als sie wollen. Allein, das ist es eben nicht, was ich ihnen zu sagen habe.

Meine Gedanken sind im Grunde immer gesund und orthodox gewesen. Wären nicht einige Ausdrücke in meinem Buche, die man allzuscharf genommen, in die Censur verfallen, so

würde

würde man mir den Namen eines Rechtgläubigen nicht streitig machen; und je näher man mich kennet, je weniger geschieht es. Die Kinder, die Gott mir gegeben, leisten für mich Gewähr. Ich habe sie gelehrt nach den Gründen des Christenthums ihn erkennen und ihm dienen; und es ist am Tage, daß ich es selbst thue.

Ich weiß, die Welt kann von meinem Buche, das sie in Händen hat, aus meinen Gesinnungen nicht urtheilen, die sie nicht weiß; sondern sie urtheilt von meinen Gesinnungen aus meinem Buche; deswegen setze ich mir vor, alle Stellen desselben, wobey gottesfürchtige Leser etwas zu erinnern gefunden, zu erklären, zu bestimmen und zu ändern. Diejenigen Leute aber, die nur deswegen dawider geredet, weil sie in der That Gott fürchten, sind nicht berechtiget zu behaupten, daß mein Herz oder mein Verstand an den Fehlern der Feder mit schuldig sey; und ein solch Geständniß können sie von mir weder verlangen noch fodern. Es würde überdieß unwahr seyn, und man soll es mir auch mit dem Henkerschwerdte nicht abdringen. Wenn es treulos ist, gute Gesinnungen äusern, die man nicht hat; so ist es eben so treulos und überdieß niederträchtig, böse gestehen, die man nie gehabt; es geschehe nun gleich aus Eigennutz, oder aus Furcht, oder aus Schwachheit. Z. E. Der Bericht, welcher dem gerichtlichen Verbote meiner Schrift vorgesetzet ist, beschuldiget den Verfasser, er habe von den Sacramenten des alten und neuen Bundes nicht mit gebührender Ehrfurcht

geredet. Bey aller meiner Achtung gegen das Parlement muß man doch nicht gewärtig seyn, daß ich dieses eingestehe, da es einem jeden, der das Buch gelesen, notorisch seyn muß, daß ich in keiner Stelle, weder ausdrücklich noch verdeckt, von irgend einem Sacramente geredet. Beyläufig möchte ich wol den Pater des Oratorii fragen, der, wie ich zuverläßig weiß, dem Generalfiscal den Auszug aus meinem Buche und was in dem Anschreiben theoretisch ist, an die Hand gegeben: Was er wol unter den Sacramenten des alten Bundes verstünde; und ob denn wol von Christo sinnliche Zeichen da gewesen, mit welchen Gott eine heiligmachende Gnade verbunden? Denn dieses ist der Begriff, den das Concilium zu Trident von den Sacramenten angiebt.

Eben dieser Bericht beschuldigt mich, daß ich dem Concubinat günstig sey; muß ich es deswegen eingestehen, weil es in einem Berichte steht? Da ich doch ganze Seiten, ausser viel einzelen Stellen, anführen kann, worinnen ich mich, an statt ihn zu billigen, mit Ernst und Eifer dawider auflehne. (*)

Die dritte Verläumdung, bey welcher ich mich auf das Urtheil der ganzen Welt berufe, beschuldiget mich, daß ich allen äuserlichen Gottesdienst abschaffen wolle. Eine widersinnige Beschuldigung, welcher in meinem Werke durchgängig widersprochen wird. Ich glaube, daß ich

(*) Siehe den 5. Artikel im 5. Kap. dieser Erklärung.

ich im 3. Kapitel dieser Erklärung meine Rechtfertigung hierüber in das vollkommenste Licht gesetzt habe.

Man kann wol einzele Stellen ausser ihrem Zusammenhange anführen, und dadurch einen Schriftsteller alles sagen lassen, was man nur will; aber zum Trotze treuloser Richter liest die Welt das Buch im Zusammenhange, findet das Unrecht und jammert drüber.

Verläumden ist in einem Urtheile eben so wenig erlaubt, als in einer Klageschrift.

Einige Spötter haben behauptet, daß dieses Urtheil ehe zu meinem Vortheile als Nachtheile ausgefallen sey, weil mein Buch dadurch berühmter geworden. Ich hingegen finde, daß es mir geschadet, ohne zu nützen. Denn es hat, wenn ich so sagen darf, gleichsam alle gelehrte Klopffechter aufgeboten, welche dafür gehalten, weil mein Werk confiscirt wäre, so sey es, wo nicht gar befohlen, doch wenigstens jedermann erlaubt, es zu durchwühlen, zu verstümmeln, zu zerreissen und zu entstellen. Da sie die Obrigkeit auf ihrer Seite hatten, hielten sie alle Arten eines Angriffes für erlaubt. Sie thaten den Bedeutungen der Worte Gewalt, legten einen freymüthigen Schwung für nachtheilig aus, und nahmen unschuldige Scherze im trockenen Ernst auf. Sie verfälschten einige Texte, andere rissen sie aus ihrem Zusammenhange, um ihnen einen widrigen Sinn zu geben; und das Stillschweigen des Verfassers, der sie fort reden ließ, machte sie noch immer kühner.

Noch ein ander Unrecht ist mir aus dem Verbot dadurch erwachsen, daß es viele ehrliche doch ungelehrte Leute von mir abwendig gemacht, welche sahen, daß ein hoher Gerichtshof mein Buch mit Schimpf belegte, und daher zuverläßig glaubten, es müßte durchaus abscheulich seyn; und dieses glaubten sie nicht allein selbst, sondern pflanzeten es auch stets von einem zum andern fort, ohne zu wissen warum, und ihr Glaube gründete sich blos auf das Verbot; deswegen hielten sie alles, was die Critik dawider ausbreitete, ohne Untersuchung vor gegründet, und wiederholten es treulich. Die guten Leute waren der Meynung, es gienge alles damit zu, wie es zugehen sollte; sie glaubten ohne Zweifel, das Gerichte, welches ein Buch verdammt, müsse es auch gelesen haben, zumal wenn Beschuldigungen besonders angeführt werden: Und die guten Leute irreten sich. Die Anordnung eines Bücherprocesses ist insgemein sehr übereilt. Der Fiscal giebt das Verbot; die Richter verlassen sich auf seine Angabe, ohne daß sie von dem Werke ein Wort wissen; die Angabe selbst kömmt oft von unbekannter Hand; und so ist diejenige, über deren Unrichtigkeit ich mich beklagen muß.

Der Autor der beleuchteten Sitten (*) hat einen unglücklichen Einfall, wenn er zu Anfange seiner magern Critik über mein Buch, wegen des Verbotes, es mit einem Baume vergleichet, den der Blitz gerühret, und den deswegen der Holzhauer nicht anrühren darf; denn der Keil, welcher

(*) Les Moeurs appreciées.

cher mein unglückliches Buch betroffen, hat ja so gar unter der Erden Leute hervorgebracht, die es angegriffen; selbst die ehrliche Frau Gut (*) in dem Kindermagazin hat ihre Zähne daran gesetzt.

Es müssen in Ansehung meines Buches zwey Dinge wol unterschieden werden, meine Gedanken und meine Ausdrücke.

Meine Gedanken, ich sage es noch einmal, und kann es nicht oft genug sagen, waren im Grunde rein und unschuldig; weil man sie aber nicht recht verstanden hat, will ich sie in so deutlichen Ausdrücken erklären, daß auch nicht die geringste Dunkelheit drauf haften soll.

Meine Absicht ist ganz und gar nicht die gewesen, welche meine verwegene Tadler angegeben, ein Werk von der Deisterey zu liefern, sondern als ein Weltweiser über die Sittenlehre zu schreiben. Mein Buch sollte an alle Menschen in allen Ländern und von allerley Glauben gerichtet seyn. Und der Innbegrif dessen, was ich ihnen sagen wollte, war dieser.

„Ihr bekennet euch zu verschiedenen Religio„nen; der ist ein Heide, dieser ein Muselmann; „hier ist ein Christ, dort wol auch ein Jude; und „obgleich ein jeglicher seinen besondern Gottes„dienst hat, seyd ihr doch noch in mancherley „Secten vertheilt. Jeder führt Gründe an, zu „Vertheidigung seines erwählten Glaubens.

(*) Mad. Bonne, oder die Frau von Beaumont; Verfasserin des Magazins vor Kinder, hat, ich weiß nicht welches Jahr, eine schwache und magere Critik über die Sitten gemacht.

„Sollte ich euch den meinigen vortragen, so wür„de ich drey Viertheil unter euch wider mich ha„ben. Nun so wollen wir lieber davon nicht re„den; ich will diesen Artickel lassen dahin gestel„let seyn. Allein, bey eurem verschiedenen Got„tesdienst seyd ihr doch in den Grundsätzen der „Moral einig, und diese will ich euch vortragen. „Handelt nur wenigstens hierinnen aufrichtig „mit einander, so wird dieses einen guten Grund „zu eurer Vereinigung abgeben. Ob ihr gleich „in der äuserlichen Verehrung Gottes von ein„ander abweichet, so werdet ihr doch weniger „Abneigung gegen einander blicken lassen, wenn „ihr erst einig seyd in den Gedanken von Gott „und den Pflichten gegen ihn; desgleichen in „dem, was ihr euch selbst, und was ihr dem Ne„benmenschen schuldig seyd.“ Wenn ich aber diesen meinen Entwurf genau und richtig ausführen wollte; so dünket mich, war es nothwendig, meine eigene Gedanken über die Religion gänzlich zurück zu halten: Denn sonst würde ich meines Endzweckes verfehlet haben.

Dieß ist es, warum ich meine Gedanken über die Moral nicht auf den Grund der Offenbarung gebaut. Dieß ist es, warum ich meine Unpartheyligkeit so weit treiben mußte, daß ich in meinen Ausdrücken nicht blos gab, welchem Dienste ich den Vorzug gäbe, wenn ich von Christo und seinem Evangelio von den Heiligen, den Engeln und Teufeln zu reden hatte. Man hat es oft gesagt, ein Geschichtschreiber müsse weder Religion noch Vaterland haben. Man woll-

wollte damit sagen, er müsse wenigstens keine vorzügliche Liebe gegen die eine oder das andere blicken lassen: Und ich war noch mehr als ein Geschichtschreiber zu dieser Rückhaltung verbunden.

Habe ich nun gleich über diese Dinge an mich gehalten; so habe ich sie doch so wenig verläugnet, als ein Missionar, der sich verkleidet und mit dem Degen an der Seite den catholischen Glauben verkündigen geht, dadurch seinem priesterlichen Character abläugnet. Ich habe nur gehandelt, wie ein Bürger, der auf die Gasse gehet, die Häuser seiner Nachbaren zu besehen, der aber darum des seinen sich nicht entschlagen hat. Und dennoch ist mir diese Zurückhaltung für Unglauben gedeutet worden.

Es sey nun, daß ich etwa diesen meinen Endzweck gnug zu erkennen gegeben, oder nicht: War man denn berechtiget, mich deswegen zu tadeln?

Ich glaube, daß ich ihn gnugsam sehen lassen, wenn ich in dem Vorberichte sage: (p. XX.) „Man erinnere sich des Titels dieses gegenwär„tigen Buchs; so wird man von mir nichts fo„dern, was ich nicht versprochen. Von den „Sitten will ich handeln; dazu ist die natürliche „Religion hinreichend; weiter will ich nicht. „Ich will, daß der Muselmann mich sowol lesen „könne als der Christ, und schreibe vor alle vier „Theile der Welt.“

Auf die andere Frage: (Ob ich eine solche Zurückhaltung annehmen können, ohne daß man sich darüber aufhalten könne,) antworte ich:

Der

Der Grund, welcher mich zu dieser Zurückhaltung bewogen, bewog mich auch zu glauben, daß ich es thun dürfte. Niemand sollte zu mir sagen können: Die Moral, die du mir vorhältest, fließt aus deinem Evangelio; da ich aber an dein Evangelium nicht glaube, so glaube ich deine Moral eben so wenig. Ich mußte die Grundsätze annehmen, die jederman zugiebt, und nach und nach alle mögliche Folgen daraus herleiten. Da nun das ganze System meiner Moral mit der Moral des Evangelii sehr wol übereinstimmt, weil ich es ursprünglich aus ihm abgeleitet; so habe ich ja meine Leser vielmehr unvermerkt dem Christenthum zugeführt, als von ihm abgezogen. Denn ich getraue mir zu behaupten, daß demjenigen, der diese Sittenlehre aufrichtig ausübet, zu einem christlichen Leben wenig mehr fehlen wird; ich führte meine Neubekehrten bis in die Vorhöfe unserer Kirchen, und überließ unsern Priestern die Bemühung, sie bis an die Stufen des Altars zu führen.

Mit solchen Gesinnungen muß man mein Buch lesen, wenn man es nicht unrecht verstehen soll: Denn will man annehmen, es sey blos vor diejenigen geschrieben, die das Evangelium erkennen, davon überzeugt sind, und es ausüben; so weiß ich gar wol, daß diese es gar nicht bedürfen, weil ich blos die natürliche Moral vortrage, und die Christenpflichten mit keinem Wort erwähne. Allein, hat es denn in der Welt lauter Christen? Und sind denn selbst unter den Christen lauter Leute, die ihrer Religion getreu und von ihrem göttlichen Ursprunge überzeugt sind?

Ist

Ist denn nicht eine Menge Ungläubiger so gar in dem Schose der Kirche? Diese beyde Classen der Menschen bedürfen meine Abhandlung von den Sitten am meisten. Konnte ich aber wol allen beyden die Bibel, das Evangelium und die heiligen Väter anführen? Ich habe mich daher gleichsam dem Christenthum gegen über gestellet, und also rede ich mit den Ungläubigen sowol als mit den Christen. Die meisten Grundsätze meiner Moral sind so genau und richtig angegeben, daß, wenn man sie annimmt und ausübet, das Joch Christi auch denen leicht vorkommen muß, die sich vor seiner Last fürchten; denn das Christenthum ist nicht viel strenger als meine Sitten.

Es ist aber nicht möglich gewesen, diese mit Fleiß angenommene Zurückhaltung solchen Uebelgesinnten in den Kopf zu bringen, die von zwo Auslegungen allemal die schlimmste wählen, damit sie zu afterreden Ursache haben; bey denen ein Mann nicht unschuldig seyn kann, so bald sie ihn einmal für sträflich halten; und die eher Susannen und Lucretien steinigen, als sie für züchtig und ehrbar halten würden. Diesen ist es unbegreiflich, daß man ein Buch, welches in Frankreich gedruckt ist, auch zu Constantinopel lesen könne; oder daß es in Frankreich sowol als in andern christlichen Ländern Leuten in die Hände fallen könnte, welchen die Religion, in der sie gebohren sind, und also auch die ihnen vorgeschriebene Lebensregeln verdächtig vorkommen, und welche daher eines Weltmannes bedürfen, der ihnen beybringe, die Moral sey ein göttlich Ge-

setz, von welchem sie ihr practischer Unglaube in der Religion nicht freyspricht. Diese Leute haben lieber vorausgesetzt, daß ich den verkehrten Vorsatz hege, die Herzen der Christen zu verkehren, und die ganze Religion auf die Ausübung einiger leicht auszuübenden Pflichten einschränken wolle.

Manchmal ist ihnen freylich wol die Strenge meiner Moral aufgefallen und hat sie beschämt; allein sie haben diese Regeln vor Widersprüche, und Trugfolgen ausgegeben. Erklärte ich mich wider die Lügen, so waren sie dafür; tadelte ich den Ehbruch, so war ich ihnen zu strenge; und wenn sie ja einmal fanden, daß ich in einem Falle, der gleichwol einen vernünftigen Grund hatte, etwas nachsichtig war; so schrien sie gleich, das ist Gottlosigkeit, Epicurerey, äuserstes Verderbniß.

Bey dem angenommenen Wahne, daß ich zu Begünstigung der Deisterey schriebe, war es leicht, alles zu vergiften, was ich zum Besten des natürlichen Gesetzes vorgebracht. Hierzu kömmt ein gänzliches Stillschweigen von den Pflichten des Christenthums. Mehr braucht es nun nicht, zu einer ganz offenbaren Deisterey und zu einer ausdrücklichen Verläugnung des Evangelii.

In meinem Texte war es nun wol nicht zu finden, aber meine Tadler haben es buchstäblich hinein gebracht. Wie haben sie nicht unter andern mein Kapitel, über den Dienst welcher Gotte gebühret, vergiftet; worinnen ich gleichwol im Grunde nur auf die Vortrefflichkeit der innerlichen Verehrung dringen wollte, ohne wel-

che

che die äuserliche nichts ist. Eben so unbillig sind sie mit mir verfahren in Ansehung der Eigenliebe, der Leidenschaften, des Concubinats, und einiger anderer Hauptsätze, darinnen sie mit mir uneins sind.

Wenn ich nun gleich noch ferner wegen meiner Gesinnungen mich rechtfertigen wollte; so würde es dennoch so viel als nichts gethan seyn. Denn ich muß vielmehr mein Buch zu reinigen suchen, als mich selbst, an dessen Aufführung und besondern Meynungen der Welt wenig gelegen ist. Man hat mich nicht nach meinen Gedanken, sondern nach meinen Ausdrücken beurtheilet. Und nun kann ich es in der That nicht läugnen, es sind einige darunter unrichtig, unüberlegt, kühn, frey und unbestimmt. Allein weil einige tadelnswürdige Stellen sind, hält man sich für berechtigt, kein Blatt für gut und unschuldig zu halten: Man lästert und verfolgt mich, und hadert mit mir über alles. So gar mein zeitlich Vermögen hat man der Plünderung unterworfen, unter dem Vorwande, daß ich jemanden fünf hundert Thaler schuldig wäre.

Ich sollte allerdings, da ich von Sachen schrieb, welche die christliche Lehre, ihre Gebräuche und Verfassungen so nahe angehen, eben so vorsichtiglich wandeln, als wenn ich über glüende Kohlen unter einem Aschenhaufen gienge; und mich genau und richtig ausdrücken.

Ich sollte in ernsthaften Materien keine Ironien, Spöttereyen und lustige Einfälle angebracht haben, die man als Anspielungen auf solche Dinge ansehen konnte, für die man mit Recht

Ehr-

Ehrfurcht hegen muß: Allein man sollte auch keine Hauptgrundsätze an Stellen suchen, denen man es ansehn konnte, daß sie Scherz waren.

Man hat z. E. im Ernst aufgenommen, was ich in Ansehung der Gerichte gesagt: Man solle das Urtheil eher nach den wenigsten als nach den meisten Stimmen abfassen, weil wahrscheinlicher weise in einer Gesellschaft allemal eher fünf als zwanzig Leute verständig sind.

Ich habe Mägdgen, die ihre Jungferschaft behalten, blos in Ansehung des Verdienstlichen bey der Keuschheit mit dem von Christo verfluchten Feigenbaume verglichen. Damit wollte ich schlechterdings nichts weiter sagen, als daß ein Mägdgen, die Jungfer bleibt, der Welt eben so wenig nütze ist, als ein unfruchtbarer Baum. Ich sehe wohl ein, wozu es gut ist, wenn ein Geistlicher ledig bleibt. Denn wenn ihm die Unterhaltung einer Familie keine Sorgen macht, so kann er bey der ihm zuwachsenden Freyheit die anvertraute Heerde als seine Familie ansehen: Allein ich kann nicht eben sowol begreifen, was ein lediges mannbares Mägdgen mitten in der Welt nütze sey. Und das ist es alles, was ich sagen wollte.

Ich sollte in Ansehung der kindlichen Liebe den Eltern nicht so oft Unrecht geben, und den Kindern die Liebe mehr einschärfen.

Vielleicht sollte ich auch in einer Sittenlehre den Leser nicht so viel von der Liebe vorsagen, ob ich gleich allemal anständig davon geredet.

Ich sollte auch einige allzuschlüpfrige Bilder, deren ich mich bedienet, weggelassen haben.

Mit einem Worte, ich hätte vieles in Acht nehmen sollen, was einem Schriftsteller von dreyßig Jahren, der in der grossen Welt lebt und weltlich gesinnt ist, allzuleicht entwischet.

Man sollte aber auch nicht so strenge von einem Werke urtheilen, wo die Absicht, durch eine schöne Schreibart, durch Putz, Feuer und Begeisterung zu gefallen, nothwendig einige Ungleichheit verursachen mußte. Ich zweifle sehr, daß ein Dichter, wenn er schön schreibet, in Religionssachen richtig und rein bleiben und zugleich seine Schönheiten behalten könne. Und fast eben so ist es mit einem Prosaisten beschaffen, der auf einen schönen Vortrag Ansprüche macht. Die theologische Richtigkeit und Genauigkeit verträgt sich durchaus nicht mit dem Schwunge der Einbildung, den Wendungen, den Blumen, und anderm Putze der Beredsamkeit, wodurch die Schreibart unterstützet und erhoben wird: Wenn man da ein nicht allzugenau passendes Wort schon für einen Irthum nehmen will, so verfährt man zu scharf.

Ich meines Theils habe mitten unter den Klippen, an welchen ich soll gescheitert haben, nicht einmal einige Stösse empfunden, und schifte in vollkommener Sicherheit fort. Ich war in meiner philosophischen Zurückhaltung allemal der Meynung, daß ich gegen den Glauben die gehörige Achtung bezeiget. Und als ich die erschrecklichen Folgen vernahm, welche der theologische Eifer und die Bosheit der Satyre aus meinem Texte gezogen; so dachte ich bey jedem voll Verwunderung bey mir selbst: Aber ich denke

doch, daß dieß meine Meynung nicht wär. „Sollte ich denn wol meine eigene Religion angegriffen haben, ohne daß ich davon etwas wüßte?

Unter den Stellen in den Sitten, welche man angezogen, sind einige vollkommen richtig, ob man sie gleich angegriffen, und die werde ich aufs äuserste vertheidigen, und keinen Finger breit nachgeben.

Andere sind aus einer unsträflichen Absicht geflossen, und haben doch Anlaß gegeben, meine Orthodoxie verdächtig zu machen; diese werde ich erklären und ihnen alles Zweydeutige zu benehmen suchen.

Einige waren ein ganz unschuldiger Scherz; diesen werde ich eine ernsthafte Wendung geben, und sie entschuldigen.

Endlich waren einige, jedoch in geringer Anzahl, ganz falsch; diese werde ich abändern, und verschiedene wiederrufen und sie fahren lassen.

Für richtig halte ich z. E. (p. XXV.) den Unterscheid, den ich gegeben zwischen einem ehrlichen und tugendhaften Manne; (p. XXVIII. f.) meinen Grundsatz über die Schädlichkeit der Exempel; (p. XXXIII.) den Unterscheid, den ich festgesetzt, zwischen den nothwendigen Grundgesetzen der Moral und andern, die in Ansehung der Sitten gleichgültig sind, und noch andern, die ihnen nachtheilig werden können. Man hat diese Stelle nicht anders verdunkeln können, als dadurch daß man mir aus Verläumdung falsche Absichten beygelegt.

Vertheidigen werde ich (p. 1.) meine Erklärung eines Weltweisen; (p. 8.) meinen Satz:

Daß

Daß Gott die liebenswürdigen Gegenstände blos darum geschaffen, daß man sie lieben solle; (p. 10.) meine Lehre von den (operibus supererogationis) überflüßigen und verdienstlichen guten Werken, die man zu ausdrücklichen Pflichten machen will, wobey ich durch Zusätze einiges abändern werde; (p. 27.) meine Meynung über die Nothwendigkeit zu lieben und über die Leidenschaften insgemein; und endlich (p. 47.) meine ausdrücklichen und wiederholten Forderungen über die Nothwendigkeit des äuserlichen Gottesdienstes.

Ich habe auch nichts abzuändern in Ansehung dessen, was ich (p. 57.) von der Eigenliebe, (p. 71.) von den sinnlichen Begierden, (p. 82.) von der Verläumdung, (p. 85.) von der Verspottung, (p. 96.) von freyen Reden, (p. 155.) von dem Zweykampfe und (p. 162. f.) von den Lügen (ausgenommen die Anmerkung über Abraham, wo ich etwas abändern muß;) ingleichen (p. 195. f.) von den Ceremonien bey dem Ehstande, von dem Concubinate und von der Blutschande gesagt habe.

Ich behaupte (p. 223.) die Richtigkeit meiner Lobrede auf die Liebe und meine Declamation wider die falschen Eiferer.

Allein ich werde verschiedenen Sätzen durch meine Erklärung einen ganz orthodoxen Verstand geben, welche übelgesinnte Tadler zu unbilligen Auslegungen veranlassen konnten, ob sie gleich im Grunde ihre gute Richtigkeit hatten. Hieher gehören meine Gedanken (p. XXXVI.) von der Blindheit der Sünder, (p. 7.) von der

Gnadenwahl; (p. 8.) mein Vergleich der Liebe Gottes und der Weltliebe; (p. 11.) meine Lehre von der Jungferschaft; (p. 19. f.) von den Vätern, die ihren Kindern ausser dem Daseyn sonst nichts gegeben; und endlich (p. 44. f.) alles das, was ich im 3. Kap. von den Sitten, von der Duldung verschiedener Religionen gesagt; ingleichen von dem Vorzuge des innerlichen Gottesdienstes vor dem äuserlichen, welches, wie ich weiß, gar sehr gemisbrauchet worden.

Ferner werde ich die ketzerischen Folgen abwenden, die man gezogen (p. 61.) aus meiner Erklärung der Klugheit; (p. 73. f.) aus meiner Anmerkung vom Enthalten erlaubter Dinge; (p. 72.) von den Speisen, die Moses verboten, (p. 109. f.) von meiner Lehre von der Geduld im Leiden, (p. 117.) von der Langmuth und Güte Gottes, (p. 164. f.) von den Vorschriften beym Eide, (p. 168.) Beurtheilung des Aberglaubens der Mönche, (p. 192.) über meine Gedanken, wie man die Stimmen vor Gerichte sammlen soll, und (p. 209.) von meinen Grundsätzen von der Mäßigkeit.

Ich werde (p. 250.) einen Ausdruck über die Wunderwerke entschuldigen, der mir in dem Artickel von der ehelichen Liebe ohne die geringste Absicht entfahren ist; (p. 250.) einen andern über die Gegenliebe unter Eheleuten; (p. 272.) einen Gedanken von der kindlichen Liebe, daran einige Leser sich geärgert; und ich hoffe, man werde (p. 300.) mit meiner Erklärung über die Todesstrafen zufrieden seyn.

Unter die scherzhaften Ausdrücke, die ich mir zu verzeihen bitte, und die man nicht hätte sollen so genau und scharf nehmen, rechne man (p. 11.) die Anspielung auf den verfluchten Feigenbaum; (p. 12.) die Anmerkung über die Canonisation; (p. 13.) das Gleichniß von dem Ehmann, der über dem Zeisig seiner Frauen eifersüchtig ist; (p. 18.) von Silvien, die durch drey lateinische Worte zur Frauen wird; (p. 57. f.) meine Schutzrede vor die Eigenliebe; (p. 110.) Augustini Bekänntniß, daß er seine Wärterinn geschlagen; (p. 115.) das lächerliche Schreiben des sterbenden Zosimus; (p. 211.) die heiligen Figuren des Diogenetus; (p. 260.) den Einfall des Trimalcion an seines Sohns Lehrmeister über die Bischöffe.

Hingegen will ich ohne die geringste Einwendung verdammen, was ich (p. 9. u. 212. f.) auf die Casteyungen oder Kreutzigungen des Fleisches gesagt; ich will (p. 14.) das Ende von dem Gemählde Arists unterdrückt haben, als eine überflüßige Nebensache, die an dem Orte nur Aergerniß anrichtete. Ich tilge auch (p. 27.) die Anrede an den Schlaf, denn sie verstellet alle das andere, worinnen überall Bescheidenheit und Wohlstand beobachtet ist. Alles, was (p. 44. f.) der Gleichgültigkeit der Religionen günstig scheint in dem Kapitel von der Verehrung Gottes, habe ich durch vollkommen klare und bestimmte Anmerkungen verbessert; denn sie ist meine Lehre durchaus nicht. Ich wiederrufe (p. 95.) aufrichtig einen Ausdruck über die Vertraulichkeit und Verschwiegenheit, der mir übel angebracht scheint.

scheint. Ich verwerfe mit ausdrücklichen Worten einen Zweifel, (p. 120. f.) den ich über die Dauer der Strafe nach diesem Leben gewagt habe. Ich thue (p. 163.) dem Abraham öffentliche Abbitte, daß ich mich unterstanden, ihn einer Lüge zu beschuldigen. Ich erkläre meine Meynung über eine Art der Lügen, die man dem Patriarchen schuld gegeben, also, daß sie mit der gesunden Theologie übereinstimmt. Ich erkläre die Lehre (p. 201.) und Gewohnheit der Kirche, daß sie die Ehescheidung nicht gestattet, und wiederrufe förmlich einige Ausdrücke, welche scheinen sie zu vertheidigen. Ich setze den Artickel (p. 272.) von der kindlichen Liebe, den man sehr zweydeutig befunden, in das gehörige Licht; und streiche an eben dieser Stelle zehn Zeilen aus, die Mosen angehen, weil ich weiß, daß alle fromme Herzen, sowohl reformirte als catholische, sich daran geärgert.

Endlich rechtfertige ich meine Meynung über die Todesstrafen (p. 300.) als eine besondere Meynung, mit Gründen und unwidersprechlichem Beyfalle grosser Leute; allein ich verwerfe ihre Anwendung bey den öffentlichen Landesgerichten; und läugne die Folgen, die man daraus ziehen könnte, um zu behaupten, daß ich Königen und Fürsten ihr Recht auf das Schwerd absprechen wollen.

Und nun wäre alles abgethan; von Seiten meiner Leser durch eine vernünftige Nachsicht, und von meiner Seite durch Erklären, Verbessern und Ausstreichen. Wer meine Abänderungen in den Text hinein bringen will, wie ich es

 thun

thun werde, oder sie wenigstens mit ihm vergleichen, der wird ein genaues richtiges Ganzes daraus machen, welches niemanden mehr verwirren, verführen oder ärgern kann. Es ist eine Mixtur, wie der berühmte Theriak des Andromachus, dessen Gift, wenn ja noch etwas darunter ist, durch die vielen Zusätze heilsam wird.

Ich verdiene doch wol durch meine Freymüthigkeit und Aufrichtigkeit eben so vielen Glauben, als irgend jemand anders. Man muß mir auf mein Wort glauben, daß ich gehoffet, man werde den Zusammenhang meines Werks in christlichem und catholischem Sinne nehmen und davor erkennen. Wenn es gleichwol noch halsstarrige und mißtrauische Leute geben sollte, die mich ohne Grund eher für politisch als orthodox halten; so muß ich sie zwar ungern bey ihren irrigen Gedanken lassen; jedoch hoffe ich, sie werden diese meine Erklärungen gern annehmen, und wenn sie ihnen zu einer Vertheidigung nicht zulänglich scheinen, doch wenigstens als eine wolgemeinte Verbesserung gelten lassen. Sie brauchen sich bey meinen Absichten nicht aufzuhalten; der aller Herzen erforscht darf davon allein urtheilen. Sie mögen aber auch gewesen seyn wie sie wollen, so ist doch nun das Uebel, welches ich damit anrichten können, so viel an mir ist, abgethan. Ohne Rücksicht auf meine Gesinnungen, ist die Lehre, welche ich in diesen Erläuterungen vortrage, so wie jeder Christ bekennen muß. Mein Buch kann also in Zukunft, in sofern es mein Werk ist, niemanden schaden. Nachdem ich es so erklärt, daß es zugleich mit der gesun-

den Lehre übereinstimmt, drückt es meine wahren Gesinnungen getreulich aus. Einige leichte Züge, worinn ich davon abwich oder abzuweichen schien, kamen eher aus einer geblendeten Einbildung, als aus irrigem Verstande oder verderbtem Herzen. Ich sage ausdrücklich, worinnen ich abzuweichen schien; denn wenn man mich von den boshaften und gezwungenen Auslegungen anderer freysprechen will, so werde ich, wenig Worte ausgenommen, vollkommen orthodox seyn.

Nicht aber darum, weil ich nicht noch mehreres ausgestrichen oder gemisbilliget; denn wie man aus dem Verfolg meiner Erklärungen sehen wird, alle die Sätze, welche ich verläugnet, waren nicht ketzerisch, sondern nur unanständig und weltlich gesinnt. Bey dem allen aber zeigte doch keine einzige Stelle den an einander hangenden Plan der Deisterey, den einige in meinem Buche sehen wollen, und der nie drinnen gewesen ist.

Hierüber hat man mir in einigen frommen Versammlungen einen erschrecklichen Vorwurf gemacht: Ich will ihn demnach getreulich anzeigen, ohne das, was er dem ersten Ansehen nach hartes und dringendes zu haben scheint, zurücke zu halten.

„Sie behaupten, spricht man, daß man ihre „Gedanken nicht recht gefasset, und ihnen einen „Verstand beygelegt, den sie nicht haben; daß „alle oder doch fast alle Sätze in ihrem Buche, „nach ihrem eigenen Sinne genommen, im Grunde cathegorisch und orthodox sind. Sie haben

„aber doch das Unglück gehabt, daß die Gläu„bigen, die sie beleidiget, und die Ungläubigen, „die ihnen beyfallen, sie auf einerley Weise ver„standen. Diese haben sie zu ihrem Haufen ge„zehlet, und jene haben sie als einen Abtrünni„gen von dem ihrigen angesehn. Und was das „meiste ist, dieser letzte Umstand hat sie so wenig „gerühret, daß sie allen mündlich und schriftlich „ihnen gemachten Vorwürfen auch nicht ein „Wort entgegen gesetzt.“

Mich dünkt, das heißt doch nicht einen Vorwurf bemänteln. Allein, ob ich ihn gleich so sehr auf seiner scheinbaren Seite vortrage, so kann ich ihn darum doch nicht gut heissen. Lasset uns aber, ehe ich drauf antworte, zwey Dinge wohl von einander unterscheiden. Dieser Vorwurf tadelt zweyerley: Eines, daß ich mich überall der Deisterey verdächtig gemacht; und das andere, daß ich zu dieser Beschuldigung stille geschwiegen.

Antwort auf das erste. Die Völker, welche mit ihren Nachbaren keinen Umgang unterhielten, konnten leicht sich überreden, daß das Land, welches sie bewohnten, wenn sie rings herum ihm noch eine Gränze bestimmten, die Erde sey; sie würden es sich nicht einkommen lassen, daß noch andere Völker, von denen sie nichts gehöret, darauf wären. Eben so ist es einigen frommen Gemüthern, deren Umgang sich vielleicht mit weniger als dreyhundert Personen einschränkt, vorgekommen, als ob sich die ganze Welt vereiniget, mich für einen Deisten zu halten; weil dieses in ihrer kleinen Gesellschaft ein ausgemach-

ter Satz war; und diese kleine Gesellschaft für sie eine ganze Welt war.

Lasset uns also zuerst immer neunhundert neun und neunzig von tausenden in dem menschlichen Geschlechte abrechnen, das mich der Deisterey soll beschuldiget haben. Hernach lasset uns den Vorwurf zergliedern und sehen, wohin uns diese Voraussetzung führe, ich sey von Gläubigen und Ungläubigen auf gleiche Weise verstanden worden; d. i. in einem Verstande, der dem Sinne des Christenthums zuwider ist. Mich dünkt, wenn man diese Classe der Menschen, die mich auf gleiche Weise verstanden haben will, genau berechnet, so kömmt eine ganz mäßige Zahl solcher Personen heraus, die in den Glaubenssachen sehr zärtlich und empfindlich sind, und die über einige Stellen in meinem Buche stutzig geworden. Mir ist dieses gar wohl bekannt, und für diese Personen schreibe ich vornemlich gegenwärtige Erläuterungen. Aus Achtung für sie geschieht es, daß ich zehn oder zwölf Redensarten meines Buches aufopfere, und viel andere richtiger ausdrücke.

Allein, was diese furchtsame Seelen aufgebracht hat, das mußte hingegen den Weltmenschen gefallen; weil der Geist Christi und der Geist dieser Welt einander gerade entgegen sind. Was man also, um das gegebene Aergerniß zu vergrössern, für eine doppelte Wirkung meines Buches ausgiebt, das ist in der That nur eine. Uebrigens seye diese Wirkung meines Buches nun einfach oder doppelt, so folgt daraus doch nicht, daß mich beyde Theile für einen Deisten gehal-

gehalten. Gleichwol waren dazu nur einige profane, weltliche und unanständige Ausdrücke nöthig; und es sind einige dergleichen darinnen.

Es sey aber auf einen Augenblick, daß mich beyde entgegen stehende Classen für einen Deisten gehalten; doch nicht alle, die dazu gehören, denn mehr als tausend Priester, Mönche und fromme Layen haben mir hierinnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sondern einige; das nimmt mich gar nicht wunder. Mein Buch mußte nothwendig von einem jeden so aufgenommen werden, der nicht beständig meine Versicherung vor Augen hatte, die ich gleich auf dem ersten Blatte gegeben, daß ich mich allein in dem Umfange des natürlichen Lichtes einschränken, daß ich mich der Offenbarung gar nicht bedienen, und den Menschen blos sagen wolle, was er thun müsse, wenn er ein guter ehrlicher rechtschafner Mann seyn will.

Diese genau beobachtete Enthaltung, mein gänzliches Stillschweigen von den Pflichten des Christenthums, und noch über dieses einige Spöttereyen über den Aberglauben; dieses alles kam der Deisterey ganz nahe. Es fehlte nur noch ein Schritt, den ich aber nie gethan habe, auch nicht thun wollen, nemlich, ich durfte nur noch das Christenthum und alle positive Religion tadeln. Allein man glaubte, oder that als ob man glaubte, daß ich dieß blos aus Furcht zu thun unterlassen hätte, und daß es sich von selbst verstünde.

Allein es war eine andere Art, mich zu beurtheilen, möglich, die allein richtig und dem Sinne meines Buches gemäß war, deren sich auch

alle

alle nicht aufgebrachte und von Vorurtheilen nicht eingenommene Leute bedient haben; nemlich, man mußte einen Moralisten gewahr werden, der für Leute von allerley Religionen schrieb, und daher glaubte, daß er von der seinigen gänzlich schweigen müßte, um den allgemeinen Grundsätzen seiner Moral ein grösser Gewichte zu geben, indem er durch diese Enthaltung allen Schein der Partheylichkeit von sich ablehnete.

Aber warum, wird man zu mir sagen, warum haben unter den Gläubigen sowol als unter den Ungläubigen doch zum wenigsten einige, weil es nicht alle seyn sollen, nicht so wie aufgebrachte und von Vorurtheilen eingenommene Leute gethan, sondern sie dennoch für einen Deisten gehalten?

Erstlich, eben darum, weil auch sie unter die aufgebrachten und von Vorurtheilen eingenommenen Leute gehörten, denn sie thaten es gewiß nicht darum, weil irgend ein Satz in meinem Buche die Lehre der Deisterey ausdrücklich und deutlich vorgetragen; sondern, wie ich schon gesagt, es geschahe wegen meines beständigen Stillschweigens von den christlichen Wahrheiten, weil man meine von Anfang gethane Versicherung vergessen, wodurch ich die Ursache meines Stillschweigens angegeben; oder weil man dieses als einen blossen Vorwand angesehen, ob es gleich meine aufrichtige Gesinnung war, und der wahre Grundstein, auf welchen das ganze Werk erbauet ist; weil man eines Theils gerne gesehen, einen Schriftsteller einer gesunden und gründlichen Moral auf seiner Seite zu haben,

und

und anderen Theils aus unüberlegtem Eifer vor die reine Lehre geglaubt hat, daß man ein Buch nicht arg genug beschreien könnte, welches man wegen einiger Angriffe dagegen im Verdacht hätte. Es geschah überhaupt darum, weil der Mensch allzu schnell ist zum Verdammen.

Man hat die Folgen eines Vorurtheils niemals in seiner Gewalt. Macht man sich erst üble Vorstellungen von einem Werke, und macht man sich von ihm einen verkehrten Begriff, so findet man alles darinnen verkehrt. Da man sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, was doch ganz falsch ist, daß mein Buch eine zum Vorschub der Deisterey entworfne Sittenlehre sey; so fand man überall Deisterey; und mein Stillschweigen über die Grundlehren ward für eine Verläugnung gehalten. Weil ich von dem Evangelio nichts gesagt, hat man gemeynet, ich glaube nicht dran; und ich wolle auch andere verleiten, nicht dran zu glauben.

Antwort auf den andern Vorwurf, warum ich auf die Beschuldigung der Deisterey so lange geschwiegen habe.

Es ist doch etwas ganz besonders, daß mein Stillschweigen ein unläugbares Bekänntniß der Deisterey seyn soll. Eine schwache, furchtsame, verfängliche Antwort hätte man wol vor ein Geständniß nehmen können; aber aus dem Stillschweigen ein Bekänntniß erzwingen, das ist schlimmer schliessen als Pilatus, der, ohne gegen Christum ein Vorurtheil sehen zu lassen, blos zu ihm sagte: Antwortest du nichts zu dem, was diese wider dich zeugen? Er hielt ihn aber seines

Schwei-

Schweigens wegen nicht vor schuldig und überführt. Es sind so viel Ursachen möglich, die einen Schriftsteller vom Antworten abhalten, vornemlich einen Ungenannten, der unerkannt bleiben will, daß sein Stillschweigen allein keine Ueberzeugung wirken kann. Denn schon seit der Zeit, da ich nicht geantwortet, hatte ich eben die Mittel meiner Vertheidigung vor mir, deren ich mich jetzt bediene; und man wird doch in der gegenwärtigen Erklärung nicht finden, daß ich mich zur Deisterey bekenne. Ich gestehe einige Vergehungen gerne, zu denen mich meine Hitze bey der Arbeit, das Jugendfeuer und eine wilde Einbildung verleitet; allein ich betheure hiermit vor dem Angesichte des Himmels und der Erde, daß die mir aufgebürdete Deisterey eine höchst schreckliche, verwegene und ungegründete Verläumdung sey. Einige Zweifel, einige Versehen in Dingen, die keine theologische Grundartikel sind, als die Ehescheidung, die Strafe nach diesem Leben, die Kreuzigung seines Fleisches, das Verdienst der Jungferschaft, waren nicht solche Irrthümer, daraus man folgern konnte, daß ich das Evangelium verläugnet.

Aber warum, setzt man hinzu, warum haben sie diese Betheurung nicht eher von sich gegeben?

Aber warum, warum hätte denn ich diese Betheurung eher sollen von mir geben? Ich hörte überall nichts als Lob, Glückwünsche und Beyfall um mich her. Man hatte in den Sitten bey ihrer Geburt noch nicht alle das Gift erfunden, welches man hernach so künstlich darinnen entdecket hat. Damals sahe man mich noch vor

keinen

keinen Deisten, sondern vor einen freyen und kühnen Schriftsteller an, der, ungeachtet des Zwanges, bey der Presse es dennoch gewagt hätte, starke Wahrheiten vorzutragen, und in Paris so zu schreiben, wie man in London schreibt. Mein Buch erwarb mir eine grosse Menge Freunde unter allen rechtschafnen Leuten aus allerley Ständen. Aus den Klöstern sogar habe ich Freunde und Complimente bekommen. Das war also gar nicht die Zeit, an eine Schutzschrift zu denken; das war die Zeit meines Ruhms und meines Triumphs: Es ließ sich gar nicht denken, daß ich mich in dem ersten Rausche über mein gutes Glück demüthigen sollte.

Der Befehl, es zu unterdrücken, den der sel. Herr Canzler Dugueßeau ausgehen ließ, gab den verschiedenen Richtern das Zeichen zum Angriff. Der Befehl an sich selbst war schon der erste, und war nicht wenig partheiisch. Er zog eine Menge andere nach sich, die aber wenig ausrichteten. Denn es erschien keine einzige, von der man hätte sagen können, sie ist gut und von einer Meisterhand gemacht. Daß die Welt mich hierinnen Lügen strafe, fürchte ich gar nicht; die Verfasser allein wären es, die mir widersprechen könnten.

Indessen wollte man doch anfangs mit Beschuldigung der Deisterey nicht heraus. Der erste, welcher dieses gewagt, ist ein gewisser Herr von Premontoel; aber ein Ankläger von der Art, dessen Aussage vor Gerichten nicht einmal gültig gewesen wäre, muß in den Augen der Welt wenig Gewichte haben. Und dennoch ist seine

ganze Critik blos die Wirkung eines Irrthums. Es war ein gewisser Abbé Panage nach Holland gekommen, der machte sich seinen Namen zu nutz, welchen ich angenommen, ohne zu wissen, daß ihn wirklich jemand führte, und ließ sichs gefallen, daß man ihn für den Verfasser der Schrift (die Sitten) hielt. Herr von Premontoel glaubte das auch; und bey Gelegenheit eines Verdienstes, welchen ihm dieser Panage machte, schrieb er seine Panagiana, ein Gewebe von verdrüßlichen persönlichen Anzüglichkeiten, darinnen er ohne Aufhören die Aufführung seines Gegners seiner vermeynten Moral, nemlich den Sitten, entgegen stellet. Die Wirkung seines Hasses gegen diesen Panage trieb seine blinde Wuth so weit, daß er die Sitten der Deisterey beschuldigte, da er sie doch zuvor übermäßig gelobt hatte. Panage antwortete; man schrieb und schimpfte wider einander niederträchtiger Weise. Ich erfuhr, was vorgieng; und weil es mich schmerzte, daß mein Name, ob es gleich nur ein entlehnter war, eine so unanständige Rolle in Holland spielete; so schickte ich einen Brief an den Ort, welchen ein rechtschafner Geistlicher da drucken und in die Monatschriften einrücken lies, wodurch ich dem Betrüger die Maske abzog, und die Spöttereyen des Premontoel vereitelte, dessen Streiche gegen die Person des Panage gerichtet waren, und mich also gar nicht trafen. Daher glaubte ich, durch mein Sendschreiben wären die Panagiana widerlegt.

Wenn im übrigen eine Critik heraus kam, so war die Vertheidigung gleich dabey. Mit den Anmer-

Anmerkungen des Hrn. D. S. die mit den Sitten noch in einem Jahre heraus kamen, (*) hatte der Drucker unter einerley Titel zugleich eines Ungenannten Gegencritik abgedruckt, die mir beynahe in allen Dingen unrecht gab, worinnen ich es selbst erkenne, und im übrigen mich rechtfertigte.

Indem daß ein anderer Critikus, der fast zu eben der Zeit erschien, (**) an den Sitten vieles zu erinnern fand, setzte sie Herr Formey, ein Prediger in Berlin und beständiger Secretarius der Academie der Wissenschaften, unter die Schriften vom ersten Range, die in der gelehrten Republik sehr selten erschienen. Das sind seine Worte, deren allzu übertriebene Höflichkeit ich gerne nicht nach dem Buchstaben annehmen will; den Beweis aber will ich daraus folgern, daß man die Sitten nicht durchgehends gelästert.

Ein holländischer Journalist, der nach falschen Auszügen sich darüber aufgehalten, stand nicht lange an, seinen Irrthum in einer langen und prächtigen Lobrede zu wiederrufen.

Hier ist das Urtheil, welches der Verfasser der oben gedachten Gegencritik davon fället, welcher unter allen Schriftstellern, so die Sitten als Theologen gelesen und beurtheilt, sie am vernünftigsten gelesen und beurtheilet.

„Es ist nichts so schwer zu verfertigen, als ein „gut Werk. Eine vernünftige und genaue Cri„tik zieht viele Schwierigkeiten nach sich. Die „Ge-

(*) Gedruckt in Indien 1746.
(**) Les Moeurs appreciées.

„Gedanken des Verfassers sind in der That kühn, „und sind denenjenigen sehr aufgefallen, die sie „nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit unter„sucht und ergründet, ehe sie davon geurtheilet. „Einige seiner Gedanken haben eine Erklärung „gelitten, die der guten Ordnung zuwider läuft; „man ist wegen seichter und schwacher Gemüther „und ungelehrter Leute in Furcht gerathen, und „hat es für eine Pflicht gehalten, das Werk zu „verdammen.

„Wenn man das Werk des Herrn **Panage** „liest, muß man den Grundsatz annehmen, daß „er einen edlen Endzweck und eine aufrichtige Ab„sicht gehabt habe, die Sitten zu läutern, nicht „unter seinen Landsleuten allein, sondern bey „allen Völkern auf dem Erdboden: Er wollte „das Licht der Vernunft ihnen allen leuchten las„sen; er wollte sie bewegen, den Weg zu wan„deln, den er ihnen allen vorzuzeichnen sucht, um „tugendhafter und folglich glücklicher zu werden: „Denn wo die Tugend nicht ist, ist kein Glück „zu hoffen. Hierauf hat er ihnen alle die Hülfs„mittel entwickelt, welche die Vernunft gegen „das Laster darbeut, wenn man sie höret; es ist „eine Philosophie, welche die ganze Welt un„terrichtet.

„Solche Beweggründe verdienen das größte „Lob; und die Ausführung ist seinem Vorsatze „gemäß ausgefallen, und ist mit eben so viel „Einsicht als Stärke und Feinheit gemacht.“ Nachdem er den Sinn meines Buches sowol eingesehen und so bündig angegeben, fährt er fort: „Aber Herr **Panage** scheint vergessen zu

„haben,

„haben, daß er ein Christ ist: Er hätte nur noch „mehr auf das Christenthum dringen sollen. Er „hat allzuviel Einsicht, als daß man ihn mit ei„nem solchen Verdachte beschmitzen sollte. In„dessen wird er mir erlauben, anzumerken, daß „er sich des Beystandes, den ihm die Religion „darbot, nicht gnug bedienet. Die gesunde „Vernunft und die Religion sind unzertrennlich; „mich dünkt, wenn man sie trennet, benimmt „man sich freywillig des nützlichsten und kräftig„sten Beystandes.“

Das ist ein erleuchteter Schriftsteller, ein Eiferer vor die Religion, welcher in dem Werke von den Sitten die Zurückhaltung über die christliche Moral an mir tadelt, die er vielleicht nicht tadeln würde, wenn er die Gründe, die ich dazu hier anführe, gelesen hätte. Er tadelt aber doch weiter nichts als dieses. Er sieht, es sey wahr, daß ich von dem Evangelio gar nichts gedacht: Allein er setzt doch nicht amtswegen dazu, wie einige andere wider den klaren Inhalt meines Textes gethan, daß ich einer Lehre des Evangelii widersprochen, oder sie in Zweifel gezogen.

Seine Schutzschrift oder Gegencritik, wie er sie nennet, die durchgängig so billig als höflich ist, endiget er mit der schmeichelhaften Ueberschrift aus Horazens Dichtkunst: Ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.

Ich lasse eine Menge anderer rühmlichen Zeugnisse über die Sitten, die in verschiedenen europäischen Monatschriften eingerückt sind, unangeführt, weil ich mir keine Lobrede schreiben will.

Ich lasse auch eine Menge kleiner und flüchtiger Critiken in ihrer Dunkelheit, die man schon lange vergessen hat; entweder weil sie später erschienen als die ersten, vornemlich des Herrn D. S. und nur Wiederholungen enthalten, oder weil ich von ihnen gar nichts erfahren habe.

Ihm sey wie ihm wolle, so dünkt mich doch, wenn ich alles wohl überlegt, daß das Lob den Tadel übertrift. Auch habe ich unter den Leuten mehr vor als wider mich gefunden; viele unpartheiische ungerechnet, welche mir, zehn oder zwölf Stellen ausgenommen, die sie lieber nicht darinnen möchten angetroffen haben, wegen alles des übrigen beygefallen sind. Ich glaubte also, daß mir nichts weiter übrig wäre, als den kleinen Haufen zu gewinnen, und daß ich diese zu bekehren weiter nichts nöthig hätte, als Zeit. Ich ward also ruhig, und ich that unrecht. Ich hatte nicht an die Aufwiegler, an die Nebenbuhler und an die Staatsklugen gedacht, die einen heimlichen Krieg gegen mich erreget. Die Beschuldigung der Deisterey kam von Zeit zu Zeit wieder vor, in kleinen Schriften, in Monatschriften, in einzelen Blättern; es ward zur Mode; und alle Hummeln auf dem Parnasse summten davon.

Mit der Zeit habe ich die Wahrheit des Grundsatzes wol erkannt, daß man keinen Feind geringe achten solle. Denn indem ich von diesem und jenem bey mir selbst dachte, das ist kein fürchterlicher Feind; indem ich mich darauf verließ, daß meine guten Absichten allzu sichtbar, meine Grundsätze rein, und meine Moral ver-

nünftig wären; indem ich mich bey einer betrüglichen und unsichern Stille einschläferte; so zohe sich nach und nach ein Wetter zusammen; die Ankläger vermehrten sich, und mein Stillschweigen machte sie kühn. Endlich ist ihrer eine grosse Zahl worden, und ihre Anklage hat eine Gestalt gewonnen: Aber alles dieses hat Zeit erfordert. Ich bin aus meiner Schlafsucht nicht eher erwacht, bis meine Hasser schon über viele Gemüther die Oberhand gewonnen. Ein kleiner Anhang bey Hofe hat zur Verringerung meines Ansehens das Seinige beygetragen. Die in ansehnlichen Posten stunden, wagten es nicht, sich für meine Freunde zu erklären; und meine wirklichen Freunde gaben nach, und wollten sich nicht vergebens in Gefahr setzen.

Jetzund wiederrufen war zu spät; und weil es zu spät war, verzog ich noch länger. Ich ward unempfindlich und muthlos; und ein wenig Stolz hielt mich noch mehr zurück. „Sie denken viel„leicht, sagte ich zu mir selbst, daß ich mich wie„der bey ihnen in Gunst setzen will, daß ich mich „ihres Glückes theilhaftig machen will, wenn ich „mich so weit erniedrige, daß ich mich darüber „erkläre: Und ich will doch nicht wider meine „Grundsätze reden, wenn ich auch eine Krone „gewinnen oder mein Leben damit retten könnte. „Wäre ich hundert Meilen weit von ihnen ent„fernt, so würde ichs eher thun. Ich bin gar „nicht unempfindlich gegen den Nebel, mit dem „man meine Religion umzieht. Ich bin kein Ab„trünniger, und bin es nie gewesen. Ich wünsch-

„te, daß mein guter Name über diesen Punct „ganz rein wäre.“

Jetzund aber sind alle Umstände so, wie ich sie wünsche; ich habe nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen. Ich handele allein nach meinem Gewissen. Es ist spät, ich geb es zu; aber vielleicht wird meine Schutzschrift um so viel besser. Seit dreyzehn Jahren ist mein Geist gelassener und reifer geworden. Einige Jahre früher war ich noch in Gefahr, daß meine Antworten etwas gebrauset hätten. Nun aber bin ich in den mittleren Jahren, wo man, ohne an Kraft und Lebhaftigkeit etwas zu verlieren, eine weniger ausschweifende Einbildung hat, die zu falschen und verwegenen Schritten verleitet. Ich habe mein vergangenes Leben überdacht; ich habe Fehler und Thorheiten entdeckt, die ich aufrichtig ändern und gestehen will. Ich habe auch in die Zukunft hinaus gesehen, und finde noch dreyßig künftige Jahre vor mir, die ich in Frieden mit Gott und den Menschen hinleben muß. Ich will, wie man insgemein sagt, zwischen meinem Leben und Tode einen leeren Raum lassen. In solchen Verfassungen schreibe ich gegenwärtige Erklärung.

Damit ich nun etwas ordentlich verfahre, und die Trockenheit, so viel als möglich ist, vermeide, die insgemein bey dogmatischen Entscheidungen unvermeidlich ist, will ich nicht, wie Schrifterklärer insgemein thun, meinem Texte Schritt vor Schritt folgen, sondern die Sätze aus meinen Sitten, die zum Tadel Gelegenheit gegeben oder

noch

noch geben können, unter gewisse dogmatische Haupttitel fassen.

Erstlich, zu Vermeidung unnöthiger Händel, die man mir blos darum gemacht, weil man meinen Plan nicht eingesehen, will ich ein Kapitel anwenden, und ihn dem Leser darinnen nochmals vor Augen zu legen. Man muß es, so zu sagen, auswendig wissen, daß ich die Sittenlehre nur als ein blosser Weltweiser abhandlen, und die geoffenbarten Religionen bey Seite setzen wollen.

Wenn man diesem Plane getreulich nachgeht, so sollte und konnte mein Buch weiter nichts seyn, als eine Entwickelung der natürlichen Religion. Meinen Lehren ein Gewichte zu geben, mußte ich deren Quelle erheben; und das ist in den Sätzen geschehen, die ich im zweyten Kapitel untersuchen will.

Gleichwol durfte ich die natürliche Religion nicht zum Nachtheile beyder geoffenbarten erheben; welche, eben sowol als diese, göttliches Ursprungs sind. Ich werde also im dritten Kapitel zeigen, daß ich es entweder wirklich nicht gethan, oder es zu thun nicht willens gewesen.

Wenn ich vor eine von beyden geoffenbarten Religionen eine besondere Achtung bezeigen sollen; so war es sonder Zweifel die christliche, zu der ich mich selber bekenne. Alle Sätze aus meinen Sitten, die dahin gehören oder dahin gezogen werden, sollen mit ihren Erläuterungen im vierten Kapitel vorkommen.

Im

Im fünften will ich die blos moralischen Sätze abhandeln, die man vor unrichtig oder mangelhaft ausgegeben.

Das sechste wird von drey oder vier Stellen handeln, die man boshafter Weise mißgedeutet, um die Regierung in die Verurtheilung meines Buches zu verwickeln.

Meine Absicht bey dieser Erklärung ist, nicht den geringsten Flecken an meiner Orthodoxie hängen zu lassen: Ist mir gleichwol wider meine Absicht noch irgend ein unbestimmter Satz entwischt, so bin ich bereit, ihm von ganzem Herzen zu entsagen. Nachdem ich aus eigner Bewegung, und ohne durch irgend eine Gewalt genöthiget, diese Verbesserung und Wiederrufungen herausgebe; so wird es mir nicht schwer seyn, auch noch einige andere Sätze fahren zu lassen, wenn man mir zeigen wird, daß ich es der reinen Lehre und der Ehre des Christenthumes schuldig bin.

Erklä-

Erklärung über die Sitten.

Das erste Kapitel.

Plan des Werkes.

Ich bin nicht weiter gegangen, als es der Titel, den ich meinem Werke gegeben, zuließ: „Ich „habe die Sitten gemahlt, sowol die man „hat, als die man haben sollte." (*) Weiter gieng meine Absicht nicht. Um mich nicht allzu weit einzulassen, wählte ich vorsetzlich lieber diesen ganz einfältigen Titel, als daß ich ihn, wie ein Theologus des vorigen Jahrhunderts schon gethan, einen Versuch einer Sittenlehre, hätte nennen sollen.

Ich sagte aber, daß ich diesen Herrn nicht gern ins Gehäge gehn wollte. (**) Man hat mir diesen Ausdruck nicht vergeben wollen, ob er gleich im Scherze nur so viel sagt, daß ich mich nicht unterfangen wollen, in das Heiligthum der Theologie einzudringen.

Noch weniger hatte ich Lust, mein Buch moralische Gedanken zu nennen; weil dieser Titel seit fünf und dreißig Jahren schon gar zu beschrien war, und ich

(*) Vorbericht XXI.

(**) Der vorige Uebersetzer sagt: Daß ich mit diesem Herrn nichts zu theilen haben will. Der Ausdruck ist etwas undeutlich; und schickt sich wenigstens nicht in diesen Zusammenhang, wo er scherzhaft seyn soll.

ich mich nicht gern wollte in das Register (*) setzen lassen. Wieder ein Scherzwort, das man mir übel genommen! Mich dünkt, man habe in Frankreich schon vergessen, wie weit man die Verfolgung gegen den P. Quesnel und sein Buch getrieben, wenn man diesen Ausdruck für nichts mehr, als eine unheilige Spötterey ansieht; und doch hat man geglaubt, meine Furcht, in dieß Register zu kommen, sey eine gotteslästerliche Ironie; eben als wenn dieses römische Register eines von den heiligen zehn Geboten wäre. (**)

Dieses beyseite gesetzt, so habe ich mich zur Gnüge erklärt, daß ich mir vorgesetzt, die Moral blos philosophisch zu behandeln; und dieser Vorsatz hatte nichts Ungeschicktes: Denn so pflegt man sie ja in den philosophischen Schulen auch zu behandeln. Bey der Frage, was die Tugend sey, sagte ich: (†) „Sie ist eine getreue und beständige Geflissenheit, „diejenigen Pflichten auszuüben, welche uns die **Ver**„**nunft** vorschreibt. Das war ja genug, zu bemerken, daß ich in diesem Werke blos von menschlichen Tugenden handeln wolle; und in allen Auflagen meines Werkes ist das Wort **Vernunft** mit anderer Schrift abgedruckt worden.

Ueber dieses gründete ich (††) das Bestreben des Menschen, das, was er sich selbst schuldig ist, auszuüben

(*) in den Indicem expurgatorium, oder in das Verzeichniß verbotener Bücher.

(**) Toussaint sagt, als wenn es eine von den zehn Tafeln des Gesetzes wäre. Es soll vermuthlich zwo heissen.

(†) Einleitung p. XXIII. (††) p. LVI. f.

zuüben, auf die Liebe gegen sich selbst, welche das Recht der Natur ihm vorschreibt. Aus dem Worte, Recht der Natur, konnte man sehen, wie sorgfältig ich allemal anzumerken gesucht, daß ich nicht bis zur Offenbarung hinauf steigen wollen. Man hätte mich lange nicht so sehr anfallen dürfen, wenn auch meine Grundsätze manchmal nicht gänzlich an die Hoheit der evangelischen Lehren reichen. Denn erinnern, daß ich mich drunter halten wolle, das heißt ja nicht, ihnen widersprechen, sondern nur ankündigen, daß der blossen natürlichen Moral noch etwas mangele, und daß sie uns bis zur Vollkommenheit zu führen nicht vermöge.

Ich fieng an, zu erklären, nicht was ein guter Christ oder ein frommer Mann, sondern was ein ehrlicher Mann und eine ehrliche Frau sey. „Den „Titel eines ehrlichen Mannes, sagte ich, (*) wollen „wir denenjenigen lassen, die sich damit begnügen. „Man erhält ihn gar so wohlfeil, daß wohlgeartete „Gemüther ihn nicht beneiden dürfen. Viel Ver„trauen auf sich selbst, Geld genug, und gewisse be„liebte Laster mitmachen, dieß macht den sogenann„ten ehrlichen Mann aus; und die Tugend hat da„bey nichts zu thun.“ Herr D. S. dessen Critik über die Sitten unter allen andern gleichwol die schlechteste nicht ist, nimmt an, ich weiß nicht warum, denn das Gegentheil läßt sich greifen, diese Erklärung des ehrlichen Mannes sey nach dem Begriffe, den ich mir selbst davon machte; und aus diesem Grunde findet er, daß ich ihn schlecht erkläret. Freilich wäre das eine sehr schlechte Erklärung. Allein,

 warum

(*) Vorl. Einleit. p. XXV.

warum hat auch Herr D. S. nicht sehen wollen, was jedermann ausser ihm gesehen hat, daß ich hier den Mißbrauch, der insgemein mit diesem Worte vorgenommen wird, getadelt, da ich gewiß eben so gut als er von dem denke, was zum Wesen eines ehrlichen Mannes erfodert wird. Er kann sich auch nicht entschuldigen, weil ich mich einige Zeilen darauf darüber erkläret, wo ich gesagt: (*) „So leicht „es inzwischen scheint, einen oder den andern von „diesen Titeln zu verdienen, in dem Verstande „nemlich, den ihnen der Gebrauch beylegt, so „würden sich doch, bey der Untersuchung, unendlich „viele unrechtmäßige Besitzer finden, die sich dessel„ben nur anmaßen."

Wenn man ein Werk liest, was flüchtig und leichtsinnig geschrieben ist, muß man es mit halben Worten verstehn; und Herr D. S. will das nicht einmal verstehn, was man ihm mit dürren Worten vorsagt. Ich schäme mich, daß ich diese Stelle gegen ihn rechtfertigen muß.

Ferner heißt es über den gemißbrauchten Titel eines ehrlichen Mannes: (**) „Ein Unglückseliger, „den die Noth drückt, hält einen Vorbeygehenden „in einem hohlen Wege an, und nimmt ihm seinen „Beutel, oder fodert ihn. Hier haben wir den „unehrlichen Mann, und zweifelt ihr daran, so „wird es der Rabenstein beweisen." Herr D. S. verstehet mich noch nicht, und will nicht zugeben, daß die Benennung eines unehrlichen Mannes sich nicht weiter erstrecke als auf Leute, die zum Tode geführt werden. Es gefällt ihm gar nicht, daß ich also-

(*) p. XXVI. (**) eben daselbst.

alsobald hinzu gesetzet: „Gebet aber einem glückli„chen Schinder, den die Bedürfnisse des Staates „reich gemacht, einen prächtigen Pallast zu bewoh„nen; gebet ihm einen Schweizer, Livereyen und „den Namen eines Landgutes. Daß er von der „allgemeinen Noth sich bereichert, daß sein Haus „auf den Untergang von mehr als fünfhundert Fa„milien erbauet ist; was hindert das? Er ist ein ehr„licher Mann, weil er reich ist, und leben kann.“ Er will, mein Schinder, ob er gleich glücklich ist, müßte für einen unehrlichen Mann gehalten werden; und er wendet alle seine Kräfte an, gegen mich zu beweisen, was ich so gut als er weiß, und niemals widersprochen habe, daß ein Mann, der den Namen eines ehrlichen Mannes durch kundbare Missethaten verlohren, ihn deswegen nicht wieder bekömmt, wenn er gleich ungestraft bleibt.

Von der ehrlichen Frau rede ich fast auf gleiche Weise. „Sie ist nicht viel ehrwürdiger, sage ich, (*) „als der ehrliche Mann. Alles, was Egle gethan „hat, um es zu seyn, ist, daß sie nicht öffentlich an„schlagen lassen, daß sie aus der Buhlerey ein Hand„werk machet. Hier begeht Herr D. S. den vorigen Fehler. Er kann sich nicht enthalten, mir zu sagen: Meine Egle sey nichts weniger als eine ehrliche Frau.

Allein, noch viel sonderbarer ist an einem Manne, der sich so ernsthaft stellt, die Anmerkung über die folgenden zwey Gemählde:

Eine junge und schöne Frau zeiget mehr als es anständig ist, alle Schönheit, die sie von der Natur

(*) p. XXVI.

empfangen; sie erhebet sie noch durch alle Zierrathen eines netten Aufputzes, durch Bänder, Schminke und Schönpflästerchen. Allein sie ist zu Fusse, und hat keinen Bedienten, der ihr nachtritt: Es ist ein ehrvergessenes Weib, und man weist mit Fingern auf sie.

Zween Schritte von ihr sehet ihr eine andere Frau in demselben Aufputze; sie fährt aber in einer Staatskutsche von sechs stolzen Hengsten gezogen: Also ist sie eine ehrwürdige Frau, und eine Frau vom ersten Range.

Ich konnte mirs durchaus nicht vorstellen, daß Herr D. S. in Ansehung dieser zwey Gemählde mir widersprechen würde; er scheint zwar gute Grundsätze in Sachen der Religion zu haben, er muß aber nicht ein so guter Casuist als ein guter Theologe seyn. Er verlangt, ich solle wol die galante Aufführung an den bürgerlichen Frauen strafen, über der Frauen von hohem Stande aber will er sich nicht bedeuten lassen. Er behauptet **kurz um**, eine Herzogin habe das Recht, sich zu tragen wie es ihr beliebt. Ich will der Herzogin dieß Recht nie streitig machen: Allein er sollte bemerkt haben, daß ich von einem Putze rede, der ins Unanständige geht; und sie werden ihm gewiß seine verbindliche Vorsorge schlecht danken, daß er ihre Vorrechte bis dahin ausdehnen will.

Ich ziehe hernach aus dem, was ich wider den ehrlichen Mann erinnert, wie er oft in irrigem Verstande genommen wird, diese Folge: (*) „Alle „solche ehrliche Leute zusammen sind nicht so viel „werth,

(*) eben daselbst p. XXVII.

„werth, als ein tugendhafter Mann. Jene haben „ihren Titel nur ihrem Glücke, ihren Reichthümern, „ihren Gönnern zu danken. Man nehme ihnen „diese zerbrechliche Stützen, so wird die Ehre, die „darauf ruhet, eben so zu schanden werden, als ihr „Glück.“ Hier merket Herr D. S. wieder ganz ernsthaft an: Dieser Unterscheid sey ungegründet, ein ehrlicher und ein tugendhafter Mann wären einerley. Eine treflich tiefsinnige Einsicht! Ohne Zweifel sind sie einerley, wenn man den ehrlichen Mann nach seiner strengen Bedeutung nehmen wird; hier aber ward von der irrigen geredet, nach welcher ein ehrlicher und ein tugendhafter Mann zween ganz verschiedene Leute sind.

Und ein Mann, der in fünf Anmerkungen fünf Schnitzer macht, ist doch nun mein furchtbarester Gegner!

Jedoch, den Streit beyseite gesetzt, um wieder auf den Gegenstand der Sitten zu kommen, es ist doch allemal wahr, daß ich darinnen auch von dem tugendhaften Manne nicht anders reden wollen, als in so fern er das Gesetz der Natur genau beobachtet. „Der tugendhafte Mann hingegen, sage ich gleich darauf, (der von dem ehrlichen Manne nach seiner falschen Bedeutung sehr unterschieden ist,) „hat „seine Titel blos von den guten Sitten; und das „sind wesentliche und dauerhafte Titel, die kein Un„glück rauben kann, sondern die ihm vielmehr neuen „Glanz geben.“ Ferner, um die Bedeutung fest zu setzen, die ich den Sitten geben wollte, sage ich: „Sie sind das Betragen und die Aufführung, wel„che nach der Kenntniß und Liebe zur Tugend ein-

„gerichtet ist. Denn, ohne die Tugend zu kennen, „hat man nur die Sitten des Pöbels, und ohne sie „zu lieben, hat man keine andere als die Sitten der „Grossen; das ist, man hat gar keine.“

Ohne, daß ich erst suche den kleinen satyrischen Zug über die Grossen zu entschuldigen, über den sich niemand beschweret hat, will ich hier blos anmerken, wie sichtbar es sey, daß ich nicht die Absicht gehabt, den Begriff eines Christen, sondern blos eines Ehrenmannes zu entwerfen; nicht die Tugenden eines Heiligen, sondern die Pflichten eines rechtschaffenen Mannes zu lehren. Ich glaube, daß es immer in meiner Wahl gestanden, meine Materie zu wählen; und daß man von mir nicht fodern können, ich solle predigen, da ich blos moralisiren wollte.

Indessen, damit ich meinen Lesern nicht atheistische Tugenden beybrächte, ich will sagen blosse verabredete oder bedungne Tugenden, erzwungne oder eigennützige Tugenden, so habe ich die Liebe meiner ganzen Sittenlehre zum Grunde gelegt.

Gott lieben, uns selbst lieben, unsern Nächsten lieben, hierinnen, sagte ich, bestehen alle Pflichten des Menschen. Aus der einen unter dieser dreyfachen Liebe entstehet die Gottseligkeit, aus der andern die Weisheit, und die dritte erzeuget die gesellschaftlichen Tugenden.

Bey der Anwendung der Liebe auf diese drey verschiedene Gegenstände, dringe ich im ersten Theile auf die Pflicht, Gott mit einer dankbaren Liebe zu verehren, welche sich auf die Schöpfung und Erhaltung und die vielen Wohlthaten gründet, die uns

Gott in diesem Leben erweiset; jedoch ohne die herzliche Liebe des Christen auszuschliessen, die allein verdienstlich ist, die allein zur Seligkeit führet; von der ich aber nicht redete, weil ich von den Sitten, aber nicht von christlichen Tugenden schrieb. Von dieser dankbaren Liebe sagte ich, ein Ungläubiger könne sie sowol haben als ein Christ. Ueber diesen Satz hat man mich getadelt; ich werde ihn aber in dem vierten Kapitel dieser Erklärung gehörig aus einander setzen.

Diese dankbare Liebe noch ferner einzuschärfen, sagte ich zu Anfange des ersten Theils: (*) „Die „Liebe entstehet nur aus dem (übereinstimmenden) „Verhältniß zwoer Personen, deren eine zu der an„dern Wohle etwas beyzutragen vermögend ist. „Der Quietist mag seinen Gott selbst in dem Au„genblicke lieben, da seine unerbittliche Gerechtig„keit ihn auf ewig den Flammen überliefert: Das „heißt zu sehr über die göttliche Liebe geklügelt. „Alle Vollkommenheiten Gottes, von denen wir „keinen Vortheil zu hoffen haben, können uns wol „zur Verwunderung und Ehrfurcht, nicht aber zur „Liebe reizen.„ Ich Liebe ihn nicht darum, weil er allmächtig, weil er groß, weil er weise ist; sondern weil er gütig ist, weil er selbst mich liebet, und mir davon alle Augenblicke Proben giebt. Liebte er mich nicht, was nützte mir seine Allmacht, seine Grösse, seine Weisheit? Alles würde ihm möglich seyn, er würde aber nichts für mich thun; seine allerhöchste Majestät würde zu nichts dienen, als mich desto verächtlicher in seinen Augen zu machen; er würde

(*) p. 5

die Mittel wissen, mich glücklich zu machen, allein er würde sie nicht gebrauchen. Liebt er mich hingegen, so werden mir alle seine Eigenschaften unschätzbar; seine Weisheit braucht die rechten Mittel zu meiner Glückseligkeit; seine Allmacht führt sie ohne Hindernisse aus; seine Majestät giebt seiner Liebe einen Werth, der unendlich ist.

In eben der Absicht habe ich kurz darauf Gott einer Mutter, einem Vater, einem Lehrer, einem Wohlthäter, einem Freunde verglichen. (*) „Ihr „danket es, sagte ich, eurer Mutter, daß sie euch „zur Welt gebracht, eurem Vater, daß er für eu„re Bedürfnisse sorget, euren Lehrmeistern, daß sie „eure Seele durch nützliche Kenntnisse verbessern; „ihr danket euren Wohlthätern ihren großmüthi„gen Beystand, euren Freunden ihre Zuneigung „und Ergebenheit: Gott aber ist allein wahrhaftig „eure Mutter, euer Vater, euer Lehrmeister, euer „Wohlthäter und euer Freund; und die ihr unter „diesem Namen verehret, sind eigentlich zu reden „nur die Werkzeuge seiner Güte gegen euch.„ Und gleich darauf in fünf auf einander folgenden Absätzen stellte ich Gott wirklich unter diesen Vergleichungen vor. Umsonst glaubt der Sittenbeleuchter, (**) (dies ist die kleinste Schrift wider die Sitten, man nehme das Kleine in welchem Verstande man will,) daß ich die ihm so wunderlich scheinende Vergleiche in Palafor Rodriguez oder Grenada gelernt, nach welchen ich Gott als Vater, Mutter, Lehrer, Wohlthäter und Freund betrachte. Mag ich

(*) p. 18.

(**) Der Autor der Moeurs Appreciees.

ich sie doch hergenommen haben wo ich will, gnug sie haben allgemeinen Beyfall erhalten. Und Herr von Alby sagt noch gar in seinem Sendbriefe zu Bekanntmachung des letzten Jubeljahres: Gott sey zugleich der getreueste Freund, und der zärtlichste Vater.

Meinen zweyten Theil fieng ich gleichfalls damit an, die Erfüllung dessen, was der Mensch sich selbst schuldig ist, auf die Liebe zu gründen, die er nach dem Rechte der Natur gegen sich selbst haben soll; und ich drang dergestalt auf diese Liebe, daß ich gar keinen Tadel vermuthen konnte, wenn man aufrichtig mit mir umgienge. Allein, würde man bey dieser Aufrichtigkeit wol sich meines Einfalles über die Pietisten bedient haben, daraus zu folgern, daß ich die christliche Sittenlehre antaste.

„Wenn ein Pietist, sage ich, (*) sich mit der Sit„tenlehre abgiebt, wie solches zum öftern geschie„het, und wenn er zu seinem Texte die Eigenliebe „genommen, so wird er mit seiner Predigt kein En„de finden können.„ Aber ein Pietist ist nicht immer ein Orakel oder ein Heiliger. Ein Pietist, in seiner gewöhnlichen nachtheiligen Bedeutung, ist ein Mann, der die Grundlehre der Frömmigkeit übertreibt, und darüber ein Menschenfeind wird. Das Wort Pietist wird so sehr allgemein in dieser Bedeutung genommen, daß die frommen Leute selbst sich es für schimpflich halten, und es ablehnen. Es hat sich mehr verschlimmert als das Wort (Devotion) Andacht, welches man noch für herzliche Frömmigkeit nimmt. Damit man aber ja nicht

zwei-

(*) p. 57.

zweifeln möchte, daß ich es nicht in seiner besten Bedeutung nähme, so setzte ich hinzu: „Unter dem „Schein, daß die Religion dem Menschen verbie„tet, (gleichwie die Vernunft eben das thut) eitel „und stolz, wollüstig und weichlich zu seyn, wird „ein solcher unerbittlicher und strenger Orthodoxe „verlangen, daß ein weiser und vernünftiger Mensch „ihm selbst zu verhelen suche, daß er ein rechtschaf„fener Mann sey; ein aufgeklärter Philosoph soll „sich mit dem dummen und unwissenden Pöbel in „eine Klasse stellen; man soll sich selbst verachten, „einen unversöhnlichen Haß gegen sich selbst haben; „und diesem zu folge seine Neigungen einschränken, „seine Begierden zwingen, und seinem Geschmacke „wehe thun, es mögen auch der Geschmack, die „Neigungen und die Begierden so unschuldig seyn, „als sie wollen.„ Es ist also sichtbar, daß ich nicht wider die christliche Moral, sondern wider diese ewigen Tadler geredet, die mehr aus Laune denn aus Gründen moralisiren. Denn in Ansehung des moralischen Grundes über die Eigenliebe bin ich mit der Religion einig; was ich hier tadele, ist nur eine übel verstandene Strenge, die sich mehr von ihr entfernt, als ihr beykömmt. Die unmittelbar darauf folgende Worte hat man vor eine Lästerung angenommen: „Seit dem diese Eiferer schreyen, hat „die Eigenliebe einen so bösen Namen bekommen, „daß man sich schämet, sie öffentlich zu entschuldi„gen; so wie man überhaupt selten jemanden findet, „der Herz genug hat, die Parthey des Unterdrück„ten zu nehmen.„ Lasset uns inzwischen einen großmüthigen Streich wagen und ihre Ehre vertheidi-

gen,

gen, der man vielleicht gar zu leichtsinnig einen Flecken angehangen hat. Allein ich verstehe unter der Eigenliebe, deren Vertheidigung ich auf mich nehme, die erlaubte Liebe gegen uns selbst; und ich sage dieses mit ausdrücklichen Worten in dem gleich darauf folgenden Absatze. Es ist also eine Wirkung der allergrößten Bosheit, wenn man mich beschuldigt, daß ich in Ansehung der Eigenliebe eine unchristliche Moral vortrage. Man lese, ich sage nicht mit Nachdenken, nur ohne Vorurtheil lese man diesen Absatz, so wird man sehen, wie richtig und unumstößlich das ist, was ich von der Eigenliebe sage. Hier ist er getreulich abgeschrieben: (*)

„Wir wollen uns inzwischen über die eigentliche „Bedeutung des Worts erklären. Verstehet man „Einbildung, Hochmuth und Eitelkeit unter dem „Worte Eigenliebe, so überlasse ich sie der Strenge „ihrer Verfolger und bin ihr erster Feind. Nimmt „man aber mit mir die Eigenliebe für die starke „Neigung, welche die Natur gegen uns selbst uns „eingepräget; so ist sie unschuldig, rechtmäßig und „unentbehrlich.„ Bleibt da wol noch der geringste Zweifel übrig, über den Verstand, in welchem ich die Eigenliebe nehme. Da ich dieses Wort sehr oft wiederholen mußte, so habe ich es dazu geschickter gefunden, als das Wort Selbstliebe, welches (**) lang und gestreckt ist, und im Grunde nichts mehr sagt. Sollte ich aber auch nun gleich hierinnen von

(*) p. 58.

(**) Im Französischen; denn im Deutschen könnten sie wol gleichgültig seyn.

von dem Gebrauche abgegangen seyn, so fällt doch alle Zweydeutigkeit alsbald hinweg, so bald ich die Erklärung einmal voran gesetzet. Nehmet es, wenn ihr wollt, vor eine dunkle Bezeichnung; so habe ich doch den Schlüssel dazu gegeben.

Dennoch, um noch mehr Licht über den Begriff dieses Worts auszubreiten, gleich als ob ich voraus gesehen hätte, daß man es unrecht aufnehmen würde, setzte ich hinzu: „Wir sind aus Leib und „Seel zusammen gesetzt. Der Leib ist Zufällen un„terworfen, die ihn beschädigen und zernichten; die „Seele ist solcher Ideen fähig, die sie betrüben und „kränken; solcher Empfindungen, die sie erniedri„gen, verunehren und beflecken. Zur Erhaltung „unserer Leiber hat uns Gott den Trieb der Natur „verliehen, welcher für ihre Sicherheit wacht, sie „vor allem was ihnen schädlich ist bewahret, und „ihnen zu erkennen giebt, was sie nöthig haben. „Um unsere Seelen vor alle dem zu schätzen, was „ihrem Glück oder auch ihrer Unschuld gefährlich „seyn könnte, hat er ihnen die Vernunft gegeben, „deren Licht vor ihnen hergehet, sie zur Wahrheit „leitet, ihnen die wahren Güter zeigt, und dabey „die Mittel an die Hand giebt, sie zu erlangen. „Nichts ist also von unserer Seite der göttlichen „Ordnung gemäßer, als für das Wohl unserer „Seelen und unserer Leiber zu wachen. Für ihr „Wohl aber wachen, ist das nicht, sie lieben?„ Ich frage nunmehr, ob die Selbstliebe, in diesem Verstande, noch wol das Gewissen eines Menschen beunruhigen könne, ich will nicht sagen, eines Pie-

tisten, sondern eines Frommen und Gottesfürchtigen.

Dem ungeachtet habe ich noch mehr gethan. Ich habe so gar sorgfältig angemerkt: Auch diese Liebe, so rechtmäßig sie an sich selber ist, sey dennoch nicht ohne alle Gefahr, wenn man sie ohne Vorschrift handeln läßt, und sie nicht im Zaum hält. Ich läugne nicht, heißt es, (*) daß die Eigenliebe nicht auch ihr Böses habe. Ein neuer Beweiß, in welchem Verstande ich sie nehme. Denn wenn ich sie im nachtheiligen Verstande genommen, weil ich sie schon ein wenig weiter oben aufgegeben, so würde ich es nicht haben genug seyn lassen, hier blos zu sagen, sie habe auch ihr Böses. Aber, lasset uns weiter in den Text gehen, auf daß wir mehr und mehr einsehen mögen, wie rein und unsträflich diese Eigenliebe sey, zu deren Schutz und Vertheidigung ich mich aufgeworfen. „Ich „leugne es nicht, sie macht uns gegen unsere Un„vollkommenheiten blind, und läßt uns öfters zu „viel Nachsicht gegen unsere Fehler. Die eheliche „und väterliche Liebe haben auch ihre Schwachhei„ten, soll man sie deswegen verdammen? Liebet „euch selbst mit Klugheit und mit Maße: Haltet „die Liebe des Leibes und der Seele, dem Trieb der „Natur und der Vernunft, jedes in seiner gehöri„gen Ordnung; und sodann fürchtet euch nicht, daß „euch eines oder das andere unter ihnen das gering„ste eingeben werde, wodurch Gott erzürnt werde, „und deswegen er euch strafen würde. Die Ver„nunft muß befehlen, und der Trieb ist nur zum „Gehor-

(*) p. 59.

„Gehorchen gemacht. Die Liebe der Seele muß „vorgehen, denn die Seele ist edler, als der Leib; „dieser ist nur von Erde gemacht, jene aber ist ein „himmlisches Wesen. Unterdrückt den Aufstand „des Leibes, wenn er der Seele entgegen oder im „Wege ist. Bändiget selbst die Seele, und zwin„get sie wieder zu ihrer Pflicht, wenn es geschähe, „daß sie vergäße, was sie dem göttlichen Wesen „schuldig ist, von dem sie den Ursprung hat. Der „Leib muß der Seele, und die Seele Gott gehorsam „seyn. Von dieser Unterwerfung hängt das Wohl „dieser beyden Wesen ab, und diese zu unterhalten, „darinnen bestehet die Weisheit. Eigenliebe oder Selbstliebe, die sich nach diesen Grundsätzen richtet, ist die ein so ärgerliches Laster, das man muß auszurotten bemühet seyn?

Endlich, nachdem ich in den beyden ersten Theilen den Grund gelegt zu den Pflichten, die der Mensch seinem Schöpfer und sich selbst schuldig ist, zu der Liebe Gottes und sein selbst; so lege ich mit dem Anfange des dritten Theils den Grund zu den Pflichten gegen andere, zu der geselligen Liebe. „Liebet euren Nächsten, heißt es, (*) so werdet ihr „nicht ermangeln, das zu thun, was ihr ihm schul„dig seyd. Liebet, so habt ihr das Gesetz erfüllet, „sagt der heilige Apostel Paulus zu seinen Bekehr„ten. Die Liebe allein kann bey uns die getreue „Beobachtung unserer Pflichten wirken. Sie ist „der Grund aller Verbindungen, und das einzige „Band, das sie zusammen hält. Ohne sie ist der „ganze Umgang der Menschen mit einander nichts

„als

(*) p. 221.

„als Verstellung; es blieben in der Gesellschaft „nichts übrig als Gespenster der Tugend, (*) und „ein betrüglicher Schein der Freundschaft, der „Sanftmuth und der Großmuth, welcher tausend„mal gefährlicher ist, als ein offenbarer Haß und „öffentliche Gewalthätigkeiten.

Der Plan meines Werkes beruht also auf der Liebe, die in drey Hauptclassen abgetheilt wird; unter welchen die gesellige Liebe noch ihre Unterabtheilungen bekömmt nach den verschiedenen Stufen der Verhältnisse und Verwandschaften der Menschen unter einander.

Einige haben diesen Plan gebilliget, als den einzigen, dem ich in einem Sittensystem folgen könnte: Andere haben ihn getadelt, zu folge des Grundsatzes: Quot capita tot sensus. So viel Köpfe, so viel Sinnen. Man könnte von dem Verfasser der Sitten sagen, spricht der Sittenbeleuchter: Er predige nichts als Liebe und Verträglichkeit; (qu'amour et simplesse.) Damit ich auch einmal unpartheyisch die Nichtigkeit dieser Spötterey beleuchten möchte; so habe ich, so viel mir möglich war, die Eigenliebe des Autors bey Seite gesetzt: Und nachdem das geschehen war, ist es mir dennoch vorgekommen, als ob die Spötterey des sich aufwerfenden Beleuchters nichts taugte. Denn es ist gar nichts lächerliches, die Pflichten der Menschen auf die Liebe bauen, und gewiß, er wird keine wie sichs gebühret erfüllen, wenn nach einem andern als diesem Beweggrunde er sein Verhalten einrichten wird.

Ich

(*) Der Tugend ähnliche Blendwerke.

Ich habe dieses Werk in der guten Absicht unternommen, den Menschen in Absicht auf die Sitten nützlich zu seyn, nicht aber mich hervorzuthun. Mein in dem Vorberichte gethanes Bekenntniß war ganz aufrichtig: (*) „Wofern einer von meinen Le„sern mir sagen wird, ihr habt ein gut Buch ge„schrieben, so wird es mir sonder Zweifel angenehm „seyn; noch vielmehr aber, wenn er hinzusetzen wird, „ihr habt mich tugendhaft gemacht.„ Ich bin wol nicht ehrgeizig, ich kann aber doch der Versuchung nicht widerstehn, sondern ich muß es sagen, daß ich zwanzig verschiedene Briefe aufweisen kann, mit diesem schmeichelhaften Complimente, welches ich mir wünschte: Eine grössere Anzahl dergleichen Versicherungen, die man mir mündlich gemacht, ungerechnet. Ich will übrigens diese vor mich vortheilhaften Zeugnisse blos darum erwähnen, damit meine Verläumder sehen, daß mein Buch, welches sie für so fehlerhaft ausgeben, doch noch einiges Gute gestiftet habe.

So gar die Gemählde, die ich reichlich in meinem Werke angebracht, um es angenehm zu machen, waren nach meinem Plane eingerichtet. Es waren lebendige Regeln, die ich aufstellte, um meinen Lehren Stärke und Nachdruck zu geben. (**) „In verschiedenen Stellen habe ich nichts weiter „gethan, als das Laster abgerissen, ohne über seine „Scheußlichkeit etwas zu sagen; denn das Gemähl„de spricht von sich selbst. Wenn ich, nach dem „Virgil, das abscheuliche Oberhaupt der Cyklopen „abgemahlt hätte, würde ich wol nöthig haben zu

„erin-

(*) p. XXIV. (**) p. XXII.

„erinnern, daß Polyphemus ein garstiges Unge-
„heuer ist? Mit den Tugenden habe ich es eben so
„gemacht: Ich habe zum öftern ihre Schönheit und
„ihre Annehmlichkeiten abgebildet, ohne den Zü-
„gen, wodurch ich sie kenntlich gemacht, eine ekel-
„hafte Lobrede beyzufügen.„

Zu Mustern der Aufführung habe ich lauter Wei-
se, zu Exempeln der Laster lauter Lasterhafte vor-
gestellet. Niemals habe ich einen Bösewicht oder
Ungläubigen erhoben. Ich habe manchmal einen
rechtschaffenen Mann gelobet, ohne seiner Religion
zu gedenken, blos aus dem Grunde, weil allein von
seinen Sitten die Rede war: Aber bey Erwähnung
seiner Gottesfurcht und Frömmigkeit habe ich ihn
auch gelobt. Ich habe so gar den Anstrich, den
Weltlichgesinnte seiner Frömmigkeit geben könnten,
zurück gehalten, damit ich denselben nicht in An-
schlag wider ihn bringen dürfte.

„Valerie, heißt es zum Exempel, (*) hatte ei-
„nen vornehmen Liebhaber; sein Rang schmeichel-
„te ihrer Ehrbegierde. Allein der Ungetreue ver-
„liebte sich anderwärts. Kann sie, ohne sich et-
„was zu vergeben, sich zu einem geringen Vereh-
„rer herunter lassen? Nein! Ihr Stolz würde gar
„zu sehr darunter leiden. Ihr Entschluß ist bald
„gefasset. Sie entsaget allem verliebten Umgan-
„ge. Diese Veränderung entstehet gleich anfangs
„aus nichts als Verdruß. Allein was ist daran
„gelegen! Sie wird dadurch aus ihrer Unordnung
„heraus gezogen. So bald sie dem Abgrunde,
„dem sie nahe war, entgangen, wird sie seine Tiefe

(*) p. 15.

„desto besser kennen lernen; und da sie mit Zwang „zur Tugend zurück gekehret, wird sie Geschmack „darinn finden, und dabey beharren.„

Einige Seiten vorher heißt es von Aristen: (*) „Er war in seinem dreyßigsten Jahre in der gros„sen Welt; er war ein Mann nach der Mode; „man liebte und suchte ihn; er war bey allen Ga„stereyen, und war ihre größte Zierde. Nun„mehr, heißt es ferner, da er im sechzigsten ist, „hat sich sein Geschmack verändert; er entschlägt „sich allen Gesellschaften; er gehet nirgend hin als „zur Kirche, und der längste Gottesdienst ist ihm „der liebste; er betet beständig und sehr eifrig; er „bedauert die Zeit, da er durch die Ergötzlichkei„ten dahin gerissen worden, und sich nicht beschäf„tiget, Gott zu ehren und zu preisen. Das kömmt „daher, sagt man, weil sein Verstand anfängt „schwach zu werden; man pfleget mehrentheils in „seinen Jahren andächtig zu seyn, und zwar aus „eben der Ursache. Ich würde dieß zugeben, wenn „Arist zur Zeit seiner Veränderung sonst einige „Merkzeichen eines schwachen Geistes gegeben hätte. „Wenn aber seine gesunde Vernunft nicht abgenom„men, so behaupte ich, daß in seinem Alter, da „die Leidenschaften weniger heftig sind, seine Liebe „zur Tugend dadurch desto stärker geworden: Die „Liebe zur Tugend aber kann ohne Gottesfurcht „nicht bestehen.„

Sind dieses wol Ausdrücke eines Heiden, eines Feindes der Gottseligkeit? Da ich mich verdammt habe, wo ich meinen Irthum erkannt; so muß man mir

(*) p. 13.

mir erlauben anzumerken, daß ich mich nicht immer irre. Man sollte es mir bey diesen beyden Gemählden Dank wissen, daß ich die Sache beyder Personen gegen die Weltkinder vertheidige, die darüber lachen und spotten; und ich thue es aufrichtig, denn es ist den Zeichnungen des Arists und der Valerie anzusehen, daß sie nicht mit spöttischem Pinsel angelegt sind. Es geschieht aus Neigung und im größten Ernst, wenn ich jemanden lobe und erhebe, der in dem Pfade der Tugend und Gottesfurcht beständig einhergehet, oder darein zurück kehret.

Folgendes Compliment einer gottesfürchtigen Frauen hat mir immer sehr wohl gefallen, weil es zu meinem Vortheil gereicht, und ein Zeugniß von ihren tiefen Einsichten giebt. „Ich habe mich den „Strom, so heißt es, nicht hinreissen lassen. Un„sere Herren, (diese Herrn waren die Geistlichen, „mit denen sie umgieng,) sehen sie an als einen Men„schen, der an seinem Glauben Schifbruch gelitten, „das ist ihr eigener Ausdruck. Ich aber, da ich „ihr Herz und ihre Grundsätze kenne, wollte darauf „schwören, daß sie Religion haben.„ Und sie sagte die Wahrheit.

Wahr ist es, ich habe das erbauliche Gemählde des Arist mit diesen Worten beschlossen: Diese seine Gottseligkeit setze ich nicht eben in der Besuchung unserer Kirchen; als ein Türke würde er in Moscheen, als ein Protestant in die Predigten gehen; und hätte er Hiobs oder Enochs Religion, so würde er ohn Unterlaß und an allen Orten beten: Sondern ich bestimme sie durch die Erhebung des Herzens zu Gott, und durch alle Handlungen, die

davon Beweis geben. Dergleichen Handlungen aber verrichtet Arist.

Zu Vertheidigung dieser Stelle könnte ich wol sagen, ich hätte von dem Begriffe der Frömmigkeit überhaupt alles das absondern wollen, was in die geoffenbarten Religionen gehört, um mich ganz genau in die Grenzen der blossen Vernunft einzuschränken; wie ich es mir im Anfange des Werkes vorgesetzt, und es würde wahr seyn. Allein, weil diese Stelle, die im Grunde ein blos Nebenwerk ist, Aergerniß gegeben hat, so ist der kürzeste Weg, ihrentwegen Genugthuung zu leisten, daß ich sie widerrufe und zurück nehme; und das sey hiermit gethan.

Zum wenigsten ist es gewiß, daß ich ein gottloses Wesen nirgend zu einem Verdienste, sondern überall zu einem Verbrechen gemacht. „Ihr „könnet den ruchlosen Alcander über seine Frey„geisterey aufziehen, sage ich, (*) ihr schmeichelt ihm „dadurch, und er macht sich eine Ehre daraus.„ Das ist gewiß nicht die Sprache eines Vertheidigers der Freygeisterey.

Mit einem Worte, alle meine Gemählde sind Ehrenmähler, die ich der Tugend aufgerichtet, und Schandsäulen vor die Laster.

Da die gelehrten Richter in ihren Urtheilen fast immer zu weit gehen; so haben mich einige aus Gütigkeit übermäßig erhoben, und andere mich mit einer Verachtung, die Neid und Nacheifer vorzieht, erniedriget. Andere hingegen, die sie nicht nach dem Aeuserlichen, sondern nach dem Grunde betrachtet,

(*) p. 82.

tet, beklagen sich, daß Satyren drinnen wären. Das konnte seyn: Allein Despreaux und le Bruyere haben dergleichen auch gemacht, und man hat sie gehen lassen. Auch darüber sollte man mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich kein einziges meiner Originale deutlich gezeichnet, und den Schlüssel dazu, alles Bittens ungeachtet, getreulich bey mir behalten.

Ich will nicht leugnen, daß einige darunter sind, die man fast errathen kann: Allein die eine Hälfte dieser geringen Anzahl waren Lobreden, und die andere fiel auf Leute, die sich schon eine allgemeine Verachtung zugezogen.

Eines der ersten Art zu erwähnen. Das Gemählde der **Irene** ist so schön, ihre Standhaftigkeit in der Tugend ist mit so viel Gefälligkeit gemahlt, daß ich blos deswegen mich nicht enthalten können das Urbild zu nennen, weil es gewiß ist, daß es auch ohne Namen zu erkennen war.

Wenn man aber das Folgende auslegen wollte, so wäre es Bosheit. **Irene** ist eine wirkliche, sehr kenntliche und ehrwürdige Person: Ich brauchte ein Gegenbild, und ich nannte es **Chloe**. Chloe aber ist ein Unding.

Hippias (*) war, wenn es nicht anders seyn soll, etwas wirkliches; aber etwas so unerhebliches, daß man mit Verachtung von ihm reden konnte, ohne Anstoß bey der Welt. Dennoch habe ich den Hippias eben so, wie alle andere, sorgfältig bey mir behalten.

(*) p. 317.

Vermuthlich hat diese meine beständige Enthaltung von Auslegungen meiner Bilder den Sittenbeleuchter verdrossen. Mich zu strafen, weil er mich nicht errathen kann, muß er wol den unglücklichen Einfall geäusert haben, daß in allen Gemählden, die ihm einen nachtheiligen Begriff von mir erwecken zu können scheinen, ich mich selbst abmahlen wollen. (*) Hier ist eines.

„**Eusebius** fürchtet und ehret Gott, und dienet „ihm; gleichwol hält man ihn für gottlos, und war„um? Blos darum, weil er von dem Gottesdien„ste, der bey seinen Bürgern eingeführt ist, unvor„sichtiger Weise übel spricht. Er opfert dem Gott „seines Landes nicht, und daher hält man ihn für „einen Atheisten.„ Sonder Zweifel, spricht er, mahlt Herr **Panage** hier wiederum sich selber. Denn das ist das dritte Gemählde, das er auf mich deutet. Warum soll es denn nun eben mein Bildniß seyn; und nicht lieber des **Socratis** oder eines andern, der ihm gleichet. Mir ist nichts ähnlich, als der erste Strich: Ich fürchte, ehre, und diene Gott; aber ich werde doch, wenigstens mit meinem Willen, für einen Gottlosen und Atheisten nicht gehalten. Und wer ohne Vorurtheil nicht meine Vertheidigung, sondern blos meinen Text gelesen hat, wird überzeugt seyn, daß ich nicht einmal gedacht habe, den unter meinen Mitbürgern eingeführten Gottesdienst zu verhöhnen, sondern daß ich ihn in Ehren, und mich demselben gemäß halte.

Nunmehr habe ich meinen Plan erkläret. Lasset uns jetzo untersuchen, ob ich ihn ausgeführet.

Das

(*) p. 101.

Das andere Kapitel.

Sätze, welche die natürliche Religion angehen.

Eine Sittenlehre aus dem blossen Lichte der Vernunft geben, heißt genau eben so viel, als die natürliche Religion vortragen. Ich konnte also, wenn ich meinem Plane folgen wollte, keine andere als diese abhandeln. Da ich meine Lehren an alle Menschen in allen Religionen richten wollte, so war ja die natürliche Religion allein der Mittelpunkt, der mich und sie vereinigen konnte. Es war also unumgänglich nothwendig, daß ich bewies: Sie sey allgemein, **uralt**, unveränderlich und heilig.

§. 1.

Die natürliche Religion ist allgemein.

Diese Allgemeinheit feste zu setzen, heißt es: (*) „So lange man für wahr annimmt, daß die Menschen schuldig sind, das Gesetz der Natur **zu erfüllen**; so muß man auch voraus setzen, daß sie es kennen.“ Was würdet ihr von einem so unbilligen Fürsten sagen, welcher verlangte, daß man seinen Willen thue, ohne daß er sich die Mühe gäbe, ihn bekannt zu machen?

Diese zwo Redensarten sollen einen andern geheimen Verstand leiden. Allein wenn man den wahren untadelhaften Sinn finden wollte, dörfte man sich nur genau an meinen Text halten, und mir nicht erst Meynungen andichten. Ich rede hier nament-

 lich

(*) p. XXXVI.

lich vom Gesetze der Natur. Von diesem Gesetze, sage ich, muß man annehmen, daß es die Menschen kennen, sobald man annimmt, daß sie es zu vollbringen verbunden sind. Kann man wider einen so genau bestimmten Satz etwas einwenden? Ich wollte meine Sittenlehre auf die Regeln des Gesetzes der Natur gründen: Würde ich aber nicht auf Sand gebauet haben, wenn ich angenommen hätte, die Begriffe dieses Gesetzes könnten so sehr verdunkelt werden, daß die Menschen nichts mehr davon wüßten?

Allein argwöhnische Leser haben gedacht, man könnte diesen Schluß mißbrauchen, und ihn auf die christliche Religion anwenden.

Ich antworte: Ein Mißbrauch, der in Ansehung der christlichen Religion möglich ist, kann ja seine Bündigkeit in Ansehung der natürlichen nicht aufheben; ich aber habe allein von der letztern zu reden gehabt. Dem ungeachtet getraue ich mir so gar zu sagen, daß sich dieser Grundsatz in gewisser Maße auch auf die christliche anwenden lasse. Die strengesten Theologen haben dieses sehr wohl eingesehen; denn, um die Menschen, die von dem evangelischen Gesetze keine Kenntniß haben, nicht bey Strafe der Verdammniß daran zu verbinden, bejahen sie: Wenn jemand den Geboten des Naturgesetzes treu, und in seinen Sitten untadelich wäre, würde Gott ihm viel eher einen Engel senden, der ihn in den geoffenbarten Wahrheiten unterrichtete, als zugeben, daß er umkäme, darum weil er sie nicht erkannt hätte. Allein ich befinde mich in bessern Umständen. Ich wiederhole es noch einmal: Ich habe

habe nur vom Naturgesetze geredet, und nur davon reden müssen; und ich kann in keine Ketzerey fallen, wenn ich behaupte, daß man mit gutem Grunde gegen die Hintansetzung dieses Gesetzes mit jener unvermeidlichen Unwissenheit sich nicht schützen könne.

§. 2.

Das natürliche Gesetze ist uralt.

Um das Alterthum des natürlichen Gesetzes und seinen Vorzug vor andern von niedrigerem Range zu bestimmen, sagte ich: (*) „Das natürliche Gesetz ist das älteste, bey dem alle neuere Religionen „als jüngeres Geschwister nachstehen müssen.“ Gott weiß, was vor Lermen dieser Satz angerichtet. Er allein hat so viel Aufsehen gemacht, als das ganze Buch; und ich weiß noch jetzund nicht, warum. Hätte ich gesagt: Das Naturgesetze ist älter, als irgend ein anderes; so glaube ich doch nicht, daß man etwas darwider zu erinnern gefunden hätte. Und was habe ich denn nun anders gesagt, wenn ich es das älteste nenne?

Aber ich habe dazu gesetzt: Die andern müssen ihm als jüngere Geschwister nachstehen. Und eben dieß ist es, was die ungleichen Auslegungen veranlasset hat. Man hat wider meinen förmlichen Text behauptet, daß ich dadurch die Würde der zwey geschriebenen Gesetze, des jüdischen und des christlichen, herunter setzete.

Ich antworte: Wenn man diese beyde Gesetze nach ihren sittlichen Verfassungen betrachtet, so können

nen

(*) p. XL.

nen sie dem natürlichen nicht entgegen gestellet werden; denn sie widersprechen ihm nicht, sondern es wird in dem einen fest gesetzet, und in dem andern bekräftiget. Betrachtet man es aber in Ansehung der Verfassungen, welche die Gebräuche und Cerimonien bestimmen, so können diese zwar manchmal ihre Ausnahme leiden, das natürliche Gesetze aber niemals.

Wenn man meine Gedanken recht fassen will, muß man meinen Schluß ganz überdenken. Ich habe in Ansehung der untergeordneten Gesetze, wegen ihres Inhalts, verschiedene Classen gemacht. Die Gesetze, heißt es, (*) können von verschiedener Gattung seyn. Sie dienen entweder das Reich der Tugend **aufzurichten**, oder sie sind ihr **gleichgültig**, oder sie sind ihr ganz **entgegen**. Zur ersten Classe gehören die, von welchen ich rede (die moralischen Gesetze) die allen Menschen angebohren sind, die von allen Menschen erkannt werden, die fast in allen Religionen der Welt aufgenommen sind, (in der jüdischen und christlichen sowol als in der natürlichen Religion.) In die andere Classe setzte ich die Verfassungen der geoffenbarten, welche die Form des äusserlichen Gottesdienstes bestimmen. Von dieser zweyten Classe der Gesetze sagte ich, daß, wenn sie auch zu dem Aufnehmen der Tugend nichts beytragen, sie doch demselben auch nicht schaden, daß man sie dennoch aber mißbrauchen könne. Und in der Folge sage ich, die dritte Classe der Gesetze würde die seyn, welche wider die Reinigkeit des natürlichen Gesetzes stritte, dergleichen es gegeben hat, und noch haben

(*) p. XXXIX.

haben kann. (*) Wenn man ein richtiges Urtheil über diese dreyerley Arten der Gesetze machen will; so muß man alle die, deren Einrichtungen einerley Gegenstand haben, in eine Wagschale legen, und in der andern die dagegen halten, deren Gegenstand verschieden ist.

Man kann also natürlicher Weise nicht annehmen, daß ich der Moral des natürlichen Gesetzes einiges Uebergewicht über die beyden geoffenbarten habe beylegen wollen; denn ich würde alsdenn Dinge von einer Art einander entgegen gesetzt haben. Wenn man keinen Trugschluß machen wollte; so mußte man die moralischen Verfassungen, welche alle drey Gesetze mit einander gemein haben, denen Verordnungen entgegen stellen, die nur Gebräuche angehen, und im Falle eines Anstosses jenen den Vorzug beylegen. Dieses habe ich aber gleich vor dem jetzt abgehandelten Ausdrucke gethan. „Man mißbrauchet „diese Gesetze der andern Classe, heißt es, (**) wenn „man in denen Fällen, da sie mit den Gesetzen der „ersten Classe streitig sind, ihnen den Vorzug giebt.“

Nachdem ich also meine Meynung ganz deutlich vorbereitet, so sagte ich: Das natürliche Gesetz sey das älteste, bey dem alle andere neuere Religionen (das ist, alle andere geistliche oder gottesdienstliche Verordnungen) nachstehen müssen.

Das verstand ich so: Weil die natürliche Religion von den beyden geoffenbarten wäre angenommen und bestätiget worden, so hätte sie nicht aufgehört,

(*) Toussaint führt sie nicht ausdrücklich an, bemerkt sie aber p. XLI. unten.

(**) p. XL.

hört, das einzige Gesetzbuch der Sittenlehre zu seyn; und so wäre das, was die beyden vorgeschriebenen Religionen in Ansehung der Gebräuche hinzu gethan hätten, den moralischen Pflichten untergeordnet. „Aus Unwissenheit dieses Gesetzes, füge ich hinzu, (*) „entstehen bey uns die scheinheiligen Heuchler und „die abergläubischen Geister.“ Zwey Gemählde folgten, zu Unterstützung meiner Grundsätze, und setzten in deutliches Licht, daß es ungereimt seyn würde, gottesdienstliche Gebräuche den moralischen Pflichten vorziehen.

„Orgon, sagte ich, hatte zu seiner einzigen Ge„sellschaft seine Tochter Philothea bey sich. Ei„nes Tages fiel er in Ohnmacht, und sie gab ihm „Schlagwasser zu riechen, welches keine Wirkung „hatte. Indessen war es hohe Zeit in die Kirche „zu gehen. Philothea empfiehlt den Vater Gotte „und ihrer Magd, nimmt ihre Kappe und ihr Ge„betbuch, und läuft zur Kirche. Der Gottesdienst „währte lange, es war eine Betstunde der Brüder„schaft. Orgon stirbt ohne Hülfe, und ohne daß „man einmal seines letzten Abschiedes gewahr wird. „Hätte man ihn ins Bette gebracht und ihn erwär„met, so war sein Zufall nichts. Orgon würde „noch leben, wenn seine Tochter die Betstunde ver„säumt hätte.“ u. s. f.

Kann wol jemand in den wahren Pflichten der Religion so schlecht unterrichtet seyn, daß er nicht mit mir behaupten sollte, Philothea mußte eher die Betstunde ohne sich heute halten lassen, als ihren sterbenden Vater verlassen? Ist denn wol jemanden

(*) p. XL.

den unbekannt, daß die kindliche Pflicht einer gewöhnlichen Andachtstunde vorgehen muß? Die größten Casuisten werden behaupten, daß sie sogar einer ausdrücklich anbefohlnen Uebung müsse vorgezogen werden, wenn es die Umstände erfodern, eine der andern aufzuopfern. Der Verfasser des Buchs von der Nachfolge Christi sagt: (*) Für keine Sache in der Welt, und keinem Menschen zu Liebe muß man etwas Böses thun; man muß eher was Gutes unterlassen, wenn es die Noth erfodert, oder wenn etwas anderes besser ist. Denn das heißt alsdenn nicht eine gute Handlung unterlassen, sondern das Bessere dem Guten vorziehen.

Das hier angeführte Bild stellt eine schlecht unterwiesene Tochter vor, die eine gottselige Uebung einer natürlichen Pflicht vorzieht. Das andere zeigt eine Abergläubische, die ihren Ausschweifungen immer nachhängt, und sich vor der göttlichen Rache sicher glaubt, wenn sie dieselben unter gottesdienstlichen Uebungen zudeckt. Eine erschreckliche Verbindung des Lasters mit der Entheiligung Gottes! „Lais, sagte ich, (**) hat die Zeit ihres Lebens „ihre Reizungen an die Meistbietenden verschwen„det; sie ist auch noch frisch genug, um sich neue „Buhler zu erwerben, und ihr könnt versichert seyn, „daß sie nicht ermangeln wird, sich ihre Vorzüge „zu Nutze zu machen. Ihre Lebensart erreget ihr „zuweilen Gewissensbisse, und sie ist auch in der „That willens, mit der Zeit sich ehrlich heraus zu „ziehen; bis dahin aber läßt sie zur Beruhigung

„ihres

(*) Im 15. Kap. d. 1. B.

(**) p. XLI.

„ihres Gewissens alle Sonnabende zu Unserer lieben „Frauen eine Messe lesen.

Man muß vorsetzlich sich selbst verblenden wollen, wenn man aus der Art, wie ich die beyden Gemählde dieser lächerlichen Mädgen gemahlt, die gleichwol nach der Natur gezeichnet sind, nicht sehen will, daß ich die Religion nicht beschuldigen wollen, sondern den Mißbrauch, den der Aberglaube dabey machen kann; es sey denn, daß man aus einer blossen Neigung zu widersprechen, und wider alle gesunde Begriffe, eine **Philothea** und eine **Lais** vor ein paar Heilige ausgeben will.

§. 3.

Die natürliche Religion ist unveränderlich.

Um zu zeigen, daß die natürliche Religion unveränderlich sey, sage ich: (*) „Das Gesetz, welches „uns unsere Pflichten vorschreibt, ist der unveränderliche Wille Gottes, dem wir uns gemäß zu bezeigen durch die gesunde Vernunft angetrieben wer„den; und daß in eben diesem Gehorsam die Tugend „bestehe.“ Und ich setze hinzu: „Alle Gesetze, wel„che in der Zeit angefangen haben, und auch auf„hören können gültig zu seyn, sind nicht dasjenige „Gesetze, welches die Tugend bestimmet.“ Der Schöpfer hat die Menschen nicht in ein Joch gespannet, das er ihnen von neuem auflegt, sondern er hatte sie gewiß geschaffen, daß sie tugendhaft seyn sollten. Argdenkende Leser glaubten, hier wäre das natürliche Gesetze mit Ausschliessung der jüdischen und christlichen Gesetze erhoben. Diese Tadler müssen

(*) p. XXXIII.

ſen aber die Sache nicht nahe genug angeſehn haben, ſonſt hätten ſie gefunden: Weil ich den unveränderlichen Willen Gottes zur Regel unſerer Pflichten angebe, ſo müſſen die jüdiſchen und chriſtlichen Geſetze, als derſelben deutlicher Ausdruck, unter dem, was ich zum Vortheil des natürlichen Geſetzes ſage, mit begriffen ſeyn. Das heißt einem Texte vorſetzlich Gewalt anthun, wenn man vorgiebt, die göttlichen unveränderlichen Geſetze wären unter die Claſſe der veränderlichen geſetzt, in dem wenigſtens, was die Sitten angeht. Einem jeden Menſchen, der die Bedeutung der Worte verſteht, muß es ins Auge fallen, daß ich durch die veränderlichen Geſetze, die nicht zu unſern moraliſchen Pflichten gehören, keine andere anzeigen können noch wollen, als die blos willkührlichen Geſetze.

Damit man ſich aber auch hierinnen nicht irren möchte; ſo habe ich mit ausdrücklichen Worten, als Beyſpiele von Geſetzen dieſer Claſſe, Befehle oder Verbote angeführt, die ein Fürſt in Policeyſachen ausgehen läßt: „Souveraine (weltliche) Herren „können Geſetze geben, und ſie wieder abſtellen; „allein Tugenden machen und ſie wieder abſetzen, „das können ſie nicht. Und wie wollten ſie es kön„nen, da es Gott ſelbſt nicht kann? Denn die Tu„gend iſt eben ſo unveränderlich in ihrem Weſen, als „der göttliche Wille, der ihr das Weſen giebt. Die „Geſetze eines Fürſten legen den Unterthanen auf, „gewiſſe Schatzungen und Steuern zu entrichten; „ſie verbiethen ihnen gewiſſe Waaren aus dem Lande „zu führen, oder gewiſſe fremde Sachen ins Land zu „bringen. Die Befliſſenheit, dieſen Geſetzen ge-

„treulich nachzuleben, macht gehorsame Unterthanen,
„sie macht aber keine tugendhafte Menschen. Und
„wollte man wol im Ernste sich rühmen, deswegen
„eine Tugend mehr zu haben, weil man niemals ei-
„nigen Handel mit gemahlter Leinwand getrieben?
„Oder wenn es dem Fürsten gefiele, dergleichen Ge-
„setze wieder abzustellen, wie er solches wol thun kann,
„würde man wol behaupten, daß er Tugenden ab-
„geschaffet habe“? Die Anwendung dieses Satzes,
daß ein Gesetz, welches angefangen hat und aufhören
kann, nicht das ist, welches die Tugend ausmacht,
ist also augenscheinlich unschuldig; und man hat den
Vortheil über einen ungenannten Schriftsteller un-
verantwortlich gemißbraucht, da man hierüber Zank
mit mir angefangen. Indessen muß ich auf einer
andern Seite bekennen, ich bin gar nicht ungehalten,
daß die Beschuldigungen gegen mich so verläumde-
risch und widersinnig sind, weil ich dadurch versichert
sagen kann, die Welt auf meiner Seite zu haben.

Vergebens wird man sich bemühen, den Sinn
der gleich darauf folgenden Worte weiter auszudeh-
nen(*): „Eben so verhält es sich mit allen positiven
„(geschriebenen) Gesetzen. Alle haben einen Anfang,
„leiden Ausnahme, Nachlassungen und eine gänz-
„liche Abstellung. Das einzige Gesetz, welches des
„Schöpfers Hand in unsere Herzen eingegraben, ist
„für alle Menschen und zu allen Zeiten ein unwan-
„delbares und unnachläßiges Gesetze.“ Denn die
andern geschriebenen Gesetze, die ich als veränderlich
annehme, werden immer willkührliche Gesetze seyn.
Ich habe mich wol in acht genommen, die Gesetze
Moses,

(*) p. XXXIV.

Moses, welche ein geschriebenes Naturgesetz sind, oder die Gesetze Christi (welcher des Gesetzes Ende ist) veränderlicher vorzustellen, als das Naturgesetze; wie vielleicht ein schwacher Sachwalter thun würde, der mit einem Spruche, der seine Rechte bestimmt, wohl zufrieden wäre, und gleichwol von einem Spruche, der sie ihm bestätiget, appellirte.

Mit gleicher Einschränkung muß auch folgender Satz verstanden werden:*) „Die einzige natürliche „Religion bleibt gleichförmig und unveränderlich; „alle andere sind Uneinigkeiten, Zerrüttungen und „Veränderungen unterworfen". Denn, wenn ich hier das Unveränderliche der natürlichen Religion dem Veränderlichen der geschriebenen Gesetze entgegen stelle: So verstehe ich es immer von menschlichen Gesetzen, weil die jüdische und christliche Religion bey dieser Frage in gar keinen Vergleich kommen können; und dieses darum. Das Unveränderliche der einen sowol als der andern ist die Lehre und die Moral. Von der Lehre ist hier gar nicht die Rede; und die Moral haben sie alle drey mit einander gemein. Die Vergleichung könnte also nur beym äuserlichen Dienste statt finden. Jedoch auch in diesem Stücke können sie mit der natürlichen Religion in keine Vergleichung kommen, weil diese (wie ich einige Zeilen zuvor gesagt) nichts gewisses in der Art der äuserlichen Verehrung Gottes lehrt, und willkührliche Zeichen hatte.

Ein sehr deutlicher Beweis, daß es blos menschliche Religionen sind, die ich hier in Vergleichung bringen wollen, nicht aber die jüdische und christliche

 flüsset

(*) p. 49.

flüsset, wie man in den Schulen sagt, ex visceribus rei, aus der Sache selbst, nemlich diese Veränderungen im Gottesdienst, von denen ich geredet, hatten lange Zeit vor beyden Religionen statt gefunden: Denn nachdem ich von dem ganz einfältigen Gottesdienst der ersten Menschen und der Patriarchen geredet, setzte ich hinzu (*): Man war aber über diese Materie nicht lange einig. Nach diesen Worten, welche die Veränderungen im Gottesdienst fast bis auf den Anfang der Welt zurück führen, setzte ich hinzu: Der einzigen natürlichen Religion kömmt es zu, (ich sollte vielleicht sagen, kam es zu) daß sie gleichförmig und unveränderlich bleibt (blieb.) Denn es war der einzige Gottesdienst, der damals vorhanden war; indessen war doch dieses meine Meynung. Denn ich habe angemerkt, daß diese Religion nichts gewisses über die Art des äuserlichen Gottesdiensts befielt, sondern blos die Verbindlichkeit dazu anzeiget, ohne sich über eine Regel oder Vorschrift auszulassen. Es konnte demnach unmöglich anders kommen, als daß bey entstandenem Gottesdienste bey verschiedenen Völkern Uneinigkeiten, Zerrüttungen und Veränderungen entstunden, die nicht aufhören konnten, bis eine göttliche offenbarte Religion etwas gewisses bestimmte. Mein Vergleich, er sey nun auch wie er wolle, war doch den geoffenbarten Religionen mehr günstig als nachtheilig.

Wenn man nun auch nach aller Strenge und wider meine Absicht die Gegeneinanderhaltung der natürlichen und der andern Religionen bis auf die christliche ausdehnen wollte: Was würde denn auch alsdann

(*) p. 49.

dann für diese nachtheiliges daraus folgen? Meint denn jemand, daß selbst in unserer Religion die Gebräuche und Cerimonien an unveränderliche Formeln gebunden sind? Christus hat Lehren geoffenbaret und Sacramente eingesetzt: Aber Gebräuche und Cerimonien zu bestimmen, hat er den Vorstehern, die seine Kirche regieren würden, überlassen. Alles aber, was in menschlicher Gewalt beruhet, ist Veränderungen unterworfen.

§. 4.

Die natürliche Religion ist heilig.

Um zu zeigen, wie heilig die natürliche Religion sey, habe ich diese zwo schöne Stellen aus dem Cicero angeführt. (*) „Das Gesetz ist keine Erfindung des „menschlichen Verstandes, noch eine willkührliche „Ordnung, welche die Völker errichtet, sondern die „Vorschrift der ewigen Vernunft, welche die ganze „Welt regieret. Die Gewaltthätigkeit des Tar„quinius gegen die Lucretia war deswegen nicht „weniger ein Verbrechen, weil damals noch kein ge„schriebenes Gesetz gegen dergleichen Frevelthaten zu „Rom war. Tarquinius sündigte gegen das ewi„ge Gesetze, das zu allen Zeiten ein Gesetz war, und „nicht blos ein Gesetz wurde, nachdem es schriftlich „abgefasset worden. Sein Ursprung ist so alt, als „der Geist Gottes; denn das wahre älteste und vor„nehmste Gesetz ist die allerhöchste Vernunft des gros„sen Jupiters. Und anderswo. Dieses Gesetz ist all„gemein, ewig und unwandelbar: Es verändert sich

(*) p. XXXVIII.

„nicht nach Gelegenheit des Orts und der Zeit; es „ist heute nicht von dem unterschieden, was es vor „dem gewesen. Dieses unsterbliche Gesetz ist für „alle Völker, weil nur ein Gott ist, der es gemacht „und gegeben hat“.

Obgleich Cicero in der heydnischen Finsterniß erzogen war; fand und erkannte er doch die Heiligkeit des Naturgesetzes: Die Christen aber erkennen es, und halten es für nichts, ob sie gleich aus der heiligen Schrift von der göttlichen Quelle, daraus es geflossen, unterrichtet sind; ob sie gleich wissen, daß es der Welt dreytausend Jahre zur einzigen Regel und Richtschnur gedienet; sie halten dafür, es sey eben sowol abgeschaft als das jüdische, und machen es sich zur Gewohnheit, es mit dem zu vermengen, was man Deisterey nennet. Die natürliche Religion ist aber keineswegs eine Deisterey, sondern eine Theisterey. Das ist, sie nimmt als die erste Grundlehre die Existenz eines allmächtigen, gütigen, weisen und gerechten Gottes an; aber sie schlüßt die Wahrheiten nicht aus, welche die Offenbarung hernach auf diesen Grund gebauet hat. Die Deisterey hingegen nimmt wohl diese erste Grundlehre an, sie verwirft aber ausdrücklich alle die andern. Die natürliche Religion war ein Grundstein, mit welchem einmal neue Grundstücke sollten verbunden werden. Als Gott sein Gebäude ausführen wollte, verwarf er diesen Grundstein nicht, sondern er hat einige andere dran gesetzt, ihn aber beybehalten. Er hat die Menschen den vorzüglichen Dienst gelehrt, mit welchem er geehret seyn wollte. Aber seine Gebote sind dem nicht entgegen, was die Naturgesetze in Ansehung des innerlichen

Gottesdienstes gelehret. Also durfte ich glauben und auch sagen, es sey der Vernunft unverwehret, von der Gottseligkeit Unterricht zu geben. Indessen hat man meine Sätze hierüber übel aufgenommen; welches ich wol einiger maßen vorher gesehen, da ich weiß, was für eine Verwirrung in den Begriffen bey denen herrschet, die nicht das Licht der Philosophie mit der Erkenntniß ihrer Religion verbinden. „Man bildet „sich vielleicht ein, sagte ich (*), daß es der Philoso„phie nicht zukomme, Lehren von der Gottseligkeit zu „geben". Man würde auch Grund haben sich es einzubilden, wenn von der Gottseligkeit der Christen die Rede wäre. Aber ich erinnerte sogleich, daß ich von der redete, die man aus wol verstandenen und empfundenen Gründen der natürlichen Religion erlangen kann; welche zwar wol zu Erlangung der Seligkeit nicht hinlänglich ist: Es ist aber doch besser, man habe sie, als man habe sie nicht; weil sie weiter führen kann. „Wofern man mit mir einig ist, sage „ich gleich drauf, um meine Gedanken zu erläutern, „sie als eine natürliche Empfindung von Liebe, Ehr„furcht und Dankbarkeit gegen Gott anzusehen: So „weiß ich nicht, warum der Philosoph nicht auch soll„te berechtiget seyn, davon zu reden? Alles, was nicht „über die Sphäre der Vernunft und der natürlichen „Einsichten gehet, gehört in sein Gebiete." Gegen eine Nominaldefinition, (Erklärung des Namens) war nichts zu erinnern. Ich sagte es, daß ich von der Gottseligkeit nur in so weit reden wolle, als sie eine natürliche Empfindung der Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott ist. In diesem Verstande

 aber

(*) p. 1.

aber kann ein Philosoph davon wol gewiß handeln, ohne die Theologie dabey zu gebrauchen. So bald man aber mit dem Begriffe der Gottseligkeit den Glauben an geoffenbarte Lehren und die Beobachtung eines bestimmten Dienstes verbindet: So fällt sie in das Gebiete der Theologie, und die blosse Vernunft muß sich so weit nicht erstrecken; über diese Artikel muß sie nachgeben und schweigen.

Da ich dem Philosophen ein Recht zugesprochen, seine Gedanken über die Gottesfurcht zu äusern, und man das Wort Philosoph so sehr gemißbrauchet, und in ganz anderm Sinne genommen hat: So war es billig, daß ich bestimmte, in welchem Verstande ich es nähme; und das that ich folgender Weise.

„Es giebt Leute in der Welt, die sich vor dem Na„men Philosophe fürchten, weil so wenige sind, welche „die wahre Bedeutung dieses Worts verstehen. Bey „den Griechen und Lateinern, insonderheit bey den er„sten, waren die Philosophen in ganz gutem Ansehen, „und sie wurden wegen ihrer scharfen Einsicht und „des weiten Umfanges ihrer Erkenntniße für ehrwür„dige Leute gehalten.

„Bey uns giebt diese Benennung nicht mehr den„selben Begriff. In der Schulsprache heissen Phi„losophen solche Leute, welche einen Rock mit weiten „Ermeln und eine hohe Mütze tragen, und welche „die Jugend in der Kunst unterrichten, die Vernunft „durch Geschwätze zu verdunkeln, bloßen (angenom„menen) Sätzen den Schein einer offenbaren Gewiß„heit zu geben, und die klärsten Beweise in bloße Auf„gaben, (Problemata, die man beweisen und widerle„gen kann) zu verkehren. Dieses sind nicht die Phi„losophen,

„losophen, vor welchen man sich fürchtet; man sieht „sie als Leute an, die von keiner Bedeutung sind, und „nimmt sich die Mühe nicht, von ihnen viel zu spre„chen.“ Einige ganz kürzlich aus der Schule gezogene Schüler, die noch eben so viel Achtung gegen ihre Lehrer hatten, als diese Lehrer vor hundert Jahren gegen einen **Aristoteles**, haben dieses Gemählde vor eine unvergleichliche Satyre ausgegeben: Da aber diese meine Erläuterung die einzige Absicht hat, mein Buch mit der Religion wieder auszugleichen, so glaube ich nicht, daß dieser Scherz über die Professoren der Philosophie einer Entschuldigung oder Vertheidigung bedürfe. Sie selbst haben mir ihn vergeben; und wenn ich überhaupt niemanden als diese Leute vor den Kopf gestoßen, würde mein Friede bald gemacht seyn.

Ferner (*): „Es giebt hingegen Weltweisen von „einer ganz andern Art, welche weder lange Röcke „noch Mützen tragen; welche die zuverläßigen Wahr„heiten so treulich glauben, als sie an denen zweifeln, „die es nicht sind.“ Was man auch von ihnen sagen kann, haben sie daran groß Unrecht? Und kann denn der hitzigste und der schwürigste meiner Gegner wol fordern, man solle etwas anders glauben als zuverläßige (ausgemachte) Wahrheiten; oder kann er etwas dawider einwenden, daß man über die, welche nicht so sind, sein Urtheil zurück halte!

Ich wußte wol, der Pöbel, bey welchem Denken, Nachdenken und Verbinden ein Verbrechen ist, würde zu solchen Leuten kein Vertrauen haben. „Fra„get den Pöbel, sagte ich, was dieses für eine Gattung

(*) p. 2.

„Philosophen sey? Er wird euch antworten: Es „sind Phantasten, welche alle unsre Handlungen „richten und durchziehen; welche drey Viertheile un„serer Meynungen für Vorurtheile ausgeben, welche „weder Gespenster noch Hexen, und vielleicht selbst „nicht einmal einen Gott glauben."

Aus dieser ganz niedrigen Klasse muß wol der Verfasser eines neuen Stückes (unter dem Tittel die Philosophen) entsprungen seyn; denn er mahlet sie beynahe mit diesen Farben, es sey nun aus Haß oder Unwissenheit.

Käme es nur auf ihn an, so war dieses Wort auf immer umgeschaffen; und ein Philosoph bedeutete von nun an einen feinen Schalk, einen Feind des Vaterlandes und der Gesellschaft, der auf einmal die Sitten, die Religion und den Thron antastet. Dieses ist wenigstens der Begriff, den er in seinem Stücke in drey oder vier Charakteren schildert, die er für Philosophen auszugeben beliebet hat. Es hat nicht das Ansehen, daß er selbst einer seyn will: Er ist zufrieden, daß man ihn vor einen Eisenfresser halte, welcher der allgemeinen Verachtung Hohn spricht, ohne zu erröthen und ohne zu mucken.

„Allein, fahre ich fort, man thue dieselbe Frage an „einen vernünftigen Menschen. Ein Philosophe, wird „er antworten, ist ein Mensch, der untersuchet, bevor „er glaubt; der überlegt, bevor er etwas thut, und „der also, wenn er entschlossen ist, nicht anders als fest „in seinem Glauben, und beständig in seinen Hand„lungen seyn kann."

Ich würde kein Ende finden, wenn ich die giftigen Auslegungen alle anführen wollte, die man über die-

ser

ser Erklärung eines Philosophen gemacht hat; welches man doch nicht anders thun konnte, als in dem man sie verstellte, änderte, und widersinnig vortrug. Denn nimmt man sie nach dem Buchstaben; was kann man wol für eine Einwendung gegen einen Menschen machen, der untersucht, bevor er glaubt, vornemlich in Sittenlehren, die sich auf das natürliche Gesetze gründen, das einzige, welches hier behandelt wird. Und handelte man auch gleich von geoffenbarten Wahrheiten, warum sollte man, wo nicht diese Wahrheiten selbst, doch wenigstens die Beweise von ihrer Offenbarung untersuchen? Ist den etwa die Foderung Pauli: Euer Dienst sey ein vernünftiger Gottesdienst, abgeschaft? Und gilt die weise Regel nicht mehr: Was du thust, so bedenke das Ende (deinen Endzweck.) Indessen hat Herr D. S. drey lange Seiten gebraucht, dieser Erklärung einen verkehrten und gottlosen Sinn zu geben. Und er schließt ihn mit der Versicherung, ein Philosoph nach meiner Erklärung sey ein Mann, der von der Religion auser der Existenz Gottes nichts glaubt; sein Gottesdienst sey nichts als eine Verehrung der göttlichen Vollkommenheiten; er kenne nur die Schöpfung und Erhaltung der Welt, von andern eben so nothwendigen und eines grösseren Dankes würdigen Wohlthäter könne er nichts wissen. Die Wohlthat der Erlösung, sagt er, ist über die Vernunft; und er glaubt sie auch nicht. Und gesetzt, er nähme sie an: Was würde alsdenn aus der Herrschaft seiner Vernunft, dieser so weitläuftigen und unumschränkten Herrschaft, werden? Ein reiner und einfältiger Glaube müßte die Oberhand gewinnen; die Vernunft selber müßte sich unterwer-

terwerfen, alle die hohen Geheimnisse zu glauben, die mit der Wohlthat der Erlösung verbunden sind. Ein solcher Entschluß würde einen starken Geist allzusehr demüthigen; er wird leichter damit fertig, daß er nichts davon glaubt. Und dennoch ist dieses der Philosoph, der weise Mann, den man in Ansehung seiner Gesinnung und seines Verhaltens als ein Muster anpreiset.

Sollte man nicht glauben, Herr D. S. hätte alles das, oder wenigstens eben so viel in dem Texte gefunden, über den er gloßirt. Er muß doch wirklich eine sehr fruchtbare Einbildungskraft haben, um so viele Nebenbegriffe in diesen wenigen Worten zu sehen: Ein Philosoph ist ein Mann, der untersucht, bevor er glaubt, und überlegt, bevor er thut. Allein, hat denn Herr D. S. der da scheint ein Geistlicher zu seyn, keinen Scrupel und keinen innerlichen Vorwurf gefühlt, wenn er in so ernsthaften Dingen mit so vieler Verwegenheit verläumderische Beschuldigungen erfindet, zu denen die Klarheit meines Textes nicht den geringsten Anlaß giebt? Wie? Ist denn ein Mañ, der untersucht, bevor er glaubt, ein Mann, der gar nichts glaubt. Mich dünkt im Gegentheile, er glaubt desto besser, wenn er erst glaubt, nachdem er untersucht hat. Wie? Ist ein Mann, der überlegt, bevor er thut, ein Mann, der gar nichts thut. Nein. Es ist vielmehr ein Mann, der desto sicherer und zuverläßiger handelt.

Und solche verkehrte Schlußmacher und verwegene Verläumder als Herr D. S. sind es doch, welche auf mein Buch den Firniß der Atheisterey, den es gar nicht leidet, aufgetragen haben. Mein Stillschwei-

gen

gen hat ihn ein wenig einziehen lassen. Gott und Menschen bitte ich hiemit um Vergebung, daß ich so lange verzögert habe, dawider zu reden: Jedoch ich glaubte nicht, daß so offenbare Falschheiten könnten Glauben finden. Da dieses also kein Fall ist, eine Palinodie (Wiederrufung) anzustimmen: So behaupte ich vielmehr; ohne einen Schritt zu weichen, ein aufgeklärter Mensch, der nicht einen Köhlerglauben hat, und sich mit geschlossenen Augen auf seinen Pfarrer verläßt, kann ohne Kenntniß des Grundes weder glauben noch handeln; und wenn man nicht aus Gründen tugendhaft und ein Christ ist, so wird man niemals fest in seinem Glauben, noch beständig in seinem Wandel seyn.

In dieser Zuversicht heißt es, gleich nach der Erklärung des Philosophen: (*) „In Leuten von dieser „Art findet sich ohne Zweifel die wahre und gründ„liche Gottseligkeit. Wer aber kann solche besser be„schreiben, als derjenige, der sie in seinem Herzen hat? „Und so sind auch in philosophischen Köpfen diejenigen „Begriffe von der Gottseligkeit enstanden, die ich „meinen Lesern werde vor Augen legen.“ Der Satz ist wahr, man mag das Wort Gottseligkeit nehmen wie man will. Will man es in meinem Sinne nehmen, nach den Gründen des Naturgesetzes; so hat es keine Schwierigkeit, daß ein aufgeklärter Mensch nicht sollte aus dem Lichte der gesunden Vernunft davon reden können. Wenn man es aber nach den Grundsätzen der christlichen Religion nehmen will; so ist es wol nicht genug, daß man ein Philosoph sey, man muß es aber doch seyn. Nun habe ich aber nicht gesagt,

(*) p. 3.

gesagt, dazu dürfe man nur ein Philosoph seyn; sondern ich habe nur gesagt, man müsse es seyn. Und eben darum, weil Nicole, le Tourneur, die Lehrer in Portroyal Philosophen waren, haben sie so vortrefliche und gründliche Begriffe von der Gotseligkeit geben können.

Ich glaube also, nachdem ich alles mit Aufmerksamkeit übersehen habe, auch jetzt noch nicht, daß ich mich einer Ketzerey schuldig gemacht, wenn ich behauptet, daß wir durch natürliches Licht die ersten Schritte in die Gottseligkeit thun können. Der Hauptmann **Cornelius** hatte sie gethan, ehe er unterrichtet und getauft war. **Hiob** war gottselig, und doch weder ein Jude noch ein Christ. Man gebe mir diesen Satz immer zu, da ich ihn mit Exempeln bestärke. Auch wird man mir zugeben müssen, das natürliche Licht könne uns wenigstens die ersten Züge angeben, von dem innerlichen Dienste, den man Gott schuldig ist, ob es gleich der Offenbarung vorbehalten ist, sie zur Vollkommenheit zu bringen; eines folget aus dem andern. Die Gottseligkeit ist, genau genommen, die Tugend, welche Gott verehret. Man ist nicht gottselig, wenn man ihm nicht so dienet, wie es ihm gefällig ist. Man dient ihm nicht, wie er es würdig ist, wenn man nicht gottselig ist. Was den äuserlichen Gottesdienst betrift, habe ich eingestanden, daß das Naturgesetze über diesen Punkt gar nichts bestimme. Ich weiß zwar nicht, wie weit man die Vollkommenheiten des innerlichen Gottesdienstes ohne die Offenbarung würde gebracht haben: Aber das weiß ich; sie war durchaus nothwendig, um uns zu lehren, wie Gott seinen feyerlichen Dienst wolle eingerich-

gerichtet haben. Dieses ist der Grund meiner Lehre gewesen. Und woferne ich in einigen Stellen aus grosser Zuneigung gegen die natürliche Religion ihn zu überschreiten geschienen: So sind mir dergleichen Züge in der Hitze der Ausarbeitung entfahren, die ich wiederrufe, und über die ich mich im folgenden Kapitel erklären will.

Das dritte Kapitel.

Sätze, die wider die geoffenbarte Religion, vornemlich wider die jüdische, laufen sollen.

Ich weiß wol, daß man in engem Verstande das Wort Religion nur bey dem Dienste anwenden und brauchen solle, den Gott fest gesetzt; weil die, welche aus menschlichen Einrichtungen hergeleitet werden, ein blosser Aberglaube sind. Allein der Gebrauch hat den Sinn des Wortes erweitert; man braucht es, einen jeden andern, auch den abgeschmacktesten Gottesdienst anzudeuten. Also habe ich es wol auch thun dürfen; und indem ich das Wort in seinem weitesten Verstande gebraucht, habe ich oft die natürliche Religion der positiven entgegen gesetzt. Durch diese positiven und der natürlichen entgegen gestellten Religionen habe ich niemals andere gemeinet, als menschliche und willkührliche, oder höchstens in den beyden von Gott geoffenbarten und nach der natürlichen erst eingesetzten, das, was sie auser den Sitten und Lehren veränderliches an sich haben: Dergleichen in der jüdischen ein Theil des Ceremonial-

nialgesetzes ist, welches zwar von Gott eingesetzet, aber doch durch das Gesetz des Evangelii aufgehoben worden; und in diesem die Gebräuche und Gewohnheiten, die blos von der Kirche eingesetzt worden, und welche durch eben die Gewalt können aufgehoben werden, die sie zuerst hervor gebracht.

§. 1.

Positive Religionen überhaupt.

Ich habe (*) z. E. unter die Hindernisse, die uns abhalten, die Merkmale des natürlichen Gesetzes, welches in unser Herz gepräget ist, zu unterscheiden, eine Menge geringerer Gesetze gerechnet, deren Kenntniß man mit der Muttermilch eingesogen. „Man „giebt ihnen, heißt es, in seinem Herzen eben den „Rang, (ich könnte sagen, man giebt ihnen oft den „Vorzug,) den das ursprüngliche Gesetz darinnen hat, „welches unsere wesentliche Pflichten bestimmet.“ Man hat vorgegeben, dieser Text könne auf die göttlichen positiven Religionen gedeutet werden. Aber erstlich rede ich in dieser Stelle nicht von Religionen, sondern von Gesetzen. Und warum sollte man denn nicht annehmen, daß es Gesetze gebe, die niedriger sind, als das Naturgesetz, welches (auser den geoffenbarten Religionen) gewiß das ehrwürdigste aller Gesetze ist? Und gesetzt, daß diese Stelle auf die geoffenbarten Religionen anspielete: So würde doch diese Anspielung nicht ihre sittlichen Verfassungen angehen, die im Grunde mit denen, die die natürliche Religion lehret, einerley sind; sie könnte nur von den Einrichtun-

(*) p. XXXIX.

richtungen gelten, welche Uebungen, Gebräuche und Cerimonien betroffen. Diese letztern aber sind in den geoffenbarten Gesetzen in einem niedrigern und geringern Range als die, welche die Sitten angehen; sie sind also auch niedriger als die Sittenlehren des natürlichen Gesetzes, die in allen drey Religionen einerley sind.

Allein meine Tadler haben ihre abscheuliche Verläumdung noch weiter getrieben. Man hat gesehen (im §. 2. des vorigen Kap.) daß in meiner von den Gesetzen in Ansehung der Sitten gemachten Eintheilung ich in die dritte Classe diejenigen setzte, die ihnen etwa zuwider seyn könnten. Und als ich in der Folge zur Anwendung kam, hieß es: (*) „Nichts „verdunkelt die Begriffe der Tugend, welche die „Natur, da sie uns gebildet, in unsere Herzen gesenkt hat, mehr als die falschen Lehren und Staats„gesetze, die der Lauterkeit des natürlichen Gesetzes „entgegen sind. Diese Gesetze, heißt es ferner, hat „man bey seiner Geburt schon gänzlich errichtet ge„funden;“ sie sind durch das ehrwürdige Siegel der Religion und durch die höchste Gewalt bekräftiget; Wie kann man also argwöhnen, daß dasjenige ein Laster sey, was sie befehlen, oder das eine Tugend, was sie verbieten? Aus Bosheit hat man vorgegeben, indem ich Lehren anzeigte, die der Reinigkeit des Naturgeses zuwider liefen, so wollte ich dadurch die christliche Religion antasten. Dieser abscheuliche Gedanke fällt schnurstracks auf diejenigen zurück, welche so boshaft gewesen sind, mir ihn

(*) p. XLI.

ihn schuld zu geben. Denn, warum will man denn annehmen, daß diese gefährliche Lehrsätze von der christlichen Religion zu verstehen sind? Läßt sich denn das Wort Lehre nur auf die christliche Lehre anwenden, damit man alles das, was man irgend einer andern Lehre zum Nachtheil sagt, ansehen möge, als ob es dem Evangelio zuwider wäre? An statt freywillig auch nur einen scheinbaren Vorwand zu diesem Argwohn zu erregen, habe ich nicht einmal Gelegenheit darzu gegeben, weil ich mich enthielt, eine Anwendung zu machen. Denn ich habe ausdrücklich als ein Exempel einer so verkehrten Lehre die practische Moral der Spartaner über den Diebstahl und Ehebruch angeführet. „Ein junger Spartaner, heißt es gleich darauf, (*) der glücklich einen „Raub begangen, ohne darüber betroffen zu werden, hielt sich deswegen nicht für strafwürdig, sondern hatte vielmehr deswegen eine grössere Meynung von sich. Hatte er von einer verheyratheten Frauen Gunstbezeugungen erhalten, so war „das eine erlaubte Artigkeit, welche durch die Sitten des Landes und durch das Exempel Jupiters „gerechtfertiget ward.„

Es ist wahr, ich habe in dem folgenden Absatze im verdeckten Ausdrücken von den Abscheulichkeiten der Ligue (**) geredet. „Wie viele und auch gesittete Völker haben der Religion zu Gefallen die „Grausamkeit soweit getrieben, daß sie der Gottheit so gar Menschen aufgeopfert? Ja würde nicht „der Schwärmgeist im Zügel gehalten, so würde

„Gott,

(*) p. XLII.

(**) Das Bündniß wider die Hugonotten.

„Gott, der Gott der Christen selbst seine Altäre „alle Tage vom Blute solcher Schlachtopfer rau„chen sehen.„ Allein man sieht wol aus den Worten: Der Gott der Christen selbst, daß ich diese Barbarey dem Christenthum nicht zur Last lege, sondern es so ansehe, daß es nach seinen Grundsätzen uns davon abhalten sollte. Ich habe auch an einem andern Orte (*) die christliche Religion als die friedfertigste unter allen andern abgebildet. Ich setze dazu, und rede immer noch von dem Gotte, den wir anbeten: „Möchte er nur die abscheulichen „Opfer dieser Art vergessen, die ihm unsere Väter „gebracht haben!„ Wenn ich aber wünsche, der Christen Gott möge diese abscheulichen Opfer vergessen; so konnte ich ja dadurch nicht zu verstehen geben, daß er sie befehle oder gut heisse.

Und warum will man einem Worte, daß ich beyläufig über das unglückliche Morden bey der Parisischen Bluthochzeit angebracht, eine verhaßte Absicht beylegen, und dem Texte, der etwas ganz anders sagt, Gewalt anthun? Man muß wenigstens nur wie **Busenbaum**, **la Croix** und **Zacheria** gesinnt seyn, wenn man glaubt, wider die Ligue reden, sey soviel als Lästerungen wider den Glauben ausstossen.

Es geschahe übrigens nur zufällig, daß ich bey Gelegenheit solcher Gesetze, die wider die Sitten laufen, und die ich vor möglich ausgab, auf die Barbareyen zu reden kam, welche Christen begiengen, durch Vorurtheile oder Verführungen angetrieben, welche sie vor Gesetze hielten, denen sie an-

 hien-

(*) Cap. 3.

hiengen, und gegen das heilige Naturgesetz, welches sie ganz anders würde geleitet haben, die Augen zuschlossen. Kurz nach dieser Stelle suchte ich ältere Exempel bürgerlicher Regierungen, wo man schädliche Misbräuche vor Gesetze gehalten.

„So lange als das Laster, heißt es, (*) als ein „Eingriff in die politische Verfassung eines Staa„tes angesehen wird, ist es so gefährlich nicht, und „der Verbrecher hält sich nicht leicht für unschuldig. „Hat es aber durch ein Gesetz, oder durch eine „überall eingeführte Gewohnheit, einiges Gewicht „erhalten, alsdenn greift es das Herz an, und zwar „bey dem wichtigsten Orte, und begnüget sich nicht, „dem Menschen die Unschuld zu nehmen, sondern, „welches tausendmal schlimmer ist, es macht sie „unempfindlich für die Reue. Einige Anhänger „auf seine Seite ziehen, ist ein schlechter Vortheil „für das Laster; allein die Tugend verdrängen, und „ihren Namen misbrauchen, das ist für dasselbe „ein vollkommner Sieg.„ Der schon angeführte Herr D. S. fragt bey dieser Stelle, in welchem Staate und bey welcher vernünftigen Religion das Laster könne für erlaubt und gesetzmäßig gehalten werden. Er verstehe gar nicht, sagt er, was ich mit dieser Stelle sagen will. Zuförderst aber habe ich ihm ja nicht gesagt, daß dieses bey einem vernünftigen Gottesdienste geschehen könne: Und er wird doch zugestehen, daß nicht alle auf dem Erdboden also sind. Wie er diese Frage über die Zeit und den Ort thun könne, nimmt mich Wunder, da doch er selbst das von Sparta angeführte Exempel annimmt,

(*) p. XLII.

annimmt, und mir noch zwey andere beybringt. Denn, nachdem er, so wie ich, gesagt, daß zu Sparta ein feiner Diebstahl erlaubt gewesen, setzt er hinzu: Zu Rom hatten einige Zeit die Väter Macht über der Kinder Leben und Tod, und man erlaubte ihnen so gar, die, welche ungestalt oder schwach zur Welt kamen, wegzusetzen. Seine Anmerkung dabey ist wahr: Diese Zeiten der Unwissenheit haben aufgehört, und die Gesetze sind billiger. Aber wozu diese unnütze und albere Anmerkung? Ich habe ja nie gesagt, daß diese Gesetze noch in der Kraft sind. Aber ich biete ihm Trotz, mir zu beweisen, daß hier zu anderer Zeit, oder auch jetzt an andern Orten nicht noch eben so böse Gesetze seyn können! Es fällt ihm gar nicht ein, daß ich mit meinen Gedanken ausser den Grenzen Frankreichs oder etwan ein halbes Jahrhundert zurück sehen können. Die Gesetze sind billiger, sagt er. Ja, zu Paris, wo er lebt, oder in seiner Gegend vielleicht. Allein, werden denn in China nicht noch jetzt ungestalt gebohrne Kinder weggesetzt? Warum will mir Herr D. S. wenn ich Lust dazu habe, die Freyheit absprechen, über eine so widernatürliche Gewohnheit zu eifern. Sind denn die griechischen Christen nicht noch immer gehalten, den Türken an statt eines Tributs Kinder zu liefern, damit sie in der mahometanischen Lehre erzogen werden. Ist es dem Herrn D. S. erbaulich, wenn er sieht, wie das natürliche Recht der Eltern über die Kinder durch ein barbarisches Gesetz gekränkt wird, oder wie die Kinder Jesu Christi den Kindern Belials ausgeliefert werden. Die Japoneser erlau-

erlauben einem Holländer nicht eher nach Meaco zu kommen, bis er das Kreuz Jesu Christi mit Füssen getreten. Ist etwan dieses Gesetz auch nach seinem Geschmacke? Mit einem Worte: Ich wollte sagen, es sey vor die Tugend gefährlich, wenn Gesetze wären, die Lastern günstig sind. Gerne hätte es Herr D. S. öffentlich oder versteckt in meinem Texte gefunden, das Christenthum sey ein solches Gesetze. Ich bin himmelweit von einem so abscheulichen Gedanken entfernt; er hat ihn auch nirgend gefunden: Jedoch verläumdet er immer zu, und wenn er keinen wirklichen Feind findet, gegen den er seinen Sper brechen kann; so schlägt er sich mit Windmühlen.

Noch ein eben so kühner Wahn über eine Anspielung, die dem Christenthume nachtheilig seyn soll. Man hat in dem vorigen Kapitel gesehen, wie aufrichtig ich erzehlet: Nachdem die Völker über die Art des äuserlichen Gottesdienstes uneins geworden, von dem das Naturgesetz ihnen nichts lehren konnte; „haben sie jedes für sich einen Dienst nach ihrer „Art ersonnen, der bald zum Aberglauben worden.„ Ich setzte hinzu: (*) Aus dieser Trennung entstund eine andere Unordnung, welche beydes der Heiligkeit des ursprünglichen Gesetzes, und dem Wohl der menschlichen Gesellschaft zuwider war. Die mancherley Secten, die aus dem Unterschiede des Gottesdiensts entstunden, fasseten gegen einander Verachtung und Feindschaft. Vornemlich die, welche die größte Strenge behaupteten, bemüheten sich sorgfältig, festzusetzen, wer Gott eine Ehre anthäte,

(*) p. 49.

thäte, die sie verböten, oder ihm nicht die bezeugte, welche sie eingeführet, sollte ein Gegenstand ihres Zorns, und auch mit der Zeit, ihrer Rache werden. Daher entstund der unversöhnliche Haß, der das Blut so vieler Sectirer vergoß, ohne daß ihr barbarischer Eifer sich gelegt hätte. Ich glaubte, das verhaßte Wort Sectirer, wodurch ich die Religionen bezeichne, an denen ich die Verfolgung anderer tadele, sollte dem Verdachte nicht Raum gegeben haben, als ob ich damit auf das Christenthum gezielet. Nachdem ich aber erkannt, daß man mit seinem Verdachte nicht so zurücke hält, als man meines Erachtens thun sollte; so bekenne ich, daß ich hier mit deutlichen Worten eine Ausnahme des Christenthums beybringen sollen, welches Recht, Fug und Grund hat, jeden andern Gottesdienst als mangelhaft und unzulänglich zu verwerfen. Diese Ausnahme erstreckt sich aber auf das Judenthum nicht, weil es ein Glaubenssatz ist, daß man auch mitten unter dem Heidenthume ohne Beschneidung und ohne des Gesetzes Werk selig werden konnte. Ohne den Glauben an Christum aber kann man es nicht: Denn es ist hie kein anderer Name den Menschen gegeben, in welchem sie sollen selig werden. Wenn ich aber einmal angenommen, daß das Christenthum keinen andern Dienst zu dulden berechtiget sey; so muß mir auch so gar bey den Christen erlaubt seyn, mich wider die Wut des Sectirgeistes aufzulehnen, welche durch diese Gerechtsame nicht entschuldiget, sondern vielmehr im Evangelio an allen Orten verboten wird.

Es muß aber ein Haß, welcher aus diesem Geiste der Verfolgung entstehet, ein sehr sträflicher Mis-

brauch seyn, weil Herr D. S. der es für seine Pflicht achtet, mir in allen Dingen zu widersprechen, alle dem, was ich anderswo angemerket, seinen Beyfall giebt. „Ein unverständiger Eifer (*) für den „äuserlichen Gottesdienst, bey welchem wir erzo„gen sind, ist auch eine von den Quellen des Has„ses unter denen, die sich zu verschiedenen Arten „desselben bekennen. Ferner: Dieser Misbrauch „kömmt daher, weil die unterschiedenen Religio„nen, in welche die Menschen getheilet sind, nicht „alle auf den Grund der natürlichen erbauet sind; „oder weil die meisten Anhänger gegen ihre Stim„me die Ohren verstopfen. Weil man aus dieser „ursprünglichen und ältesten Religion nicht die Em„pfindungen der Menschenliebe angenommen hat, „durch welche die ganze Welt würde zu einer einzi„gen Gesellschaft guter Freunde geworden seyn: So „machen sie sich ein Vergnügen und ein Verdienst „daraus, einander aufs grausamste zu verfolgen, und „bemänteln mit dem Namen Religionseifer, was „mehrentheils nichts ist als zu viel Nachsicht für ihre „eigene Sinnlichkeit, eine blinde Halsstarrigkeit, „Schwärmerey und Unwissenheit.„ Das ist ein Misbrauch, sagt er, gegen welchen der Autor sich aufzulehnen berechtiget ist. Jedoch, damit ich nicht etwan zu stolz würde, wenn er mir durchgängig Beyfall gäbe, so setzt er vorsichtig hinzu: Aber zum Glück ist dieser Misbrauch so gefährlich nicht, als ihn der Autor macht; und wenn er ja noch irgendwo seyn sollte, so ist er nur in den Gedanken des gemeinen Pöbels.

(*) p. 299.

Indessen macht doch dieser gemeine Pöbel eine Zahl und eine sehr grosse Zahl aus; wozu noch kommt, daß, wie ich anderswo sage, (*) der meiste Theil der Grossen auch Pöbel ist.

Es ist also keine böse Lehre für den Pöbel, er sey nun vornehm oder geringe, wenn man ihn lehret, des Glaubens wegen niemanden zu hassen: Weil kein Glaube, wenigstens kein gesunder und auf die Vernunft gebauter Glaube, befiehlt oder erlaubt, daß ein Mensch unter keinerley Vorwande den andern hasse.

§. 2.

Das mosaische Gesetz.

Ob ich gleich gegen den jüdischen Glauben insbesondere nichts, sondern gegen jede positive Religion überhaupt geredet; so ist doch alles an mir sträflich, auch das Allerunschuldigste, auch das, was die ganze Welt vor mir gesagt hat. Ich sage von der Mäßigkeit: (**) „Bey der Wahl der Speisen und des „Trankes muß unsere erste Sorge seyn, diejenigen „zu vermeiden, die der Gesundheit schädlich sind: „Alles vor unrein gehaltene Fleisch, welches Mo„ses verbot, war in der That hart zu verdauen.“ Man hat über diesen Ausdruck sehr geschrien; man hat gemeynt, daß er dem göttlichen Ansehen des mosaischen Gesetzes Abbruch thäte. Eben als ob es der Majestät Gottes nachtheilig wäre, die Erhaltung unsrer Leiber durch Verordnungen zu befördern, da er durch ihren organischen Bau so herrlich dafür gesorget hat. Hätte die heilige Schrift einen

 Grund

(*) p. 133. (**) p. 72.

Grund von dem Verbote unreiner Speisen für die Juden angegeben; so müßte man dabey beruhen, und brauchte keinen andern zu suchen. Weil sie aber davon stille schweigt, so erhalten die Muthmassungen ihr altes Recht, und die wahrscheinlichste ist sonder Zweifel die beste. Mich dünkt, ich habe gegen das mosaische Gesetze mehr Achtung gezeigt, da ich die Ursache des Verbots unreiner Speisen zu errathen suche, als wenn ich angenommen, es sey ohne Grund geschehen. Und wenn ich es auch nicht getroffen, so ist doch das keine Gottlosigkeit, es ist ein Mangel in der Erkänntniß. Die, welche meine Muthmassung mißbilligen, mögen mir beweisen, daß Moses diese Speisen aus einem andern Grunde verboten, als weil sie nicht gesund sind.

Allein, sagt man, warum gebrauchst du dich des Ausdrucks **vor unrein ausgegebene** Speisen von dem Fleische, welches das Gesetz ausdrücklich **unrein** nennet?

Darum, weil sie es durch das Verbot erst wurden; und das Verbot gründete sich wahrscheinlich auf die von mir angegebene Ursache. Das Schwein ist zuverläßig in warmen Ländern eine ungesunde Speise. Die Magen haben da zu wenig Kraft, eine so grobe und harte Speise zu verdauen. Es ist wenigstens wahr, daß dieses Verbot blos auf Zeit und Ort eingeschränkt gewesen, weil die Christen, die doch mit den Juden an einen Gott glauben, ohne Bedenken von Schweinen und anderen Thieren essen, deren Genuß das mosaische Gesetz untersagt hatte. Das Tuch, welches dem St. Petro, als er zu Joppen

pen war, gezeiget worden, hat allen Unterscheid zwischen reinen und unreinen Thieren aufgehoben. Ap. Gesch. 10.

Wider eine andere Stelle, die ich aus dem 2 Buch Mosis über die kindliche Liebe angeführet, hat man wenigstens aus einem etwas scheinbarern Grunde geschrien. Ich hatte harte, unbarmherzige und gegen ihre Kinder tyrannische Väter geschildert. „Den Kindern solcher Väter, heißt es, (*) kann ich „die Liebe nicht anpreisen. Ich halte mich, so viel „sie betrift, an den blossen Ausdruck des Gesetzes, „das Moses ehemals den Nachkommen Jacobs gab: „**Du sollst deinen Vater und deine Mutter** „**ehren**, saget dieses Gesetz, und nicht: **Du sollst** „**sie lieben**." Ich glaube wol, wie es Herr D. S. anmerket, daß das Wort: **Ehre**, die Liebe nicht ausschließt, die man den Eltern schuldig ist; aber, da es nicht ausdrückt und bestimmt, wie weit diese schuldige Liebe gehn müsse, so habe ich mich erkühnen dürfen, diesen Ausdruck zu brauchen, um von den Kindern nicht eine so herzliche Liebe gegen harte Väter zu fodern, als gegen weichherzige. Denn ich habe mich hierüber erkläret, ob ich gleich den Kindern strenger Väter die kindliche Liebe nachlasse, wolle ich sie doch nicht von aller Liebe freysprechen; (S. die Erklärung über die Kinderliebe im V. Kapitel) sondern nur von der herzlichen Zuneigung, welche die Natur, wenn beyde Theile sie hören, den Kindern gegen die Eltern einflößt. Ich gebe es meinen Richtern zu, daß ich es eben nicht hätte sagen dürfen. Ich mochte es aber gesagt, oder davon geschwiegen haben,

(*) p. 272.

haben, so ist doch zuverläßig, ein böser Vater wird nie so sehr geliebt als ein guter.

Ich fuhr fort, und redete noch immer von Mose (und eben das hat man seinem Gesetze nachtheilig gefunden) „Er redete mit harten Menschen, die „selbst keiner zärtlichen Empfindung fähig, und eben „so wenig vermögend waren, sie bey andern zu erre„gen. Er unterstand sich nicht einmal, in seinen „bekannten Gesetztafeln ihnen die Liebe gegen Gott „anzubefehlen. Und wie hätte er es thun sollen? „Er hatte ihn so erschrecklich, so grausam und so ei„frig beschrieben, daß ein Volk, welches seiner Lehre „folgte, ihn blos fürchten konnte, und ihn nur so „verehren mußte, wie zu Rom das Fieber als eine „schädliche Gottheit verehret wurde, die man ohne „Gefahr nicht erzürnen durfte.“

Drey Viertheile meiner Richter haben in dieser Stelle einen Betrug finden wollen. Sie haben mir die Stellen aus allen fünf Büchern Moses, die ich so gut wußte wie sie, angeführet, wo die Liebe Gottes befohlen wird. Allein, wenn sie mich des Betrugs überführen wollten, so mußten sie mir das ausdrückliche Gebot der Liebe Gottes in den Tafeln des Gesetzes weisen: Denn diese Tafeln sollten den Sitten des ganzen Volkes zur Regel dienen; diese Tafeln hatte das Volk in seinen Händen, und nicht alle die Texte, die meine gelehrte Kunstrichter gegen mich angeführet. Allein, eben dieses konnten sie darinnen nicht finden, weil es nicht drinnen war. Es steht wol erzählungsweise und ausser den Worten des Gesetzes, daß Gott Barmherzigkeit thue an den Kindern, die ihn lieben, bis ins tausende Glied;

das

das ist aber kein ausdrücklicher Befehl, Gott zu lieben.

Soll ich meine Meynung hierüber frey heraus sagen? Sie ist der Lehre des heiligen Paulus so gemäß, daß ich es zuversichtlich thun kann. Aller dieser Texte ungeachtet, wo die Liebe mehr empfohlen, als befohlen wird, (denn sie sind doch kein Theil der zehn Gebote) war überhaupt das jüdische Gesetze mehr schrecklich als lieblich; es enthielt mehr Drohungen als Aufmunterungen, und schien nach der Härte solcher Leute eingerichtet, die nicht viel zärtlicher Gesinnung fähig waren. Ich sehe nicht, daß der Glaube uns hindere, die jüdische Nation zu verachten. Gott hatte sie durch herrliche Wohlthaten vor allen andern Nationen erwählet; allein, ihr Undank, nachdem sie dieselben empfangen, hat sie unter alle die Völker erniedriget, denen Gott sie vorgezogen. Christus sagt auch selber, es werde ein strenger Gericht über sie ergehen als über Tyrus und Sidon. Sie hatten knechtische Herzen, und Gott führte sie wie Knechte. Dieser Geist der Knechtschaft machte auch das Kennzeichen des alten Gesetzes aus, gleichwie die Liebe den neuen Bund bezeichnet.

So seyd ihr nun nicht mehr Knechte, sagt Paulus zu den bekehrten Galatern, (*) sondern Kinder; d.i. Ihr dienet Gotte nicht mehr aus Furcht, sondern aus Liebe. Und in eben dem Kapitel: Abraham hatte zween Söhne, einen von der Magd, den andern von der Freyen. Der von der Magd war, ist nach dem Fleische gebohren; der aber von der Freyen,

(*) cap. IV.

Freyen, ist durch die Verheissung Gottes gebohren. Die Worte bedeuten etwas. Denn das sind die zwey Testamente; eines von dem Berge Sina, das zur Knechtschaft gebieret. So sind wir (Christen) nun nicht der Magd Kinder, sondern der Freyen; und Christus hat uns diese Freyheit erworben. Zwar sind wol unter den Juden auch Gerechte gewesen, die in der Liebe gewandelt; aber diese Gerechten gehörten eben dadurch schon zum neuen Bunde, dessen unterscheidendes Merkmal die Liebe ist.

Ungeachtet dieser Vertheidigung, in Absicht auf diese Lehre, widerrufe ich doch diese Stelle und nehme sie zurück. Nicht darum, weil ich gesagt, die Tafeln des Gesetzes enthalten kein ausdrückliches Gebot, Gott zu lieben; denn sie enthalten es wirklich nicht, sondern weil ich Mosen so vorgebildet, als ob er von Gott einen falschen Begriff gegeben hätte, da er ihn mit den Zügen eines Harten und Unfreundlichen, gleich dem Fieber abgebildet, welches die Römer unter dem Titel einer bösen schädlichen Gottheit angebetet. Moses mahlte ihn mit den Zügen eines gerechten Rächers, wie er einem harten und widerspenstigen Volke gemahlt werden mußte, das in Furcht sollte gehalten werden.

Doch ich habe bey Gelegenheit dieses Fiebers dem Herrn D. S. noch eine kleine Lehre über die Gerechtigkeit zu geben. Welche Unbilligkeit, sagt er, den Gott der Hebräer mit dem in Rom angebeteten Fieber zu vergleichen! Allein, es ist keine geringere, den Vergleich mir schuld zu geben. Ich tadelte Mosen, (obgleich mit Unrecht) daß er den Hebräern Gott so vorgestellt, daß sie ihn mit dieser wunderlichen

lichen Gottheit vergleichen können; und Herr D. S. giebt vor, daß ich die Vergleichung zwischen Gott und dem Fieber mache. Was würde er wol sagen, wenn man alle das, was er in meinem Buche tadelwürdiges gefunden, ihm schuld geben wollte? Hätte ich Gott mit dem Fieber verglichen, so würde ich ihn gelästert haben; da ich Mosen beschuldige, daß er es veranlasset, (*) habe ich einen unüberlegten Satz mir entfahren lassen: Allein ich will lieber der Unbesonnenheit als der Lästerung schuldig heissen.

Man giebt über dieses vor, daß ich einer Schriftstelle gemißbraucht, in Ansehung des Gebrauches (**) die Stimmen zu sammlen. Allein die ist ein kindischer Mißverstand, von dem ich Gelegenheit haben werde im 6. Kapitel zu reden. Ich komme zu wichtigern Dingen.

§. 3.

Vom äuserlichen Gottesdienste.

Je weiter wir kommen, je wichtiger wird Verdacht und Beschuldigung. Oben gab man mir schuld, ich widerspräche einigen besondern Einrichtungen der positiven Religion. Hier behauptet man, ich sey wider einen jedweden äuserlichen Gottesdienst selber, und behielte blos und allein den Dienst im Herzen, (den innerlichen.) Wäre das, was ich wider den Gottesdienst gesagt haben soll, ein blosser Mißverstand gewesen; so wollte ich mich darüber nicht beschweren. Meine Schuldigkeit war es, mich so

(*) Der Text sagt, daß er es gethan. Ich kann so lieblos nicht lesen, was offenbar verschrieben ist.

(**) p. 193.

so auszudrücken, daß er nicht statt finden konnte. Allein man hat mir Meynungen aufgebürdet, deren Gegentheil in meinem Texte deutlich zu finden ist.

Alle verschiedene Urtheile über dieses Kapitel, wenn man sie wohl überlegt, kommen auf zwey Vorwürfe hinaus. Ich soll die Gleichgültigkeit aller Gottesdienste und die Unnützlichkeit des äuserlichen Dienstes behauptet haben. Das erste ist eine halbe Verläumdung, und das andere eine ganze.

Was den ersten Punkt betrift, so versichere ich mit aller herzlichen Aufrichtigkeit, daß meine Meynung niemals gewesen, einen gleichgültigen Dienst zu behaupten; sondern ich habe mich in diesem sowol als in andern Artikeln in die philosophische Zurückhaltung einschränken wollen, von der ich, gleich im Anfange, nicht abzugehen versprochen hatte; und auch in Ansehung des Dienstes nicht weiter zu gehen, als mich die blosse Vernunft führen könnte. Wenn man das Kapitel von der Verehrung, die man Gott schuldig ist, aus diesem Gesichtpunkte gelesen hätte, würde es nicht so ausgefallen seyn.

Man hat da nirgend gefunden, daß es gleichgültig und erlaubt sey, zu welcher Religion man sich bekennen wolle. Ich habe mich enthalten, über diese Wahl zu sprechen: Denn hätte ich es gethan, so hätte ich meinen Gegenstand aus den Augen gesetzt; und der war, die Sitten in blos philosophischem Verstande, wobey keine eingeführte auch keine geoffenbarte Religion zu erwähnen nöthig war. Ob ich wohl oder übel gethan, daß ich diese Zurückhaltung so genau in acht genommen; diese Frage habe ich in der Vorrede abgehandelt. Es braucht also hier

jetzund

jeẞund nicht weiter untersucht zu werden. Was ich noch aufzuklären habe, ist erstlich, ob ich, ohne meinen Plan zu verlassen, nemlich Heyden, Türken und Juden sowol als Christen die Sitten zu predigen, mich über die Wahl eines Dienstes erklären konnte; hernach, ob man berechtigt sey zu schliessen, daß sie mir alle gleichgültig sind, weil ich mich über diese Wahl nicht erkläret habe. Und dieses will ich in diesem Abschnitte aus einander setzen.

In Ansehung des andern Punktes konnte ich das Wort Daniels brauchen, welches er den beyden unzüchtigen Alten sagt, die er zu schanden machte: Jetzt treffen dich deine Sünden. Man giebt mir schuld, daß ich alle Gottesdienste ohne Unterscheid ausdrücklich dulde und erlaube; und die es mir schuld geben, sagen doch auch, daß ich jeden äuserlichen Dienst verwerfe. Wie können sie doch die Welt überreden, daß ich sie alle dulde und zugleich alle verwerfe? Hätte ich mich auf die Wahl des einen eingelassen, so müßte ich sonder Zweifel vorläufig erst ausmachen, daß einer nothwendig sey, welcher es auch sey. Wäre ich ausdrücklich wider einen jeden, so hätte ich zuerst sie alle überhaupt zu verwerfen, weil sie der Majestät Gottes und seiner geistigen Natur nicht gemäß wären; hernach müßte ich von allen auf Erden angenommenen reden, und sie als so viel Mißbräuche vorstellen, deren einer nicht mehr Nachsicht verdiente als der andere. Allein die Leser, die durch das Geschrey meiner richtenden Lästerer eingenommen sind, ohne daß sie mich selbst gelesen, werden sich sehr wundern, wenn sie viele ausdrückliche Stellen von der Nothwendigkeit

eines äuserlichen Dienstes in meinem Werke finden. Diese Verwunderung habe ich selbst schon mehr als einer Person gemacht, der ich diese Stellen gezeigt. Jede sagte: Das ist augenscheinlich, und das habe ich nicht gewußt.

Das größte Unrecht, welches ich in Ansehung meiner Sittenlehre habe, ist wol das, daß ich zwölf bis dreyzehn Jahre geschwiegen. Man hat allen Schriftstellern, die wider mich aufgestanden, auf ihr Wort geglaubt; und was die Verleumdungen anlangt, damit sind sie nicht sparsam gewesen. Mein Stillschweigen über die ersten hat die letztern kühn gemacht; und dieses Gezüchte hat sich von einem Tage zum andern gemehret. Wer sollte glauben, daß eine Menge dieses schamlosen Ungeziefers sich unterstanden, einen Schriftsteller zu beschuldigen, er verwerfe allen äuserlichen Dienst, bey dem man mit ausdrücklichen Worten alle folgende Stellen antrift.

Ich fange das dritte Kapitel von der Verehrung, die man Gott schuldig ist, also an: (*) „Man macht „darinnen **mehrentheils** einen gedoppelten Unter„schied: Eine Art des Gottesdiensts ist der inner„liche, und die andere der äuserliche.“ Man hat sich einkommen lassen, bey dem Worte **mehrentheils** anzumerken, es zeige an, daß ich mich an diesem Unterscheid nicht halte. Aber warum will man tappen, mir Gesinnungen beyzumessen, wenn mein Text deutlich und bestimmt ist? Es ist durch alles folgende bewiesen, daß ich selbst diesen Unterscheid annehme. Ich lasse ihn so sehr statt finden, daß

(*) p. 45.

daß ich in den gleich drauf folgenden Worten den Unterscheid zwischen ihnen bemerke, ohne einen zu verwerfen. „Jenen erfordert die **Schuldigkeit**, „heißt es, diesen der **Wohlstand**. Der erste ist „unveränderlich, der zweyte aber richtet sich nach „den Sitten und der Zeit.“ Bey dieser Stelle scheint das Wort **Wohlstand** eine Verbesserung zu erfodern; es drückt meine Meynung übel aus, da es der Schuldigkeit entgegen gestellet ist. Ich finde, daß man es mißbrauchen kann, um vorzugeben, ich mache aus der Beobachtung des äuserlichen Dienstes keine nothwendige Pflicht. Denn, wenn man etliche Worte so allein und ausser dem Zusammenhange nimmt, läßt man einen Autor leicht das Gegentheil von dem sagen, was er sagen wollen. Aber man lese nur weiter, so wird man es sehen, daß ich da diesen Dienst nach seiner äuserlichen Verfassung betrachte. Darum setze ich alsobald dazu: „Der „innerliche ist unveränderlich, darum, weil er keine „Form hat; da hingegen der äuserliche **von Zeit „und Sitten** abhängt, weil er eine Form oder Ge„stalt hat, die in den Cerimonien in der angenomme„nen Liturgie bestehet, die Aenderungen unterwor„fen ist.“ Allein, er hat eine **veränderliche Gestalt**, heißt ja nicht, er ist **abgeschaffet**, oder er kann es seyn; es heißt vielmehr, er dauert beständig bey seiner Veränderlichkeit in seinen äuserlichen Merkmalen. Denn von etwas, das nicht ist, kann man nicht sagen, es ist veränderlich; nach der Schulregel: Nihili nullae sunt proprietates; das Nichts hat keine Eigenschaften. Daß aber der Dienst einer geoffenbarten Religion sogar in einigen Dingen

veränderlich sey und seyn könne, wird man mir wol nicht abläugnen. Die Gebräuche der Juden und der Christen sind sehr verschieden, obgleich beyder Glaube einen göttlichen Ursprung hat. Dieser letzte war zu der Apostel Zeiten dem jetzigen wenig ähnlich; und das ist alles, was ich sagen wollen.

Man hat sich eingebildet, ich sehe den äuserlichen Dienst für überflüßig an, denn ich habe gesagt: (*) „Der innerliche Gottesdienst hat seinen Sitz in der „Seele, und ist der **einzige**, der Gott ehret.“ Das will aber so viel sagen, wenn man die Worte nicht verdrehen will, es ist der einzige, der ihn ehret, wie es ihm anständig ist. Denn ich habe eigentlich sagen wollen: Wenn der äuserliche Dienst Gott zu Ehren gereicht; so geschieht es nur, in sofern er mit dem inneren verbunden ist. Denn die falschen Anbeter, die sie nicht beyde verbinden, sind Heuchler, welche die Religion verhöhnen. Von ihnen hat Esaias geredet, wenn er spricht: Dieß Volk ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir. Von ihnen gilt es auch, was Gott selbst in der Schrift überall sagt: Ich mag deines Brandopfers nicht, und deine Opfer sind mir ein Greuel.

Vielleicht sollte ich nicht so kühn sprechen: Der innerliche Dienst allein gereicht Gott zu Ehren. Doch, ich weiß nicht. Man muß nicht sagen: Der äuserliche Gottesdienst ist unnütz und muß abgeschaft werden; ich habe das auch weder gesagt noch gedacht. Man wird in dem folgenden Abschnitte ausdrücklich lesen, daß ich sage: Er sey eine durchaus nothwendige Pflicht. Aber folgt daraus, daß Gott dadurch

(*) p. 45.

dadurch geehret werde, auch alsdenn, wenn die Liebe und Hochachtung nicht dabey ist, in welchen der innerliche Gottesdienst bestehet? Er ist ohne Zweifel nothwendig; ich habe es mehr denn einmal gesagt. Sollte er es aber nicht aus denen Gründen seyn, die ich weiter unten anführen werde?

Bey dem allen ist doch dieser Zank ein blosser Wortstreit; und sobald man mich anhöret, soll man finden, daß ich mit den strengsten Gottesgelehrten übereinstimme. Ich gebe zu, der äuserliche Gottesdienst ist in allen theistischen Gemeinden eine Pflicht; ich gebe es zu, er gereicht, mit dem innern verbunden, zur Ehre Gottes; indem er durch das Exempel die Menschen zu seinem Preise aufmuntert. Allein, wenn wir die Vortheile der Gesellschaft, und die Erbauung beyseite setzen; was erhält da Gott für Ehre? Was liegt ihm an unsern Geberden, Stellungen, Gebetsformeln, mit einem Worte, an allem, was den äuserlichen Dienst ausmacht? Er sieht mit grösserm Wohlgefallen, wenn wir ihn aus dem Begriffe seiner unendlichen Grösse, aus dankbarer Erinnerung seiner Wohlthaten und Ueberzeugung seiner allgewaltigen Herrschaft bewundern. (*) „Er sieht „es gern, wenn unser Herz von diesen Gedanken erfüllet ist, und ihm dieselben durch eine entzückte „Verwunderung, durch Ausbrüche seiner Liebe, durch „Bezeugung seiner Erkänntlichkeit und seines Ge„horsams auszudrücken sucht. Dieß ist die Spra„che des Herzens, dieß sind seine Lobgesänge, seine „Gebete und Opfer. Dieß ist der Gottesdienst, der „sich für ihn schickt, und der allein der göttlichen Ma-

 „jestät

(*) p. 46.

„jestät würdig ist.“ Ich nehme den Ausdruck, (der allein seiner göttlichen Majestät würdig ist,) wie ich den genommen habe, (der allein Gott ehret.) „Eben „diesen, setze ich hinzu, wollte der Zerstörer der jü„dischen Cerimonien wieder herstellen, wie aus der „schönen Antwort erhellet, welche er einer Sama„riterin gab, als sie ihn fragte: Ob man auf dem „Berge Zion oder auf dem Berge Semeron (oder „Samaria) anbeten müsse? Es wird die Zeit kommen, „war seine Antwort, daß die wahrhaften Anbeter ihn „im Geist und in der Wahrheit anbeten werden.“ Darüber ruft Hr. D. S. aus: Vergebens will man die Unnützlichkeit des äuserlichen Gottesdiensts aus diesen Worten unsers Gesetzgebers gegen die Samariterin herleiten. Wozu brauchte es diesen Ausruf? Ich weiß wol, daß es vergebens seyn würde. Aber das war auch nicht meine Absicht. Ich rede von Wiederherstellung des innerlichen Dienstes durch Christum. Allein diese seine Wiederherstellung macht die Vernichtung des äuserlichen nicht nothwendig. Eine Seele, die einem Körper mitgetheilet wird, vernichtet ihn nicht, sondern giebt ihm das Leben. Abgeschafte jüdische Cerimonien heben den äuserlichen Dienst nicht auf, sie bringen nur einen einfältigern (*) und deswegen besseren an seine Stelle. Meines Erachtens haben die vielerley Gebräuche einen sonderbaren und bösen Geschmack veranlasset, und dieses zusammen erstickt den Geist der Religion. Uebel unterrichtete Menschen beruhigen ihr

(*) Einfältig heißt, was nur eine Falte, d. i. Gestalt hat, und wenig Veränderung.

ihr Gewissen durch Beobachtung solcher Gebräuche und Uebungen, und unterlassen dabey die moralischen Pflichten. Das Evangelium ist voll solcher Vorwürfe gegen die Juden, und rechtfertiget diese Anmerkung.

Um nun zu erklären, was das heisse, im Geiste und in der Wahrheit anbeten, setze ich sogleich hinzu: „So beteten ihn die ersten Eltern des menschlichen Geschlechtes an, und so verfuhren auch die „in dem jüdischen Archive so berühmte Männer, die „man Erzväter nennet. Sie hatten weder Tempel noch Betstuben, noch vorgeschriebene Formeln „zum Gebete, keine Kirchengebräuche noch Cerimonien, keinen Fußfall noch Kniebeugen. Das „Herz kann zu aller Zeit und an allen Orten, in allen Stellungen und in allen Verfassungen anbeten. „Die ganze Erde war ihr Tempel, und der Himmel „sein Gewölbe. Sobald ein Wunder, das die Allmacht that, ihr Gesicht rührte; so war das der „Augenblick, seine Grösse zu bewundern. Eine „Wohlthat, eine Hülfe, ein Trost, deren sie die Vorsehung theilhaftig machte, wies ihnen die Zeit zum „Danken. Waren ihre Geschäfte besorgt, die Bedürfnisse des Körpers zufrieden gestellet, und genossen sie die Annehmlichkeiten der Einsamkeit; so „waren sie mit Gott, sie unterhielten sich vertraulich mit ihm, sie lobten ihn, dankten ihm, bezeugten ihm ihre Liebe und Treue; und da sie ihn nicht „zwischen Wänden und Mauern eingeschlossen hatten, sahen sie ihn allenthalben. Stehende, sitzende oder liegende, mit blossem oder bedecktem Haupte

„waren sie versichert, von ihm gehöret zu werden; „und in der That hörte er sie.“

Nun hat man aus dieser Erklärung des einfachen von den Patriarchen geleisteten Gottesdienstes gefolgert; daß ich sinnliche Gebräuche verwürfe. Allein diese Folgerung ist unbillig und falsch. Denn 1) dadurch, daß ein Dienst einfach ist, hört er nicht auf, äuserlich und sinnlich zu seyn. 2) Einige Seiten hernach sage ich von eben diesen Patriarchen: „Sie verrichteten die äuserlichen Verehrungen Gottes öffentlich, und brachten ihm Söhnopfer, Speis„opfer und Trankopfer.“ Es ist demnach klar wie der Tag, daß ich durch diesen einfachen Dienst keinen solchen verstehe, der ohne alle sinnliche Bilder ist, sondern einen, der damit nicht allzusehr beschweret ist, dergleichen insbesondere der jüdische war, wie ihn die Pharisäer und andere abergläubische Juden verrichteten.

Wenn man wollte, würde man einander verstehen. Man will aber lieber einen Menschen verdammen, der sich scheint etlicher verfänglichen Worte bedient zu haben, als eine Stelle seines Textes durch die andere erklären.

Ich glaubte, was Grosses gethan zu haben, da ich den innerlichen Dienst vor dem äuserlichen aus allen Kräften erhoben, und aller Vorzug ist bey dem angestellten Vergleiche auf den ersten gefallen; aber ich habe den andern nie vernichten wollen. Man wird Stellen finden, die dieß augenscheinlich beweisen. „Dieser heilige und gar nicht sinnliche Gottes„dienst erhielt sich nicht lange in seiner völligen Lau„terkeit; man fügte äuserliche Gebräuche und Ce„rimo-

„rimonien hinzu, und das war die Zeit seines Ver„falles.“

Ehe ich weiter gehe, möchte ich wol um besserer Deutlichkeit willen ein Wort abgeändert haben. An statt: Man fügte äuserliche Gebräuche und Cerimonien hinzu, wollte ich setzen: Man häufte ohne Ende und ohne Wahl äuserliche Gebräuche und Cerimonien; damit man genau und deutlich erkennen möge, meine Meynung sey: Daß man zu dem alten festgesetzten Dienste neue Cerimonien gebracht; nicht aber, (wie man die jetzt gebesserte Stelle deuten wollen) daß seit den Patriarchen man den blos innerlichen Dienst durch Hinzufügung des äuserlichen verdorben. Die Auslegung ist offenbar falsch, denn in dem folgenden Abschnitte sagt der Text buchstäblich: „Daß es schon zu den Zeiten der Pa„triarchen äuserliche Gebräuche und Cerimonien ge„geben; die gleichwol aber noch einfach und nicht „viele gewesen.“ Die neuen Ausdrücke, die ich an dieser Stelle vorschlage, nehmen dem Texte allen Vorwand zu einer zweydeutigen Auslegung. Und hier ist der Text, wo ich von den äuserlichen Zeugnissen und Cerimonien rede, deren sich die Patriarchen bedienet.

„In den ersten Zeiten der Welt (*) widmeten „die Menschen, die billig überzeugt waren, daß „Gott, als dem Schöpfer und Herrn der Welt, alles „gehörte was sie besässen, ihm einen Theil davon, „um ihn für alles die gehörige Pflicht zu bezeugen: „Daher entstunden die Speiß- und Trankopfer von „allerley Art. Zu Anfange geschahen diese heilige

(*) p. 47.

„Handlungen im freyem Felde, weil man noch nicht „Städte noch Häuser hatte. Nach der Zeit wurde „man durch die Unbeständigkeit der Luft und die „Veränderungen der Jahreszeiten genöthiget, sie in „Grüften, Hölen und dazu erbauten Hütten vorzu„nehmen. Dieß ist der Ursprung der Tempel.“ Bey dieser Stelle bewundre man die Richtigkeit und Aufrichtigkeit meiner Tadler. Der Sittenbeleuchter fängt an, und giebt vor, ich weiß nicht warum: Es wäre mir niemals eingefallen, daß man schon in den ersten Jahrhunderten der Welt öffentliche heilige Handlungen vorgenommen; und sagt mir im Lehrtone: Der äuserliche Dienst sey so alt als die Welt. Wenn man gleich bey den Patriarchen weder Tempel noch Betstunden, noch gewisse Stunden und Formuln des Gebets finde; so sey gleichwol schon zur Zeit der ersten Menschen Altar und Opfer gewesen; Abel und Cain haben dem Herrn ihre Erstlinge dargebracht, und Noa bey dem Ausgange aus der Arche geopfert. Und denn sagt er in einem noch stärkern Meistertone: Ich vergebe es dem Verfasser nicht, daß er Handlungen nicht wissen will, die er nicht in Abrede stellen kann, da er die Geschichte der Patriarchen annimmt.

Sollte mans glauben, daß diese Anrede gegen jemanden gebraucht wird, der in ausdrücklichen Worten gesagt hat: **In den ersten Zeiten der Welt** waren die ersten Menschen billig überzeugt, daß Gotte, als dem Schöpfer und Herrn der Welt, alles gehörte was sie besässen, und opferten ihm ein Theil zu Bezeugung der schuldigen Pflicht; daher kamen

man-

mancherley Speiß- und Trankopfer. Und nach einigen Zeilen: Die ersten Menschen verrichteten öffentlich dergleichen äuserlichen Gottesdienst auf freyem Felde und in der Folge auch in Tempeln; und ein jeder brachte selbst im Anfange Gott seine Gabe und Opfer.

Versteht der Herr Panage wol, setzt der weise Sittenbeleuchter hinzu, was äuserlicher Gottesdienst sey?

Oder aber, versteht dieser Ungenannte, der so unhöfliche Glossen macht, selbst was er ließt? Wofern ich mich nicht sehr irre, wegen des Antheils den ich an diesem Streite habe, so ist dieses entweder der gröste Unverstand oder die gröste Bosheit.

Vielleicht hätte man einen grössern Vorwand gehabt, sich über den Zusatz aufzuhalten: „Ein jeder „verrichtete anfänglich selbst sein Opfer. Hernach „wählte man Leute, die zu dieser Verrichtung be„sonders bestimmt wurden. Daher entstunden die „Priester. Sobald die Priester angenommen wa„ren, so nahm die Religion, oder besser zu sagen, „die Anstalt des äuserlichen Gottesdienstes von Tag „zu Tage augenscheinlich zu. Sie glaubten ihn voll„kommner zu machen, indem sie ihn zierten; und „dachten, er würde Gott angenehmer seyn, jemehr „die Cerimonien gehäuft würden. Sie erfunden „also Spiele, Tänze und Prozeßionen, gesetzmäßi„ge Verunreinigungen und überflüßige Aussöh„nungen.„

Und dennoch hätte der Lermen keinen Grund. Denn es ist klar, daß ich die Diener unserer Religion nicht zum Augenmerk hatte, weil ich unter den von Prie-

Priestern ausgedachten Cerimonien, von Spielen, Tänzen, gesetzmäßigen Verunreinigungen und überflüßigen Aussöhnungen rede; und von dem allen hat unsere Religion nichts.

Aber gesetzt auch, daß man die Anwendung sogar auf unsre Priester machen könnte: Wäre es denn etwa unmöglich, unter uns selbst Exempel solcher unnöthigen, ja abergläubischen und verdammlichen Gebräuche zu finden, welche Priester und Mönche aus Eigennutz oder Mangel der Erkenntniß von Zeit zu Zeit eingeführet? Und wenn ja einmal ein unfähiger Kopf eine abgeschmackte und dem Glauben zuwider laufende Andacht ersonnen; muß man sie deswegen alsobald vor unentbehrlich und aufgenommen halten? Und wie würde es mit der Reinigkeit des Christenthums endlich werden, wenn man die von ihm geheiligte Gebräuche von denen eigenwilligen Andachten nicht unterscheiden wollte, welche der und jener oder auch ganze Gemeinen erdenken und einführen?

Ich meines Theils, wenn es mir erlaubt ist von mir zu reden, welches wol nöthig ist, da ich mich rechtfertigen muß; ich will alle die Gebräuche gern gelten lassen, welche die ganze Kirche festgesetzt hat. Jedoch halte ich mich berechtiget, nach meinen Einsichten zu urtheilen von den Anstalten der Klosterandachten, oder Gemeinschaften und Brüderschaften, die von derselben (Kirche) blos wie das Unkraut unter dem guten Weizen geduldet werden, weil es gefährlich seyn könnte, es auf einmal auszuraufen.

Ich habe aber den öffentlichen Gottesdienst nicht allein nicht verworfen, sondern ihn so gar empfohlen. „Der Ursprung des äuserlichen Gottesdiensts, „heißt es bald darauf (*) scheint lauter und unschul„dig. Man pflegt gern seine Empfindungen an„dern mitzutheilen, und je mehr man sie für recht „hält, je mehr sucht man sie auch andern beyzubrin„gen. Ohne Zweifel ist es aus dieser Absicht ge„schehen, daß die ersten Menschen einige äuserliche „Religionsverrichtungen öffentlich vorgenommen „haben. Sie gedachten durch gewisse bedeutende „Cerimonien in dem Herzen die Empfindungen zu „erregen, welche sie ausdrückten. Es erfolgte aber „das Gegentheil. Man nahm die Sinnbilder für „die Sachen selbst an. Die Religion bestund in „nichts mehr als in Opfern und Räuchern; und „was zu Ermunterung und Befestigung der An„dacht erfunden war, diente sie zu schwächen oder „gar zu ersticken.„ Zu Anfange dieser Stelle möchte ich wol ein Wort ändern, und an statt er scheint, sagen er ist rein und unschuldig, welches meinen Sinn besser ausdrückte. Denn weil ich die Absicht der ersten Menschen lobe, welche äuserliche Religionsübungen öffentlich vornahmen; und weil ich nur die tadle, welche diese äuserliche Handlungen in der Folge gemisbraucht, in dem sie die Sinnbilder für die Sache selbst genommen, und die Religion in blosses Opfern und Räuchern gesetzet: So ist offenbar, daß ich des äuserlichen Gottesdienstes Einsetzung billige. Und ob ich gleich gesagt, er scheint rein und unschuldig zu seyn, so ist es doch nicht darum

(*) p. 49.

um geschehen, als ob ich zweifelte; sondern, weil ich gewohnt bin im Schreiben den Ausdruck zu mäßigen, und entscheidende Redensarten zu vermeiden. Nachdem ich es aber genauer überlaß, will ich doch lieber richtig und genau als bescheiden reden.

Damit man indessen ja nicht glauben möchte, daß ich mit Anmerkung der Mißbräuche, die aus der allzugrossen Vermehrung der Uebungen entstunden, den äuserlichen Dienst selbst angreifen wolle; so sage ich einige Seiten hernach: (*) „Jedoch, laßt uns von den „Sachen nach dem Mißbrauche nicht urtheilen, der „bey ihnen vorgehen kann; (denn man kann alle „Dinge übel anwenden.) Wir wollen, ohne Absicht „auf die (üblen) Folgen, welche die Einführung ei„nes äuserlichen Gottesdiensts haben kann, blos „untersuchen, erstlich: Ob ein Gottesdienst dieser „Art einigen Nutzen haben könne; und zweytens: „Ob die Wahl dieses oder jenes besondern Dienstes „gleichgültig sey.“

Aus den Worten: Ohne Absicht auf die übeln Folgen, kann man sehen, daß meine Absicht nicht gewesen, das Ansehen des äuserlichen Gottesdiensts zu schwächen, da ich die daraus entstandene oder doch nur mögliche Misbräuche angeführet.

Was die erste Frage betrift: Ob ein äuserlicher Dienst einigen Nutzen haben könne; so folget ja schon aus der andern Frage: Ob eine Wahl darinnen gleichgültig seyn könne; daß wahrscheinlich der äuserliche Gottesdienst nützlich und nöthig sey. Denn wäre er es nicht, warum wollte man erst in eine sorgfältige Untersuchung über die Wahl desselben sich

(*) p. 50.

sich einlassen. Ich habe auch die Frage gar nicht deswegen aufgeworfen, um die bejahende Antwort in Zweifel zu ziehen; sondern ich habe sie alsobald nicht nachläßig und obenhin, sondern dem allgemeinen Glauben gemäß bekräftigt, und mit guten Gründen und Beweisen unterstützt. „Wenn die „Gottesfurcht, heißt es, eine Tugend ist; so ist es „gut, daß sie in allen Herzen regiere. Räumet man „mir den ersten von diesen Sätzen als unwidersprech„lich ein; so ist der zweyte daraus eine nothwendige „Folge. Nun ist nichts, was das Reich der Tugend „kräftiger unterstützet, als Exempel; und alle Leh„ren würden weniger dazu beytragen: Folglich ist „es für uns alle gut, wenn wir reizende Muster der „Gottesfurcht vor Augen haben. Diese aber kön„nen uns nicht anders gegeben werden, als durch „äuserliche Religionsübungen. Mein Mitbürger „könnte voll Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam ge„gen Gott seyn; das wird aber mir nichts helfen, „wenn er es nicht durch gewisse in die Sinne fallen„de Aeuserungen zu erkennen giebt.“

Nach einigen Seiten heißt es ausdrücklich: (*) „Den äuserlichen Dienst Gott nicht leisten, ist ei„ne Nachläßigkeit, die ein gefährliches Exempel ge„ben kann.“

Wird man nach so klaren Aussagen, unter dem Vorwande einiger andern Stellen, die man übertreibt und verstümmelt, sich noch für berechtiget halten, vorzugeben, daß ich allen äuserlichen Gottesdienst verwerfe: So berufe ich mich deswegen auf Gott, der mein Herze kennt, und auf den deutlichen

(*) p. 54.

lichen Augenschein, der gegen meine Verläumder vor mich streitet.

Ein Satz, den ich bald darauf einfliessen lassen, bringt noch einen neuen Grad des deutlichen Ausweises für mich, daß ich die Nothwendigkeit eines äuserlichen Dienstes nicht in Zweifel gezogen, sondern sie auf allen Seiten ausdrücklich behauptet: „Ein Mensch, der allein auf Erden lebte, heißt „es, (*) würde keines äuserlichen Gottesdienstes nö„thig haben; dieser ist nicht um Gottes willen ein„geführet, sondern um die Glieder der Gesellschaft „durch das öffentliche Bekenntniß eines und dessel„ben Glaubens mit einander zu vereinigen.“ Eine natürliche Folge dieses Satzes ist es: Wer demnach in Gesellschaft lebt, ist davon nicht frey.

In Ansehung dieser Folge braucht es keiner Untersuchung, ob der Satz unzweifelhaft sey: Er sey wahr oder falsch, so folgt allemal das daraus, was ich folgere. Weil wir aber einmal dabey sind; so lasset sie uns untersuchen. Herr D. S. sagt bey dieser Stelle ziemlich gemäßigt: Der Autor setzt als einen Grundsatz, was wenigstens sehr zweifelhaft ist. Und bald darauf: Ich urtheile hier vielleicht nach Begriffen, die mir am Herzen liegen, und meine Absicht ist vollkommen rein. Ich glaube nicht, daß ein Mensch, wenn er auch ganz allein auf Erden wäre, sich entbrechen könne, die Pflicht, die er seinem Schöpfer schuldig ist, durch äuserliche Handlungen zu bezeigen.

Andere haben diesem Satze herzhafter widersprochen: Aber auch diese haben mir so wie Herr D. S. nichts

(*) p. 55.

nichts als Muthmassung und Wahrscheinlichkeit entgegen setzen können. Mein einsamer Mensch, wenn er gottesfürchtig wäre, würde doch, um seine Anbetung, Hochachtung, Dankbarkeit zu bezeigen, sonder Zweifel die Augen zum Himmel erheben, die Hände falten, die Knie beugen, niederfallen: Und diese Geberden und Stellungen machten einen äuserlichen Gottesdienst.

Hierinn will ich ihnen nachgeben so viel sie wollen; aber im Ernst, kommt es denn darauf an? Ist denn davon die Rede? Wenn die Verbindlichkeit zum äuserlichen Gottesdienst sich blos auf diese Geberden und Stellungen erstrecket, so ist es ein blosser Scherz, wenn man so viel Aufheben darüber gemacht, daß ich geglaubt, man könne unter solchen Zeichen nach Belieben erwählen welche man wolle, um Gott einen sinnlichen Dienst zu leisten: Wenn man aber unter demselben das verstehen will, was man insgemein annimmt, mancherley von der Gewalt habenden Obrigkeit festgesetzte Gebräuche und Cerimonien; so ist es lächerlich, nur daran zu denken, daß bey einem einzelen Menschen auf dem Erdboden darauf müsse gesehen werden.

Ueber die Absicht, die ich angegeben, warum vermuthlich der äuserliche Gottesdienst eingeführt worden, fängt der Sittenbeleuchter, der weder höflich noch auch vielleicht ein grosser Theologe ist, eine Anmerkung mit diesen Worten an: Es ist falsch, daß der äuserliche Gottesdienst blos deswegen eingeführt worden, um die Glieder einer Gesellschaft durch das öffentliche Bekenntniß zu einem und demselben Glauben mit einander zu verbinden.

Es mag falsch seyn, vornemlich wenn man bessere Gründe als seine angiebt, denn diese sind kläglich: Ich beharre nicht so fest auf dieser Meynung. Ich habe selbst eine andere Ursache zur Nothwendigkeit des öffentlichen Dienstes angegeben, nemlich den Vortheil eines guten Exempels: Allein es liegt wenig dran, ob ich die rechten Ursachen, aus welchen sich die Nothwendigkeit eines sinnlichen Dienstes ergiebt, getroffen: Wenn ich nur gnugsam auf diese Nothwendigkeit gedrungen habe, und ich glaube, dieses sey auf eine Art von mir geschehen, daß die, welche mich hierüber verläumden wollen, sich schämen müssen.

Ueber die andere Frage: Ob die Wahl eines solchen Dienstes gleichgültig sey, oder nicht, heißt es: (*) Wenn unter den Bildern, die bestimmt siud, dem Geiste der Gottesfurcht in dem Herzen Raum zu machen, eines ist, dem Gott vor andern gewogen wäre. = = Hier fällt nun Herr D. S. mitten im Perioden in die Rede, und spricht: Was braucht es einer solchen Frage? Es ist gewiß, daß Gott dem reinesten und vernünftigsten Dienste vorzüglich gewogen ist; demjenigen nemlich, welchen die richtigste und heiligste Religion vorschreibt. **Nun giebt aber der Autor selbst zu, keine Religion sey so vernünftig und weise als die christliche:** Folglich muß man den erwählen, welchen sie vorschreibt. Man darf eben kein grosser Theologus seyn, einen solchen Schluß zu machen; und dazu zu bereden, **wenn man einmal die Nothwendigkeit eines äuserlichen Dienstes zugestanden.** Hier

(*) p. 51.

Hier möchte ich zuförderst ein Protocoll aufnehmen, über zwey Geständnisse des Herrn D. S. der mich nicht schont, wenn er glaubt mich fassen zu können; und der mich über zwanzig Stellen anficht, wo er doch meiner Meynung war. Ich folgere daraus, es sey offenbar, ich habe der christlichen Religion den Vorzug vor allen andern zugestanden; und klärer als der Tag, daß ich mich über die Nothwendigkeit eines äuserlichen Gottesdiensts gnugsam erkläret habe. Wenn ich hierinnen einen Fehltritt begangen, Herr D. S. würde mir ihn nicht verziehen haben.

Hernach auf die Frage selbst: Wozu braucht es einer solchen Frage, antworte ich: Er muß also niemals einen Anschlag theologischer Säze gesehn haben; sonst hätte er gesehn, daß in demselben alles Fragweise vorgetragen wird; und daß sich niemand ärgert, wenn er sieht, daß in der Sorbonne ein Thesis anfängt: An Deus sit, ob ein Gott sey, wenn sie sich nun endiget: Ergo Deus est, also ist ein Gott.

Endlich, um den Saz zu endigen, den ich abgebrochen, um der Zwischenrede des Herrn D. S. zu antworten, so heißt es: (*) Wenn dieses ist; so trete der Gottesgelehrte auf, und überzeuge mich davon. Ich weiß wohl, Uebelgesinnte haben diese Redensart für eine Ausfoderung angenommen. Es war aber keine, wenigstens nach meinen Gedanken: Sondern ich berief mich blos von der Vernunft an die Offenbarung. Man erinnere sich, daß ich vom Anfange dieses Werkes mir vorgenommen, mit dem

 blos-

(*) p. 52.

blossen Lichte der Vernunft meinen Weg zu gehen; so wird dieser Ausdruck unschuldig und richtig seyn. Ich wollte eigentlich nur sagen: Die Antwort auf diese Frage gehört in die Theologie; und dem Lehrer der Religion kömmt es zu, meine Wahl eines Gottesdienstes zu bestimmen. In Erwartung dieser Bestimmung bleibe ich in den Grenzen der gesunden Vernunft, die über diese Wahl nichts bestimmen kann. Sie wird alles für gut finden und annehmen, was ein Zeichen der Anbetung seyn wird. Das heißt aber nicht, sie wird bey diesen willkührlichen Sinnbildern dennoch bleiben, wenn ihr die Offenbarung ausdrückliche Gebräuche wird vorgeschrieben haben, die sie mit diesen Bildern verbunden, oder an statt ihrer gebrauchen soll. Es heißt nicht einmal, sie wird wohl thun, wenn sie bey ihren Einsichten bleibt, und sich des Lichts der Offenbarung nicht bedient. Es heißt nur: So lange das noch nicht geschehen ist, wird sie nicht mehr davon wissen, als ich hier sage.

Was sage ich aber: „Der innerliche Gottesdienst ist einzig. (*) Er ist zu allen Zeiten eine Schuldigkeit gewesen, er ist es noch an allen Orten, und „ist durch eine nothwendige Folge allen Menschen „bekannt; daher findet über den innerlichen Gottes„dienst keine Wahl statt. Es giebt nicht zweyerley „Arten Gott zu lieben, von seinen Wohlthaten ge„rührt, seinem Willen unterthänig, und bey der „Erkenntniß seiner Grösse voll Ehrfurcht zu seyn. „Es giebt aber eine unendliche Menge willkührlicher „Zeichen, wodurch man seine Empfindungen an „den

(*) D. i. einerley; nur einer. p. 52.

„den Tag legen kann. Alle unter ihnen, welche „diese Absicht haben, sind unschuldig. Hat man „zu wählen, so sind die deutlichsten und verständ„lichsten vorzuziehen; und bey alle dem ist die Wahl „nicht einmal unumgänglich nothwendig, indem „blos die genommene Abrede unter einander hin„länglich ist, den Zeichen Nachdruck und Auslegung „zu geben. Eine Schlange, die im Cirkel gewun„den war, und den Schwanz im Munde hielt, war „bey den Egyptern ein deutliches Bild der Ewigkeit, „weil man sich verabredet hatte, sie durch diese Fi„gur abzubilden. An andern Orten stellte der Cir„kel die Gottheit vor, so wie bey den Hebräern das „Dreyeck. Die Cananiter reinigten sich durch die „Flammen, und die Juden durch Waschen. Und „was ist in der That daran gelegen, ob man Gott „rund oder dreyeckigt abbildet, wenn man nur durch „den Cirkel oder das Dreyeck verstehet, daß er das „vollkommenste aller Wesen sey? Was hindert es, „ob man die Reinigkeit durch Feuer oder Wasser „vorstellet, gnug, daß man in beyden Fällen über„zeugt ist, daß man ohne Heiligkeit der Sitten Gott „niemals gefallen kann? Was ist daran gelegen, ob „man dem höchsten Wesen einen Ochsen oder einen „Elephanten, ein Schaf oder einen Bock, eine Am„sel oder einen Schwan opfert? Was hilfts, ob man „ihm Thiere oder Gartengewächse darbeut, wenn „man nur erkennt, daß alles aus seinen Händen „kommt, was man hat? Was thut es endlich zur „Sache, ob man ihn mit einem gen Himmel erha„benen Haupte, oder mit zur Erde niedergeschlage„nen Augen aufgerichtet, oder auf der Erde liegend,

„sitzend oder kniend anruft, wenn sich das Herz „nur vor ihm in vollkommener Erniedrigung be„findet?“

Einige haben geglaubt, oder sich so gestellt, als ob diese Stelle ausdrücklich zur Bescheinigung einer Gleichgültigkeit in der Religion gemacht wäre: Allein, ich habe sie in dieser Meynung gar nicht geschrieben. Ich wollte wünschen, man lese mich in der Absicht, mit der ich schreibe. Ich beschreibe die Religion überhaupt, ohne daß ich eine besonders bestimme, und ich unterscheide dabey die Gebräuche von den Gesinnungen. Diese gehören zum innerlichen, jene zum äuserlichen Dienste. Jede Sache sollte immer ihre Zeichen haben. Ich sage, alle Zeichen, welche eine gottselige Gesinnung ausdrücken, sind unschuldig. Was ist nun in dem allen wider unsern Glauben? Damit man sich aber ja nicht daran stossen möchte, daß ich bey dem äuserlichen Zeichen eine freye Wahl zulasse; so habe ich sorgfältig dahin gesehen, wie aus dieser abgeschriebenen Stelle klar ist, daß ich kein Exempel angeführet, welches dem Glauben und dem Evangelio zuwider wäre. Der Theologe mag also, wie ich schon oben gesagt, auftreten, so wird es sich finden, daß wir den Menschen beyde auf den rechten Weg führen. Ich werde ihm zeigen, welche Zeichen gottseliger Gesinnungen ihm unverboten sind, und der Theologe wird ihm sagen, welche Gott ausdrücklich geboten habe.

„Die Nothwendigkeit, Gott auf eine gewisse äu„serliche Art zu verehren, heißt es weiter, (*) bewei„set

(*) p. 53.

„set nichts für diesen oder jenen Gottesdienst ins be„sondere.“ Auch dieses hat man ohne Grund für ein Merkmal meiner Gleichgültigkeit über den Gottesdienst angenommen. Und es war doch ein neuer Grund, daß ich die Nothwendigkeit des öffentlichen Dienstes als einen Grundsatz und nicht problematisch behandle. Und alles, was diese Gedanke, in Ansehung der Wahl eines öffentlichen Dienstes, festsetzt, ist: Daß die Wahl desselben dadurch noch nicht bestimmt werde, wenn man gleich die Nothwendigkeit desselben erkannt und eingesehen hat. Allein wenn auch ein solches Argument hierinnen zu keinem Entschlusse leitet, so folget daraus noch nicht, daß es gar keines gebe. An statt, dieses zu fordern, habe ich ja selbst einige andere sehr überzeugende gegeben, z. E. die Pflicht, durch einen öffentlichen Dienst einander aufzumuntern zu der Ehrerbietung, die wir Gott schuldig sind. Würde man wohl jemanden tadeln, wenn er die Existenz Gottes aus dem Grunde leugnete, weil der unendliche Unterscheid in den Gesichtszügen der Menschen, oder ein ander eben so nichtiger Grund kein überzeugender Beweiß davon ist, zumal wenn er sie selbst mit stärkern Gründen erwiesen hat. Diese Redensart sagte nur so viel: Die Vernunft führt uns so weit, daß wir die Nothwendigkeit eines äuserlichen Dienstes entdecken; aber die Offenbarung kann und muß uns sagen, welchen unter allen der Vorzug gebühre.

Es ist wahr, ich habe noch eine Periode hinzugesetzt, welche den Schein zu einer Auslegung für die unbestimte Freyheit in der äuserlichen Form des Dienstes geben kann. „Vielleicht, sage ich, ist

„Gott eben so sehr mit den unterschiedenen Arten
„der Verehrung in unterschiedenen Religionen zu-
„frieden, als er es darüber ist, daß man in der
„römischen Kirche die Morgenandacht um Mitter-
„nacht verrichtet, wenn es andere des Morgens
„thun; und daß sie von einigen wie ein Lied, von
„andern wie ein Psalm gesungen wird.“

Meine Absicht aber war, diese Freyheit über die Wahl der äuserlichen Uebungen nur so weit gelten zu lassen, als ich sie einige Blätter zuvor schon eingeschränkt hatte, nemlich nur den Sinnbildern der zweyten Classe, die durch kein göttlich Gesetz vorgeschrieben und befohlen sind. Z. E. Es ist gleichviel, Gott ein Thier zu opfern, wie Abel that, oder Früchte und Kräuter, wie Cain. Oeffentliche Umgänge mit halten, oder nicht, eine Wachskerze anzünden, oder nicht, ist gleichgültig. Gott loben mit oder ohne Gesang, sage ich jetzund, stehend oder kniend beten, sagte ich oben, sind gleichgültige Gebräuche, die im äuserlichen Gottesdienste beyde statt haben können. Wenn aber das göttliche Ansehen hinzukommt, und das, was unausgemacht war, bestimmet, so muß man sich darnach achten: Denn, man vergesse ja nicht, daß ich in diesem Kapitel über die Verehrung, wie in allen andern, nicht so weit gehe als die Offenbarung, oder ihr nur immer zur Seiten bleibe. Ich glaubte, daß ich mich hierüber schon deutlich genug erkläret; wäre es aber noch nicht geschehen, so wird diese Erklärung das, was in meinem Texte nicht genug bestimmt war, festsetzen.

Eben

Eben so wenig habe ich eine böse Absicht bey einer andern Stelle, wo es heißt: (*) „Alle Religionen „haben die Ehre Gottes zum Vorwurfe; und alle eh„ren ihn folglich.“ Glaubt man aber dennoch, dieses führe zu weit; so will ich ihren Verstand nach meiner Meynung einschränken. Ich rede an diesem Orte von dem Hasse, den verschiedene Glaubensgenossen aus dem Grunde dieser Verschiedenheit gegen einander haben. „Wenn es Menschen gäbe, heißt es, die man mit einigem Rechte hassen „könnte; so wären es die, welche öffentlich beken„nen, daß sie Gott hassen; denn öffentliche Feinde „eines Monarchen sind auch Feinde seiner Untertha„nen. In welcher Religion aber ist wol dergleichen „Neigung im Gange? Alle haben die Ehre Gottes „zum Vorwurfe, und alle ehren ihn folglich.“

Ich hätte dazu setzen sollen, wie jetzt geschieht, zu Milderung dessen, was dieser Satz für sich allein betrachtet, Hartes hat, **auf eine mehr oder weniger vollkommene Weise**; damit sieht man, daß ich das Christenthum nicht mit andern Religionen vermenge. Indessen, da ich ihm den Vorzug nicht allein vor allen andern, sondern auch mit Ausschliessung aller andern gebe; so muß man doch gestehen, daß die meisten auch ausser der christlichen Kirche Gotte eine wahre Ehrerbietung leisten, und ihn aufrichtig und mit Ernst anbeten. In diesem Verstande sage ich: Alle Religionen ehren Gott; allein ich habe nie gesagt, sie ehren ihn gnugsam, und wie es sich gebühret. Denn ich glaube das Gegentheil.

(*) p. 300.

Wenn ich es nicht ausdrücklich gesagt, so fehlt doch nur wenig dazu. Denn es heißt: (*) „Die „vielerley Arten des Gottesdienstes sind mit der Länge „der Zeit entstanden. Gewohnheit und Erziehung „haben sie fortgepflanzt. Man schaffe mir Men„schen, die aus den Händen der Natur kommen, „und folglich noch keinen Eindruck von Exempeln „oder vom Unterricht haben; man lasse sie aus allen „Enden der Welt zusammen kommen, um sich mit „einander über die Verehrung zu bereden, die man „Gott schuldig ist; so wird die so zu wünschende „Einigkeit in der Religion sich bald wieder einstel„len. Ihre Urtheilungskraft würde noch durch keine „Vorurtheile verderbt, sondern durch das reine Licht „der Vernunft erleuchtet seyn; sie würden entweder „alle eingeführte Gottesdienste verwerfen, oder, „falls einer darunter wäre, der auf die Ruinen der „andern befestiget zu werden verdiente, so würden „sie ihn einmüthig wählen. Ist wirklich eine Art „der Verehrung, die Gott vor allen andern von den „Menschen fodert, so muß er auch Sorge getragen „haben, sie alle davon zu unterrichten." Man sieht wenigstens, daß ich die Nothwendigkeit einer Offenbarung zugebe, und daß ich es merken lasse: Das war aber auch alles, was ich zu folge meines Plans thun konnte. Ich hatte schon angemerkt, ich schriebe vor alle Menschen, vor den Muselmann wie vor den Christen; allein, ehe ich meine theologische Demonstration in Bereitschaft hatte, konnte ich nicht sagen einem Türken. Also ist der Dienst, der auf die Ruinen der andern befestiget zu werden verdienet, noth-

(*) p. 54.

nothwendig das Christenthum. Ich sage blos: Ist ein Gottesdienst offenbaret, so muß unsere Unschlüßigkeit darnach entschieden werden. Nun kann der Theologus wieder kommen: Seine Rolle fängt da an, wo meine aufhört; er bringe die Lection zu Ende, die ich angefangen, und sage: Es ist ein Gottesdienst offenbaret worden; dieser ist das Christenthum. Er überrede den Türken davon, den ich auf dem halben Wege gelassen; und er wird mir noch Dank dafür schuldig seyn müssen, daß ich ihm denselben in der Sittenlehre schon unterrichtet liesere. Dieser Vortheil kömmt ihm zu gute.

Von dem gleich darauf folgenden Satze muß ich bekennen, er konnte zu nachtheiligen Auslegungen Anlaß geben. Denn, heißt es, „glaubt man, daß „er auf unsere Lehrer und Prediger warte, um uns „die rechten Begriffe in der Religion beyzubringen?“ Daraus hat man geschlossen, daß ich in der Wahl einer Verehrung jedermann in seinem Sinne dahin gehen liesse. Das war aber mein Gedanke nicht. In der Voraussetzung, daß Gott den Menschen den Dienst, den er von ihnen verlangt, offenbaret habe, verlangte ich: Sie sollen, da sie diesem Ansehen nicht widerstehen können, sich ihm unterwerfen: Das heißt nicht, sie in ihrem Sinne dahin gehen lassen. Ich will auch den Priestern ihr unangefochtnes Recht nicht streitig machen, daß sie göttliche Werkzeuge sind. Man kann sich davon überzeugen, wenn man sich erinnert, daß ich kurz vorher die Gottesgelehrten angerufen, die Menschen, die über die Wahl eines Glaubens noch wanken, gewiß zu machen; ich foderte nur dabey, daß man

ihnen

ihnen anders als auf gute und hinreichende Beweise nicht glauben könne. Ich erkenne ihr Recht, uns den Willen Gottes kund zu thun; aber nicht aus eigner Macht unsern Gewissen ein Joch aufzulegen: Jedoch bleibt der ganzen Kirche die Macht, die Lehren zu erklären, und die Kirchenzucht einzurichten; welches ich ihr von ganzem Herzen zugestehe.

Ich foderte auch, daß ein Neubekehrter, bevor er durch ihre Gründe von der Heiligkeit ihrer Glaubenslehren überzeugt wäre, die allgemeine Ordnung nicht stören solle: (*) Was den äuserlichen Gottesdienst betrift, in welchem er gebohren ist, so muß er, wenn derselbe mit den Gründen der natürlichen Religion bestehen kann, sich eine Pflicht daraus machen, ihn im geringsten nicht zu verletzen, und weder zu stören noch abzuschwören. Mich deucht, der Rath war weise; indessen haben meine Richter, die alles aufs schlimmste nehmen, aus christlicher Liebe vorgegeben, meine Absicht wäre, meinen Landsleuten, gebohrnen Christen beyzubringen, sie könnten sich in Ansehung der innerlichen Verehrung, die sie Gott leisten wollten, immer an das natürliche Gesetz allein halten; und was den äuserlichen beträfe, stünde ihnen frey, davon zu denken, was sie wollten, wenn sie nur die Ausübung desselben nicht störeten, noch öffentlich sagten, daß sie sich wenig draus machten.

Ein so abgeschmacktes als verwegenes Urtheil kömmt von der Kurzsichtigkeit meiner Richter. Sie sehen kaum zwanzig Schritte vor sich und glauben, daß man gar nicht weiter hinaus sehen könne. Diese Leute

(*) p. 55.

Leute können es nicht in ihren Kopf bringen, daß ich meinen Rath auch andern Leuten, als gebohrnen Christen, geben könne. Gewiß, in Ansehung solcher Leute würde mein Rath sehr übel angebracht seyn. Denn, da sie in der heiligsten Religion gebohren und erzogen sind, warum sollten sie dieselbe gleichsam mitten entzwey schneiden, den blossen innerlichen Dienst beybehalten, und an statt der heiligen Uebungen, von denen sie abgiengen, nichts anders haben? Allein man stelle sich einen ehrlichen Chineser, einen Tartar, einen Irokesen vor, der zum natürlichen Lichte gelanget, und seine gesunde Vernunft brauchen wollte, um sich Grundsätze seines Glaubens zu machen. Was konnte der besser thun, als meinem gegebenen Rathe folgen, bis es der Vorsicht gefalle, das Licht des heiligen Evangelii über ihm aufgehen zu lassen? Nun habe ich meinen Rath nur Menschen gegeben, die sich unter ähnlichen Umständen befinden. Nach meiner Anlage (Hypothese) durfte man blos nach dem natürlichen Lichte gehen; ich hatte gar mit keinen andern Leuten zu thun, da mein Vorsatz war, nicht in das Gebiete der Theologie zu treten. Weil man aber diese Zurückhaltung übel genommen, so lasse ich diese Anlage fahren, und mache den Zusatz: Nachdem das Evangelium dem ganzen Erdboden verkündiget worden; so darf man den Glauben, in dem man gebohren ist, nicht behalten, es wäre denn der christliche, weil dieser der einzige ist, der Gott gefällt, und zum Himmel führt.

Um so viel richtiger und bestimmter wird der folgende Satz werden, den man sehr bitter angezogen.

„Ich halte es einem Türken zu gute, heißt es, daß „er ein Muselmann ist; ich würde aber keinem Chri„sten vergeben, wenn er es würde.“ Alle elende Vernünftler haben sich wider diesen Satz erhoben, als ob er nicht richtig gefolgert wäre. Sie sagen dem Sittenbeleuchter alle nach: „Dieser Schrift„steller, der so sehr sich in acht nimmt, über geof„fenbarte Dinge sich auszulassen, warum tritt er „denn auf einmal aus seinem Hinterhalte? Warum „spricht er: Er vergebe einem Türken, daß er ein „Muselmann ist, aber nicht einem Christen, daß er „es werde. Er schließt doch also, daß der christli„che Glaube vollkommner und vernünftiger ist; „und da haben wir ein förmlich Bekänntniß, wel„ches er über beyder Glauben thut.“

Es wäre doch ein groß Unglück, wenn meine wahre und aufrichtige Zuneigung zum Christenthume einmal wo durchgeschimmert hätte! Ich sollte gewiß den Satz lieber umgekehret und gesagt haben: „Ich vergebe einem Menschen, wenn er als ein Christ „gebohren ist, daß er es sey; aber ich vergebe es ei„nem Türken nicht, wenn er es wird.“ Welch einen Vortheil würden sie alsdenn über mich haben! Allein, da sie mich bey dem Lehrsatze nicht fangen können, so versuchen sie ihr Heil bey der Logik. Und dennoch war auch sogar an meiner Logik, an der mir doch gewiß nicht so viel liegt als an meiner Religion, kein Fehler. Ich vergab einem Türken seine Religion, weil er, menschlich davon zu reden, darinnen gebohren war, und also aufrichtig glauben konnte, er habe recht. Aber findet dieses wol auch alsdenn statt, wenn man bey reifen Jahren gegen den Tür-

ken

ken seine Taufe abschwört? Lasset uns aufrichtig reden. Denken wir wol, daß man nothwendig ein Christ seyn müsse, wenn man glauben soll, alle, die vom Glauben abfallen, wären entweder Betrüger, Schälke oder einfältige Leute? Die Türken selber urtheilen ja also; und sie haben doch keine so schlechte Meynung von der christlichen Religion, daß sie glauben, man könne die ihrige derselben aus Ueberzeugung vorziehen.

Wenn wir aber nun annehmen, daß ein Christ, der seinen Glauben gegen einen andern abschwöret, im Grunde gar keinen Glauben hat; so begeht man aber kein groß Uebel, wenn man auf die schimpft, die ihre Brüder ärgern, indem sie von ihrer Religion zu einer andern übergehen. Indessen hat man doch ein grosses Geschrey angefangen, über den gleich darauf folgenden Satz: „Es ist ärger, als „alle Schwärmerey, die Gewissen beunruhigen „um solcher Materien willen, welche die Ehre Got„tes nicht betreffen." Wie ists möglich, daß man nicht eingesehen, daß ich besonders diejenigen gemeynet, die im Grunde gegen alle Religionsübungen gleichgültig sind, und doch ohne alles Bedenken dadurch Aergerniß geben, daß sie sich gegen dergleichen Uebungen auflehnen. Vielleicht sollte so gar ein Christ in Ansehung anderer Religionen so weislich handeln, wenn er sich unter ihren Bekennern befindet, so lange es auf gleichgültige Gebräuche ankömmt. Es ist keine Heucheley, die ich den Unglaubigen anpreise, sondern ein billiges Nachgeben für den öffentlichen Gottesdienst, dessen billige Hochachtung ihr Unglaube nicht aufheben kann. Es ist

keine

keine sträfliche Theilnehmung, die ich den wahren Christen rathe, sondern eine vernünftige Duldung aller menschlichen Religionen, welche umzustossen sie nicht befugt sind.

Das vierte Kapitel.

Sätze, die dem Sinne des Christenthums zuwider seyn sollen.

Durch die im vorigen Kapitel abgehandelte Sätze soll ich wenigstens verdeckt und fein die geoffenbarten (positiven) Religionen angegriffen haben, weil ich mit Ausschliessung derselben die natürliche vor hinreichend ausgegeben. Diejenigen aber, die ich jetzt anführen werde, sollen dem Christenthume schnurstracks und ganz offenbar zuwider laufen, in Ansehung seines göttlichen Ursprunges, seiner Lehrsätze, seiner Sittenlehre, seiner Zucht, seiner Gebräuche, und seiner Lehrer. Ich will die Beleuchtung dieser Sätze in sechs Artickel nach den sechs Hauptbeschuldigungen abtheilen. Ich bitte meine Leser, sich durch die schrecklich scheinende Beschuldigungen nicht einnehmen zu lassen. Kühne und unverschämte Verläumdungen sind keine Beweisthümer. Ehe ich mich in die besondern Gründe meiner Vertheidigung einlasse, wollen wir erst einer allgemeinen Vermuthung, die sich von selber darbeut, erwähnen. Kann man wohl vermuthen, daß eine bekannte Person, ob sie sich gleich einen falschen Namen gegeben, vor dem Angesichte der Obrigkeit und des Hofs, in die Hauptstadt

eines christlichen Reiches ungestraft eine Satyre wider das Christenthum bekannt machen könne? Und bey der besondern Vertheidigung wird sich ganz deutlich ergeben, daß die meisten Beschuldigungen verwegen und ungegründet, die wenigen aber, welche Grund zu haben scheinen, entweder übertriebene Bosheit oder übelverstandene Strenge sind.

Der erste Artikel.

Göttlicher Ursprung des Christenthums.

Um die Ordnung nicht zu unterbrechen, falle ich gleich anfangs auf zwo Stellen, wo ich die Göttlichkeit des Christenthums in der Person ihres göttlichen Oberhauptes soll beleidiget haben, da ich ihn den Gesetzgeber der Christen, den Stifter des Christenthums nenne. Man mag es gleich im Anfange wahrnehmen, wie weit die Begierde, mir Verdruß zu machen, die Zänkereyen getrieben habe.

Die erste dieser Stellen ist die, wo ich von dem Schaden böser Exempel rede, die nur halb ins Grosse gehen, und anmerke: (*) „Der Gesetzgeber der Chri„sten habe nicht gesagt: Ahmet diesem Apostel, die„sem Einsiedler, diesem Könige, diesem Hausvater „nach; sondern: Seyd vollkommen, gleichwie euer „Vater im Himmel vollkommen ist. Und ich setze die Ursache hinzu: „Denn durch die Nachahmung „gelanget man nimmer zum Großen und Vollkomm„nen, wenn nicht das Muster, welches man sich vor„setzet, unnachahmlich ist. Diese Anmerkung ist, wenn

(*) p. XXIX.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

wenn ich es sagen darf, so leicht und so richtig, daß es den Tadlern eine Schande ist, sich mit dem Tadel eines Worts aufzuhalten, welches im Grunde nichts tadelhaftes enthält. Ich habe schon in der Vorrede gesagt, warum ich ein tiefes Stillschweigen über mein Christenthum beobachtet. Ich würde mich aber für einen Christen erklärt haben, wenn ich in meinem Werke den Namen Jesu Christi gebraucht: Allein hier hatte ich dazu noch eine besondere Ursache. Ich nannte ihn den Gesetzgeber der Christen, weil ich ihn von dieser Seite vorzustellen hatte; ich habe aber durch diese Benennung nicht in Zweifel gezogen, daß er der Christ oder Meßias sey: So wenig man dem Könige **Georg** die englische Krone, oder dem König **August** die polnische streitig macht, wenn man jenen den Churfürsten zu Hannover, und diesen den Churfürsten zu Sachsen nennt. Wenn es aber nur darauf ankömmt, um mit zärtlichen Lesern Friede zu haben, so lasse ich mirs herzlich gern gefallen, daß man den Namen Jesu Christi für den Gesetzgeber der Christen hinsetze.

Die andere Stelle ist die, wo ich diejenigen tadle, welche verdienstliche Werke (opera supererogationis) den aller nothwendigsten Pflichten der Religion vorziehen, und dabey anmerke: (*) „Der Stifter des „Christenthums hatte zu seinen Jüngern gesagt, daß „der Gott liebe, wer seine Gebote hält; und darauf „glaubt man, daß man ihn noch mehr liebe, wenn „man mehr thut als er befiehlt.“ Hieß denn dieses Jesu Christo die Eigenschaft des Meßias absprechen! In dem Augenblicke, da ich seine Sittenlehre zu Bestärkung

(*) p. 10.

stärkung der meinigen anführe, soll ich zugleich mit einem gottlosen Schwunge die **Unart** begangen haben, das Ansehen dessen, den ich vor mich anführe, zu verkleinern. So fein war es mit der Wahl eines gleich viel bedeutenden Wortes nicht gemeynet. Ich habe in dieser Stelle das Wort Stifter des Christenthums blos darum gebraucht, weil es hier meinem Ohre mehr Wohlklang zu haben schien, als Jesus Christus. Das war blos mein Grund. Und bey so einem erlaubten Falle ist es unnöthig, eine bessere Ursache anzugeben. Man setze aber, wenn man will, die andere dazu, die gleichwol nicht wichtiger ist. Dieß **Wort** stand in einer bessern Verhältniß mit den **Jüngern**. Jesus Christus würde sich geschickt haben in Beziehung auf die Christen; da ich aber **Jünger** gebraucht, so schickte sich meines Erachtens das Wort **Stifter** besser dazu. Das sind Zierden der Schreibart, woran die Schulgelehrten nicht denken, so wenig als Weltleute einen Begriff an der theologischen Genauigkeit haben.

Hierzu kommt, daß christliche Dichter, die Kirchenväter, die heilige Schrift selber, selbst GOtt und Jesum Christum durch Umschreibungen angeben, ohne daß noch jemand sich daran zu ärgern gedacht. Warum soll ich es nicht thun dürfen, da ich einen Grund mehr habe! Den nemlich, daß ich mich immer in einger Entfernung von der Offenbarung halten will. Mich dünkt, der Name Jesu Christi müsse nur in einem christlichen Werke befindlich seyn, ich aber wollte blos ein philosophisches schreiben.

Man hat auch eine andere nach ihrem Inhalt und Endzweck erbauliche Stelle für einen Angriff der

Göttlichkeit des Christenthums ausgeben wollen, wo ich weisen will, mit was für Gelassenheit, Demuth und Gehorsam man aus der Hand Gottes das Leiden aufnehmen soll, welches sie über uns verhänget, wo ich meinen Beweis also abfasse (*): „Ein eifriger Christ „würde viel lieber den Kopf sich abschlagen, als sich „beschneiden lassen; ein guter Jüde würde zu Rom „lieber sich verbrennen als taufen lassen; und das „kömmt daher, daß der Christ und der Jüde versichert „sind, ihr Gewissen erfodere eine solche Standhaftig„keit von ihnen. Inzwischen ist einer von ihnen we„nigstens im Irrthum, und keiner von beyden hat „eine hinlängliche Gewißheit vor sich. Ihr aber, de„nen Gott eine tödtliche Krankheit zuschicket, ihr seyd „gewiß von seinem Willen; es ist eine unleugbare „Wahrheit, daß er will, ihr sollet krank seyn, weil ihr „es seyd, und er allmächtig ist. Ihr würdet einen „jedweden verdammen, der die Lehren des Confu„cius und des Mahomets annehmen würde; ihr „seyd aber viel schlimmer, die ihr über ein Fieber mur„ret, das euch angreift.“ Und ich denke, so mußte ich mich ausdrücken, wenn ich in den philosophischen Grenzen bleiben wollte, die ich mir gesetzet; und ich mußte es besonders an dieser Stelle thun, wo dieser angenommene Zweifel als eine Figur der Redekunst dem Argumente eine grössere Stärke giebt.

Ich leugne die Gewißheit nicht, die ein Christ haben soll, der von der Fürtreflichkeit seines Glaubens unterrichtet ist: Allein, nicht alle Christen sind so unterwiesen, daß sie diese Gewißheit haben; und die es sind, haben wenigstens nur diese Gewißheit, nicht aber

(*) p. 116.

aber die Ueberzeugung. Darüber ist gar nicht zu streiten. Man hat in den Schulen niemals behauptet, daß die Gegenstände des Glaubens eine Ueberzeugung zulassen. Dieses fest gesetzt, schlüsse ich wider den, der den Fügungen der Vorsicht sich widersetzt, also: „Ihr seyd so fest in eurer Religion, „der ihr doch doch oft wegen der Vorurtheile eurer „Kindheit anhänget, ohne daß euch eine Ueberzeu„gung, ja vielleicht nicht einmal eine Gewißheit an„treibt; und ihr widerstrebet einem so klaren mora„lischen Satze, nemlich, daß die Kreatur dem Schöp„fer solle unterthänig seyn.“ Der falsche Schluß ist doch wol sichtbar! Der Schlußsatz meines Arguments ist aber so rein und löblich, daß man mich über die Fördersätze eben nicht hätte anfechten dürfen.

Ich schäme mich auf eine vierte Beschuldigung von der vorigen Art zu antworten, so klein und unerheblich ist sie. Bey Gelegenheit der ehlichen Liebe mahle ich unter andern Bildern uneiniger Ehleute Dorimenen, die über ihren Gemahl eifersüchtig ist, welchen sie nicht aus Liebe nahm. Und da ich mich über ihre Eifersucht wundere, sage ich: (*) „Sollte denn „Dorimene in ihren Mann verliebt geworden seyn, seit „dem sie seine Frau ist? Das wäre ein wahres Wun„der: Aber ich zweifle, daß Wunder geschehen, wenig„stens solche Wunder.“ Diese augenblickliche Verbesserung, die man nicht lange erwarten darf, nimmt allen Verdacht eines Unglaubens weg, in Ansehung der Wunderthaten. Es ist ein scherzhafter Einfall, der die Religion gar nicht anficht, indem von ihr die Rede nicht ist. **Wunder** ist hier in dem weitläuf-

(*) p. 250.

tigen Verstande gebraucht, den es in allen Gesellschaften hat, da man von allen unvermutheten Vorfällen sagt: Das ist ein Wunder. Mich dünkt, es wäre ein Wunder, wenn jemand, der vor der Heyrath nicht geliebt hat, hernach verliebt werden sollte: Das heißt, es würde eine ungewöhnliche Sache seyn, die ich, ohne gnugsamen Beweiß, nicht glauben würde. Und obgleich die Sache, bey welcher ich sage, daß ich zweifelte, ob Wunder geschähen, den Verstand, in welchem ich das Wort nehme, gnugsam bestimmet, so setze ich doch dazu, um allen bösen Auslegungen vorzubeugen, wenigstens solche Wunder. Das wäre vor Leute, die lesen könnten, genug. Ich weiß nunmehr, daß dieser Zusatz für die meisten Leser ohne Wirkung gewesen; und daß einige, entweder aus Hitze oder aus Mangel der Erkenntniß, diesen Zweifel an den Wunderwerken im Ernste genommen. Ich erkläre demnach, daß, an statt an den Wunderwerken überhaupt zu zweifeln, ich deren etliche mit Lebensgefahr bezeugen will, die ich selbst gesehen und sehr gut gesehen habe; ohne von den Wundern zu reden, die in der heiligen Schrift aufgezeichnet sind, die deswegen an ihrer Glaubwürdigkeit nichts verliehren, wenn sie gleich von dem jetzt lebenden Geschlechten nicht gesehn worden.

Der zweyte Artikel.

Grundlehren des Christenthums.

Die Grundlehren des Christenthums, die ich in den Sitten soll angegriffen haben, sind: Die Unzulänglichkeit menschlicher Tugenden; der Beystand der Gnade Gottes um Gutes zu thun; die Gnadenwahl,

die sträfliche Verstockung der Sünder; die Nothwendigkeit des Glaubens zur Liebe Gottes; das göttliche Wesen; den Fall der Menschen und Engel; die Glaubwürdigkeit der christlichen Religion, die Belohnung aus Gnaden, die göttliche Gerechtigkeit und die Ehescheidung.

Man wird sich über die albern Vorwürfe, die meiner Wiedersacher Anmerkungen veranlasset, sehr wundern müssen, wenn ich mich auf alle die Sätze besonders einlassen werde, welche sie in Ansehung dieser Hauptstücke vor verdächtig gehalten.

Ich kann mir in Absicht auf die Glaubenslehren wegen dieses wichtigen Punktes überhaupt Glück wünschen, nemlich, daß keiner von meinen Tadlern mir jemals einen Satz angeben können, der ihnen gerade entgegen wäre. Sie haben blos Folgerungen und Einwendungen gemacht; jene aber sind so gezwungen und offenbar wider meine Absicht, und diese betreffen blos ein Wort, welches mir ohne meinen Willen entfahren: Und es wird mir leicht werden, mich deswegen zu rechtfertigen. Scheint es aber doch, als ob ich in einigen Lehrsätzen von dem allgemeinen Glauben abgewichen, so betreffen sie doch keine Grundlehren. Von der Art ist z. E. der Artikel von der Ehescheidung, den ich zu vertheidigen scheine, indem ich die christliche Gemeinen, bey denen sie eingeführt ist, entschuldige.

§. 1.
Die menschlichen Tugenden sind unvollkommen.

Man hat eine einzige Stelle angeführet, darinnen ich diesen Lehrsatz soll angegriffen haben. Ich will sie

sie hersetzen, man mag davon urtheilen. Sie steht im Vorberichte meines Buches: (*) „Sein Vorwurf „sind die Sitten, die Religion hat weiter keinen Antheil daran, als in so fern sie die Sitten befördert: „Und wie zu diesem Endzwecke die natürliche Religion **hinreichend** ist, so gehe ich auch nicht weiter.“ Nein, sagt man, sie ist nicht hinreichend; alle unsere Handlungen müssen durch die Liebe geheiliget werden, die ohne Glauben nicht seyn kann. Aber will man nicht bemerken, daß, indem ich sage, sie ist **hinreichend**, auch dabey stehet, **zu diesem Endzwecke**. Der Endzweck, zu welchem sie hinreichend ist, ist die Beförderung der Sitten. Ich weiß gar wol, daß sie vornemlich jetzund, da das Christenthum ausgebreitet ist und Gesetze macht, zur ewigen Seligkeit nicht hinreichend ist: Ich habe aber nie gesagt, daß sie es sey. Niemand glaubt, daß gesittet seyn **), so viel heisse als ein Christ oder Heiliger seyn. Gesittet seyn, das heißt, sich beständig nach den Grundsätzen der natürlichen Billigkeit und der gesunden Vernunft aufführen: Wenn man das Sittliche in diesem Verstande nimmt, und das ist der rechte Verstand; wie kann man da im Ernste behaupten, die natürliche Religion sey nicht hinreichend, es zu lehren. Ein Schriftsteller schreibe noch so genau und bestimmt, so kann er vor solchem Tadel nicht sicher seyn, wenn man den Bedeutungen der Wörter solche Gewalt anthut, um Absichten daraus zu erzwingen.

§. 2.

(*) p. XX.

(**) Gute Sitten an sich haben.

§. 2.
Die Gnade Gottes ist nothwendig um Gutes zu thun.

Ueber diesen Satz habe ich durchaus nichts gesagt, oder nur zu verstehen gegeben, welches den Glauben zuwider wäre. Ich glaube ihn nicht allein als ein Christ, sondern ich getraue mir ihn gar aus der gesunden Vernunft zu erweisen. Nach meiner Meynung weicht schon Horaz von den Grundsätzen der natürlichen Religion, wenn er spricht:

Det Fortunam & opes (Deus), bonum mi animum ipse parabo.

Giebt mir Gott Glück und Vermögen: So kann ich mir selber eine gute Seele (ein gutes Herz,) geben.

Man wird auch in der That finden, daß die Sätze in meinem Buche, welche man als irrig über diesen Punkt angegeben, vollkommen bestimmt und untadelhaft sind.

Die erste ist diese, wo es heist: (*) „Man muß „die Tugend kennen, um sie zu lieben; mit dem Zu„satze:“ Und wenn man sie liebt, wird man sie **unfehlbar** ausüben. Unfehlbar, sagen sie, wird man sie also ohne die Gnade (Gottes) ausüben! Allein, wenn eine solche Frage noch eine Antwort verdient, so könnte ich antworten: Wo steht denn in diesem Ausdrucke das, woraus man schlüssen kann, daß ich daran zweifle, daß wir die Gnade Gottes nöthig haben? Wer die Tugend liebt, wenn es eine lebendige und herrschende Liebe ist, der hat ja die Gnade schon, die ihm zur Ausübung nöthig ist. Ist aber die Liebe

 schwach,

(*) p. XXVIII.

schwach, und die lasterhaften Meynungen sind stärker, so wird er sie gewiß nicht ausüben. Kann man denn aber wol mit Fuge annehmen, wenn ich von einem Menschen, der die Tugend liebt, allgemein und ohne Einschränkung rede, daß ich einen Menschen darunter verstehe, der sie nicht stark genug liebt?

Die andere ist von eben der Art. Ich sage vom Tode: (*) „Er ist die Pforte, die aus diesem Leben in „ein anderes führet; mit dem Zusatze: Und es hat „bey euch gestanden, euch in dem andern Leben ein „glückliches oder unglückliches Schicksal zuzubereiten.“ Hier hat man eben den Irrthum finden wollen, der schon in dem vorhergehenden Satze stecken sollte: Aber die Nothwendigkeit der Gnade hat mit diesem Satze gar (nichts zu thun.) Die Thomisten und Augustiner, von denen ich in Grundsätzen des Glaubens nicht abweiche, mögen sagen was sie wollen, so glaube ich: Man muß diesen Satz moralisch vor richtig halten; und die unumgängliche Nothwendigkeit der Gnade Gottes zu Ausübung des Guten, berechtiget mich nicht, den Gegensatz zu behaupten, nemlich: Daß es manchmal nicht in des Menschen Macht stehe, Gutes zu thun. Mir gefällt in diesem Fall der Gedanke, den man dem heiligen **Bernard** zuschreibt, den ich aber nicht gelesen: Man müsse an seiner Seligkeit arbeiten, als ob sie ganz allein auf uns ankäme: Und man müsse sich gleichwol so an Gott halten, als ob sie auf ihm allein beruhete. Mit einem Worte, alle Waffen der Moral, und vornemlich der Christlichen, werden stumpf, wenn der, welcher einen Sünder zur Bekehrung ermahnet, seine Ermah-

(*) p. 25.

mahnung so beschleußt: Ich weiß wol, daß eure Besserung auf euch nicht ankömmt. Man muß in einem orthodoxen Verstande sagen können, er dürfe nur wollen.

Die dritte ist diese: (*) „Der Hochmuth entsteht „in uns von dem gar zu vortheilhaften Begriffe, den „wir uns von unserm eingebildeten Verdiensten ma„chen. Es braucht also **nichts weiter**, dem Hoch„muthe vorzubeugen, als daß man sich selbst mit der „genauesten Richtigkeit schätze;" und hier macht man mir wider den so aufstossenden Vorwurf, daß ich die Nothwendigkeit der Gnade nicht erwähnet. Wenn ich nun gleich sage: Es braucht weiter nichts als dieses; so habe ich doch die Nothwendigkeit des göttlichen Beystandes nicht ausschlüssen wollen. Ich habe mich blos in den Gränzen der Moral gehalten: Und dabey hatte ich keine andere als Gründe aus der gesunden Vernunft anzuführen. Und in Wahrheit, wenn die gesunde Vernnnft alleine irgend eine Leidenschaft ausrotten oder dämpfen kann, so muß es vornemlich der Hochmuth seyn; denn, mich dünkt, wenn man drüber nachdenken will, wird man sich leicht überzeugen, daß es eben so thöricht als unbillig ist, hochmüthig seyn.

§. 3.

Die Gnadenwahl.

Mit mehrerem Grunde ist eine Stelle im Anfange des Werkes getadelt worden, wo ich meinen Gedanken ein wenig zu viel Freyheit gelassen. Um zu beweisen,

(*) p. 65.

beweisen, daß Gott uns liebe, heißt es: (*) „Ein gu„ter Fürst liebet seine Unterthanen, ein guter Vater „seine Kinder. Man liebet so gar einen Baum, den „man selbst gepflanzet hat, ein Haus das man selbst „gebauet hat: Und Gott sollte können, die Menschen „nicht lieben.“ Und nun: „Wer anders, kann doch „immer diesen Argwohn bey sich hegen, als diejeni„gen, die aus Gott ein eigensinniges und graugsames „Wesen machen, welches sich auf eine unbarmherzige „Weise an dem Schicksale der Menschen erlustiget, „welches sie, ehe sie noch gebohren werden, zur Hölle „verdammt, und etwa aus einer Million aufs höch„ste nur einen ausnimmt, der seine Wahl eben so „wenig verdienet, als die andern ihr Verderben! „Schändliche Gotteslästerer, die ihr nichts anders „suchet, als es dahin zu bringen, daß ich Gott hassen „soll, indem ihr lehret, daß er mich hasse.“ Diese Stelle ist anstößig. Und ich habe Ursache, die Gelindigkeit des Herrn D. S. bey Anführung dieser Stelle zu loben, er muß damals bey guter Laune gewesen seyn. Wenn der Autor, sagt er, sich hier so heftig wider die angenommene Meynung an der kleinen Anzahl der Auserwählten auflehnet, so treibt ihn seine Hitze weiter als er gehen sollte. Ich meines Theils finde meine Ausdrücke selber so hart, daß mein Gegner hitziger werden konnte, als er gewesen ist. Dieses ist eine von den Stellen, die ich aufrichtig verdamme; und solches desto williger, da ich in dem Glauben an diese Lehre, wider die ich mich hier auflehne, erzogen bin. Es ist aber auch gewiß, daß ich nicht die Lehre antasten wollen, sondern den Mißbrauch der

dabey

(*) p. 7.

daben vorgehen kann, und wirklich vorgeht: Ich wollte nur zeigen, daß man mit grosser Behutsamkeit davon reden müsse, und daß, wenn man die Wahrheit der (Prädestination) Erwählung behaupten will, man wenigstens unüberlegt handelt, wenn man so schlecht hin sagt: Gott hasse eine grosse Anzahl des menschlichen Geschlechts ohne Grund und Ursache, und bestimme sie zu ewigen Strafen. Ich wünschte, man stellete Gott niemals auf einer Seite vor, wo man seine Güte aus den Augen verliert. Dem allen ungeachtet finde ich, daß man bey so bittern und heftigen Ausdrücken argwohnen können, als wenn ich die Gnadenwahl nicht glaubte.

Nun könnte ich zu meiner Rechtfertigung wol sagen, daß die Schulen über diese Lehre getheilet sind; und daß es uns frey stehe, dermal (ante prævisa oder post prævisa merita) ehe die guten Werke, oder nachdem die guten Werke vorher gesehen worden, beyzupflichten. Allein ich gestehe, wenn ich auch nur der beyfiele, die als eine Folge von dem vorher gesehenen menschlichen Verdienste angesehen wird: So durfte ich deswegen doch diejenigen keine Gottlose noch Gotteslästerer nennen, welche mit dem Engel der Schule glauben, sie sey aus lauter Gnade ohne Vorhersehung auf unsere gute oder böse Werke geschehen.

Was ich demnach zur Entschuldigung dieser wider die Gnadenwahl laufenden Stelle gesagt; bezieht sich auf das folgende, wo ich denen, die ich als derselben Vertheidiger ansehe, zu antworten gesucht: Aber, lasse ich sie sogleich hierauf sagen, um die unbedingte Gnadenwahl und Verwerfung an Gott nach seinem Gefallen zu rechtfertigen: **Gott ist dem Menschen**

schen nichts schuldig. Und ich antworte: Es mag seyn; allein er ist sich selbst schuldig. Er kann nicht anders als gerecht und wohlthätig seyn; seine Vollkommenheiten hängen nicht von seiner Wahl ab; er ist nothwendig alles was er ist; er ist das vollkommenste aller Wesen, oder er ist nichts. Alles dieses klingt noch sehr declamatorisch; und braucht Ausbesserung. Aber so wie ich meinen vorhergehenden Text erkläret, muß ich den Leser nur erinnern, daß ich es nicht so verstehe, als ob die Lehre von der Gnadenwahl an sich selbst einigermaßen wider die göttliche Gerechtigkeit und Güte liefe; sondern, daß man sie also vorstellen könne, daß dadurch der Begriff der unendlichen Güte Gottes geschwächet wird, den ich hier aus einander setzen und erheben wollen.

§. 4.
Blindheit der Sünder.

Ich bestreite diese Lehre nicht. Wäre ich aber so gottlos gewesen, es zu thun, so gehörte es gar nicht zu meinem Vorhaben. Ich sollte blos beweisen, um die Menschen zu Anhörung der Stimme ihres Gewissens zu erwecken, daß die Sünde den Menschen nicht in eine gänzliche Vergessenheit seiner Pflichten stürzet. Der eine Beweiß war: Daß die ganze Moralität aufhören müßte, wenn eine gänzliche Vergessenheit durch die Sünde gewirkt werden könnte, weil Gott, der gerecht ist, alsdenn die Erfüllung ihrer Pflichten von den Menschen nicht mehr fodern könnte. (*) „Lasset sie, so viel ihr wollet, sage ich zu denen, „die ich als Vertheidiger einer gänzlichen Vergessen„heit ansehe, diese vorgegebene Blindheit verdienet „haben,

(*) p. XXXVII.

„haben, wenigstens ist, nachdem dieses geschehen, die „Ausübung der Pflichten ihnen eine Unmöglichkeit „geworden. Inzwischen höret ihre Schuldigkeit „nicht auf, und das große Wesen, das noch fortfäh„ret, solche Pflichten von ihnen zu fordern, von „welchen sie nicht wissen, daß sie dazu verbunden sind, „ist unendlich gütig und gerecht. Ich habe z. E. „meinen Diener ausgeschickt, ein Gewerbe auszurich„ten; anstatt aber es zu besorgen, macht er sich mit „Schaukeln lustig, und zerbricht darüber ein Bein. „Er hat unrecht gethan, und ich kann mit Recht ihn „dafür strafen. Wenn ich ihn aber zu neuen Ge„werben ausschicken wollte, ehe sein Bein geheilet „wäre, was würde man mir wol für eine Benennung „beylegen?“ Man merke es wol, ich will gar nicht das Verhalten Gottes untersuchen noch weniger tadeln; sondern nur zeigen, daß es weder so ist noch seyn kann, als es in dem Einwurfe, auf den ich antworte, angenommen wird. Ich greife es nicht an, sondern vertheidige es, indem ich behaupte, daß es nicht wahr sey, daß er, um das menschliche Geschlecht wegen seiner Vergehungen zu strafen, alle moralische Begriffe in ihrem Herzen ausgelöscht habe. Die Gewohnheit zu sündigen schwächt wol in dem Menschen die Lust und die Uebung des Guten; sie hindert ihn auch in Ansehung seiner Pflichten; ich habe das selbst gesagt: Allein sie macht nicht, daß er sie gänzlich vergißt. Cartouche wußte so gut als der rechtschaffenste Mann, es sey nicht erlaubt, fremdes Gut an sich zu ziehen. Man verblendet sich gegen seine Pflichten, aber man vergißt sie nicht.

§. 5.
Nothwendigkeit des Glaubens zur Liebe GOttes.

Auch diese Lehre habe ich weder nahe noch von weitem angegriffen; ich schrieb nur nach dem natürlichen Lichte, ich handelte nur menschliche Tugenden ab, ich hatte nur von der natürlichen Liebe gegen Gott als den Schöpfer und Erhalter zu reden, und habe auch in der That mehr nicht gethan: Indem ich aber von dieser Liebe geredet, ist es mir sonderbar vorgekommen, (*) „wenn man glaubet, es seyn keine andere „als ausserordentliche Menschen einer so erhabnen „Empfindung fähig; und wenn man sich einbildet, „daß ein Mensch von gemeiner Tugend so weit nicht „gelangen könne; und daß man es bey den Christen „für eine Gotteslästerung hält, wenn jemand glaubt, „daß ein Türke Gott lieben könne.“ Meine Tadler sind auch über diese Stelle nicht einig. Herr D. S. gestehet frey heraus, man halte es unter den Christen für keine Lästerung, zu sagen, daß ein Türke Gott lieben könne. Andere aber haben mir gesagt, ohne Glauben könne man Gott nicht lieben. Ich will sie vergleichen. Ohne den Glauben liebet man Gott nicht mit einer übernatürlichen und zur Seligkeit verdienstlichen Liebe: Allein ohne den Glauben kann man ihn aus natürlicher Zuneigung als einen Vater und Wohlthäter lieben: Und in diesem Sinne liebt ein Türk Gott so gut als andere. Ich habe aber in meinem moralischen Plane von der übernatürlichen Liebe nichts zu sagen.

§. 6.

(*) p. 13.

§. 6.
Selbstständigkeit Gottes.

Man hat mir nicht schriftlich gesagt, daß ich wider diesen Punkt verstossen. Aber es hat mir es ein Gottesgelehrter, den ich sonst sehr hoch achte, in Gesellschaft angemerkt, es sey bey Gelegenheit dessen geschehen, was ich unter andern Gründen, zur Liebe Gottes aufzumuntern, gesagt. (*) „Die Tugend nimmt uns ein, wenn sie sich unverhüllt zeiget. Jemehr man sie kennt, jemehr liebt man „sie: Man würde sich ihr zu Füssen werfen, man „würde sie anbeten, wenn sie eine Person wäre; und „sie würde es in den Augen desjenigen Sterblichen „seyn, dem sich Gott sichtbar machte. Denn er ist „das einzige Wesen, in dem sie in ihrer ganzen (Reinigkeit) Schönheit ist; und ich zweifle, daß man „einen wahren Unterscheid zwischen Gott und der „Tugend wird angeben können. Ein neuer Beweiß, daß die Tugend lieben so viel sey, als Gott „lieben.“ Ich sehe wol, wenn man diesen Satz genau und ohne seine Einkleidung, nach theologischer Strenge nähme; so würde er nicht bestimmt noch richtig genug seyn. Allein wer sieht nicht, daß es ein verblümter figürlicher Ausdruck ist, dem man eben so leicht einen genau bestimmten Verstand geben kann, als dem Ausdrucke Jesu Christi: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Man muß in der Schule sehr vernachläßiget worden seyn, wenn man in den Worten: Gott ist die Tugend, einen Satz finden will, welcher der göttlichen Selbst-

(*) p. 16.

Selbstständigkeit widerspräche. Ich habe überall in Schriftstellen gelesen, die doch Gott niemals als eine blosse Modification oder als ein Abstractum (Zufälligkeit, oder allgemeinen Begriff) ansehen, daß Gott und seine Eigenschaften einerley Sache sey. Warum sollte denn nach diesem Grunde Gott nicht die Tugend, warum sollte die Tugend nicht Gott seyn?

§. 7.
Fall des Menschen.

Ein eben so unnöthiger Streit als der vorige. Um die weise Vorsicht Gottes zu rechtfertigen gegen die Undankbaren, die seine Wohlthaten verkennen, und immer nur auf das Böse merken, worüber sie sich nach ihrer Meynung zu beschweren haben, sage ich: (*) „Urtheilet von Gott nicht nach Begebenheiten, sondern beurtheilt diese vielmehr nach den Begriffen, die ihr von Gott habt. In denen Dingen, die durch Menschenhände regieret werden, kommen Unordnungen vor; weil diejenigen, die sich damit abgeben, schwach, ungerecht oder unwissend sind. Keine von diesen Unvollkommenheiten findet sich in Gott: Er ist es ohne Zweifel, der die ganze Welt regieret: Wie sollten denn wirkliche Unordnungen darinnen vorfallen können? Ich finde hierbey zwey Dinge, deren eines klar, und das andere dunkel ist. Klar und gewiß ist es, daß Gott gerecht, weise und allmächtig ist: Unausgemacht aber ist es, ob dasjenige, was eine Unordnung scheinet, es auch in der That sey, weil

„Got

(*) p. 25.

„Gottes Einsicht grösser seyn kann, als die unsrige.
„Ich schliesse also vom Gewissen aufs Ungewisse,
„und behaupte, daß alles in der Ordnung ist.“
Die Theologen haben mir gesagt, der Optimismus, (die Lehre von der besten Welt) sey nach den gegenwärtigen Umständen ein Irthum. Denn, wenn man annehme, daß vor der Sünde die Welt in der besten Ordnung, die möglich war, gewesen, so ist es zugleich nicht auch wahr, daß sie es noch sey, nachdem die Harmonie der Welt durch die Sünde unterbrochen worden. Das ist aber doch wol kein Irthum, wenn man die Vorsicht Gottes nach dem Falle des Menschen noch eben so weise und gerecht findet als zuvor. Denn da auch nach der Sünde auf Gottes Seiten eine Ordnung in seiner Vorsehung auch in diesem verschlimmerten Zustande ist; so kann man diesem Verstande, ohne irrgläubig zu seyn, noch sagen: Alles sey in der Ordnung. Alles, was ich hier zu beweisen habe, ist, daß in dem Laufe dieser Welt nichts dem Zufalle überlassen sey. Ich brauche aber zu Befestigung dieser Wahrheit nicht, mich in die Frage von der besten Welt einzulassen, es ist mir gnug, daß ich bewiesen, es sey eine Vorsehung.

§. 8.
Fall der abtrünnigen Engel.

Ich habe nirgend gesagt, daß es abgefallne Engel gebe oder nicht gebe, ich hatte auch hierüber gar nichts zu sagen: Aber indem ich die Undankbaren noch anredete, die dem Himmel einen Vorwurf daraus machen, daß er sie nicht vollkommner gemacht, als sie sind, sagte ich: (*) „Gott hätte uns

(*) p. 41.

„gewiß vollkommner erschaffen können, als wir „sind; er hätte uns den himmlischen Geistern gleich „machen können, von welchen man seinen Thron „umgeben uns abbildet. Er hat aber nur Men„schen machen wollen, als er uns schuf. Hätte er „euch zu Engeln gemacht, undankbare und verwe„gene Herzen, die ihr seine Wohlthaten nur mit „**Murren** belohnet, so würdet ihr, gleich den Teu„feln, die er, **wie man sagt**, in den Abgrund ge„stürzet, euch beschweren, daß ihr keine Götter „seyd." Man hat vorgegeben, durch dieses **wie man sagt** sey die Lehre von dem Fall der Engel abgeleugnet. Man thut mir aber Unrecht. Es war keine Ableugnung, sondern eine mit Vorsatz in meiner Rede angebrachte Zurückhaltung; welche ich sowol in Ansehung der geoffenbarten Lehren als der Geschichte zu beobachten, mir beständig vorgesetzet. Indessen liegt mir an dem Worte nichts, und ich bitte, man sehe es als durchstrichen an.

§. 9.
Glaubwürdigkeit der christlichen Lehre, oder Beyfall, den man ihren Lehren schuldig ist.

Hier wird die Anklage ernsthaft. Die Stelle aber, die sie veranlasset, ist eben so unschuldig als die zwey oder drey vorhergehenden. Mein Kapitel von der Klugheit fangt sich an: (*) „Die Klug„heit ist die Kunst zu wählen. Man ist klug, wenn „man unter vielen Vorwürfen denjenigen zu unter„scheiden weiß, der den Vorzug verdienet. Die „Klug-

(*) p. 61.

„Klugheit hat also zwo Beschäftigungen; sie er„leuchtet unsere Einsicht und regiert unsern Willen. „Sie lenket unsere Wahl bey den Lehrsätzen, die un„ser Nachdenken beschäftigen, auch bey denen, die „unsre Handlungen betreffen. Sie schützet den Ver„stand gegen Vorurtheile und Uebereilung. Wenn „er (in den Wissenschaften) von dieser klugen Mi„nerva geleitet wird, so hänget er den Lehren, die „ihm vorkommen, in keinem grössern Grade an, als „eben der Grad ihrer Gewißheit erlaubet. Er „glaubt diejenigen zuversichtlich, die klar und zu„verläßig sind; die es nicht sind, setzet er unter die „Wahrscheinlichkeiten: Es giebt andere, wobey „sein Glaube (im Gleichgewicht bleibet) sich nicht be„stimmen kann; kömmt aber das Wunderbare hin„zu, so wird er um destoweniger leichtgläubig; er „fängt an zu zweifeln, und fürchtet sich, durch Blend„werk betrogen zu werden.“ Ich habe hier, wie man sieht, die zwey Worte (in den Wissenschaften) eingeschaltet; die von selbst darunter zu verstehen waren, wenn man sich nicht ein Vergnügen daraus gemacht, diesen Text zu verkehren, um eine boshafte Anwendung desselben auf die geoffenbarten Wahrheiten zu machen. Ich gestehe indessen, daß er Gelegenheit dazu geben konnte in den Gedanken der Tadler, die sich in den Kopf gesetzt, die Sitten wären geschrieben, die Deisterey einzuführen. Von dieser Meynung eingenommen, finden sie überall Schanzen, die wider das Christenthum aufgeworfen sind. Die Lehren, die nicht klar und zuversichtlich sind, und die man unter die Wahrscheinlichkeiten setzet, **sehet**, sagen sie, **das sind die Geheim-**

heimnisse. Die Furcht, durch ein Blendwerk betrogen zu werden, da sind die **Wunder**. Wenn sie doch nur dieses betrügliche Augenglas weglegten, wodurch ihnen das weisse gelb vorkömmt; wodurch sie in meinem Texte Einwendungen finden, die nicht da sind. Wenn sie das Vorurtheil, welches sie täuscht, fahren lassen, so ist mein Ausdruck den Augenblick klar und unschuldig. Die **klaren und zuversichtlichen Lehren** sind alsdenn die Grundsätze der Mathematik; die **wahrscheinlichen**, die nicht zuverläßig sind, die durch die Erfahrung bestätigten Wirkungen der Natur; die, bey welchen ein weiser Mann **seinen Glauben zurück hält**, die verschiedenen Sisteme, vom Magnet, von Ebbe und Flut, von den Farben, von der Schwere; und die Furcht, **durch ein Blendwerk betrogen zu werden**, die Verheissungen der Sterndeuter, die schwarze Kunst, der Stein der Weisen. Allein, in ihrem blinden Eifer mir Absichten beyzulegen, beleidigen sie selbst die Religion, die ich angreifen soll. Denn warum gefällt es ihnen doch bey den Blendwerken anzunehmen, ich rede von Wundern; und warum fallen sie bey den nicht zuverläßigen Lehren eben auf die geoffenbarten Geheimnisse?

Wenn nun auch allenfalls diese Stelle an und für sich verdächtig wäre, so hört sie es auf zu seyn, sobald ich bestimmt, wie man sie verstehn müsse. Wenn von Absichten, die jemand heget, die Rede ist, so finden bey so deutlicher Erklärung eines Autors freywillige Auslegungen nicht mehr statt. Es ist damit beschaffen, wie mit einer Namenerklärung (Nominaldefinition) über die man nicht streiten

ten kann. Ich habe wol schon ein Dutzend Stellen fahren lassen, ich kann diese, wenn es seyn muß, auch zurück nehmen.

§. 10.
Unverdiente göttliche Belohnungen.

Man bemerke, daß alle Sätze, wobey man mich eines Irthums beschuldiget, Materien sind, wovon ich gar nicht handele. Hier zum Exempel, wo ich den Hochmuth bestreite, giebt man vor, daß ich das Gute, was der Mensch an sich hat, ihm zur Ehre anrechne, da ich es doch Gott zuschreiben sollte, der die Grundursache desselben ist; und ich thue gerade das Gegentheil. Denn indem ich die Hochmüthigen anrede, die auf ihre Verdienste stolz sind, so führe ich sie auf diese erste Quelle aller unserer Vollkommenheiten zurück, und sage: (*) „Da sie die Ga„ben, wodurch sie sich hervor thun, vom Himmel „empfangen, so haben sie kein Recht, darinnen ei„nen Ruhm zu suchen. Ich nehme zwar freylich an, daß sie mir antworten: „Da Gott unsere Ver„dienste belohnt, müssen sie auch nothwendig unsre „seyn; und aus eben der Ursache gehören unsere „Gaben auch uns, wenigstens weil wir sie ausge„arbeitet haben. Und ich antworte: Es mag drum „seyn; ich will hierauf nicht weiter dringen. Ich „gab zweymal nach, doch ohne dabey zu beruhen: „Aus dem Grunde setzte ich hinzu: Denn es giebt „noch andere Mittel, die gegen den Stolz und die „Einbildung mit gutem Nutzen können gebraucht „werden.“ Herr D. S. hat dennoch gefunden,

 daß

(*) p. 67.

daß ich in diesem Stücke zu viel nachgegeben. Gott krönet unsere Verdienste nicht, sagte er, weil sie unser sind: Es ist ausgemacht, daß er seine eigne Gaben in uns kröne; und er belohnt uns nur, weil wir sie weislich angewandt haben. (Man merke, daß ich beynahe eben das sage) da ist nun unser Verdienst, setzt er hinzu, welches seinen Ursprung aus der Freyheit hat, die uns gegeben ist, etwas zu thun oder zu lassen.

Weiter brauche ich zu meiner Vertheidigung nichts. Herr D. S. giebt also doch zu, daß man wenigstens in einem Sinne sagen kann, daß unsere gute Werke (Verdienste) unser sind. Und eben wegen dieses einen Sinnes, wollte ich den Satz nicht läugnen, den ich mir einwenden lies: Dennoch aber lies ich ihn nur mit Einschränkung zu. Denn ohne mein Mittel wider die Hochmüthigen fahren zu lassen, nemlich, daß sie alles, worauf sie stolz sind, von Gott haben, schritt ich blos zu beweisen, die unmittelbar aus der gesunden Vernunft genommen sind, jedoch meinem Grundsatze unbeschadet, denn ich weiß sowol als Herr D. S. daß er wahr ist: Aber ich bestund darum nicht drauf, weil ich ihn blos mit theologischen Gründen unterstützen konnte, deren Gebrauch ich mir doch nicht erlaubt habe.

§. 11.
Göttliche Gerechtigkeit.

Es sind zwey Stellen in meiner Schrift, die hieher können gezogen werden. In beyden bin ich meiner besondern Neigung gefolget, nach welcher ich immer mehr auf die Güte Gottes baue, als auf seine

seine strenge Rache; damit ich ihn in allen meinen Gemählden als ein Wesen vorstellen möchte, das wir über alle andere lieben sollen. Die erste Stelle läßt sich wenigstens entschuldigen, die andere aber muß abgeändert werden.

In der ersten, wo ich dem sterbenden Zosimus, der sich vor dem Tode fürchtet, seine Kleinmüthigkeit vorwerfe, (*) lasse ich ihn zu seiner Vertheidigung sagen: „Der Verlust meines Lebens beunruhiget mich nicht so sehr, als meine Ungewißheit „wegen des Zustandes, der drauf folgen wird. Weiß „man denn, ob dieser zu wünschen oder zu fürchten „ist? Man sagt von jener Welt so viel fürchterliche „Dinge, daß auch der Herzhafteste dafür zittern „muß.“ Und ich antworte ihm, um ein Zutrauen in ihm zu erwecken: „Verlasset euch wegen eures „künftigen Schicksales auf Gott. Man hat ihn „euch vielleicht als einen strengen und ungerechten „Herrn vorgestellet, der wieder fodert, was er nicht „verliehen hat, und ernten will, wo er nicht gesäet „hat. Man mahlet ihn in der That mehr als zu „oft mit so verhaßten Farben ab. Wollet ihr aber so „lästerlichen Abbildungen, die niemand als schwarze „melancholische Geister uns von ihm zu machen Vergnügen gefunden, mehr Glauben beymessen, als „den vielen Zeugnissen seiner Güte, die er uns beständig giebt? Gott ist ein zärtlicher und gütiger „Vater gegen alle seine Kinder; er überschüttet mit „Wohlthaten die, so ihm gehorsam sind, und ist gelinde und geneigt zum Vergeben gegen die, so ihn „beleidiget haben.“ Man hat vorgegeben, in die-

(*) p. 117.

ser Vorstellung sey die Absicht, den Begriff von der göttlichen Gerechtigkeit in den Gemüthern zu schwächen. Man sage aber was man will; an der Stelle, wo sie steht, rechtfertiget sie sich selber. Es ist nicht möglich, etwas daran zu tadeln, wann man mir nicht fremde Absichten beymisset, die ich nicht gehabt: Denn die Ausdrücke an sich geben nicht den geringsten Anschein; in den Umständen aber, wo sie stehen, vielweniger als in allen andern. Es ist ein Sterbender, der durch die Furcht der Gerichte Gottes unruhig geworden, den ich anrede, und der brauchte Trost. Das war also der Zeitpunkt, da man ihm Gott eher als einen gnädigen und barmherzigen, denn als einen strengen und unerbittlichen vorstellen mußte. Da er mit dem Tode ringet, ist er durch das Schrecken vor seiner Rache schon gnug geängstiget.

Was die andere Stelle anlanget, kann ich sie nicht wie diese vertheidigen; ich will sie nicht einmal entschuldigen. Hier wird von den Züchtigungen gehandelt; ich gab die Besserung zu ihrer Absicht an. Alle sind es aber nicht, am wenigsten aber die nach dem Tode. „Gott züchtiget ohne allen Zweifel, „sage ich, (*) als ein Vater, und seine Strafen sind „vermuthlich nichts als Mittel, uns zu bessern. „Ich unterstehe mich dieses selbst von den Strafen „nach diesem Leben zu behaupten, wenn sie nicht ewig „sind. Die Vernunft aber giebt dieses nicht zu, „sondern lehret mich das Gegentheil. Ich glaube „nicht, daß Gott gleich einem rachgierigen Men„schen seine Geschöpfe, wenn sie auch gleich straf-

„wür-

(*) p. 120.

„würdig sind, quälen wird, aus blossem barbarischen Vergnügen sie leiden zu sehen. Wenn er sie „straft, so geschieht es, um sie von dem Laster ab„zuleiten, durch die Kenntniß des Uebels, das drauf „folget; dahingegen kann ich mir unmöglich vorstel„len, daß ein gerechter und gütiger Gott aus Rach„gier strafen könne, und noch vielweniger, daß er „sich ewig rächen werde.“ Bey diesen letzten Worten findet keine Ausflucht statt; ich muß umkehren. Wollte ich meiner philosophischen Zurückhaltung gemäß handeln, so mußte ich mich enthalten, von den Strafen nach diesem Leben entscheidend zu sagen: Sie sind ewig; denn das beweiset die blosse Vernunft nicht. Allein, ich sollte mich auch enthalten, es zu läugnen; denn die Vernunft beweiset das eben so wenig. Ich habe mich einem geschwinden Eindrucke zu sehr überlassen; ich zweifelte damals wirklich über diesen Punkt. Und ich habe einen flüchtigen Zweifel unsterblich gemacht, da ich ihn unter die Presse gegeben. Ich unterwerfe mich hierinnen dem Sinne der ganzen Kirche, bey welcher die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen ein ungezweifelter Grundsatz ist.

Eben so wenig will ich den gleich darauf folgenden Satz entschuldigen: „Die Rache müßte dem „Menschen nicht untersagt seyn, wenn Gott sich die„selbe selber zuliesse, denn wir sind nach seinem Bil„de erschaffen.“ Es ist wol wahr, wenn man unter dem Worte Rache das versteht, was es im gemeinen Leben bedeutet, nemlich das boshafte Vergnügen, einen Feind leiden zu sehn, von dem man selbst gelitten hat; so kann ohne allen Zweifel die

Rache

Rache Gott nicht beygelegt werden: Sie würde sogar bey dem Menschen, den er nach seinem Bilde geschaffen, ein Laster seyn. In diesem Verstande ist mein Satz nicht allein wahr, sondern auch unumstößlich.

Allein, es geschieht uneigentlich und so zu sagen in poetischem Verstande, daß die Züchtigungen Gottes eine Rache genennet werden. Die Schrift gebraucht dieses Wort wie viele andere, um sich nach der menschlichen Sprache zu richten. Die Rache ist in der Hand Gottes eine väterliche Züchtigung, wenn sie dem Menschen im Leben wiederfährt; wenn er sie aber nach dem Tode ausübt, so ist sie eine Strafe. Hier ist also die falsche Seite dieses Satzes. Denn, man nehme die Rache an für eine Züchtigung oder für eine Strafe; so wird Gott durch seine Heiligkeit nicht abgehalten, sie auszuüben. Und daß der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, daraus folgt nicht, daß er die Rache darum gleichfalls ausüben könne, weil es Gott thut. Denn, wenn die heilige Schrift sagt: Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, so will das so viel sagen: Er hat der menschlichen Seele die Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit, worinnen sein eignes Wesen besteht, mitgetheilet; nicht aber, Gott hat seine Vorrechte und seine Macht mit ihm getheilet. Man mag also die Rache als eine Züchtigung oder als eine Strafe annehmen, so kann man daraus, daß Gott sie auszuüben berechtiget ist, nicht schliessen, daß es der Mensch auch sey. Und dieses um so viel weniger, weil er dieselbe sich aus-

drücklich vorbehalten: Die Rache ist mein, ich will vergelten.

Also dünket mich, habe ich meinen eignen Satz so gründlich widerlegt, als der strengeste meiner Gegner thun können. Ich schliesse damit, daß ich sie in dem Sinne, da sie falsch ist, ausdrücklich wiederrufe; und weil sie doch zweydeutig ist, gänzlich zurück nehme.

§. 12.

Die Ehescheidung.

Was ich von der Ehescheidung sage, (*) wird sich eher entschuldigen lassen; denn man wird aus der gleich folgenden Stelle sehen, nicht, daß ich die Ehescheidung in der catholischen Kirche einführen wolle, sondern daß ich ihre Einführung unter den Protestanten entschuldige. Nachdem ich ernstlich und nachdrücklich die Festigkeit der Ehe behauptet, sage ich gleich darauf: „Ich will hierdurch diejeni„gen Völker nicht tadeln, bey denen die Eheschei„dung eingeführt ist, noch sie beschuldigen, daß sie „durch deren Zulassung das Gesetz der Natur um„stossen.“ Aber das Folgende streitet fast eben so stark vor die Ausnahme, als ich vor die Regel gestritten: „Es ist kein Eingriff in die Gesetze, sage „ich, wenn man ihnen vernünftige Einschränkungen „macht; eine gar zu strenge Billigkeit wird öfters „durch ihre Strenge selbst ungerecht. Erlassungen „und Ausnahmen, wenn sie nicht zu häufig kom„men, thun dem Gesetze so wenig Eintrag, daß sie „es viel eher befestigen; ein Gesetz ist eben so gut „als

(*) p. 201.

„als abgeschaft, wenn man es auf Fälle ausdehnen „will, wo es nicht möglich ist, es zu halten.“ Bey Gelegenheit dieser Stelle giebt mir Herr D. S. recht in dem, was ich zum Beweise der festen Ehe gesagt. Er sagt: Der Autor hält sie vor nützlich und nothwendig. Dabey sollte ers bewenden lassen; denn kein Gesetz ist nützlich und nothwendig, welches nicht diesem und jenem in besondern Fällen zur Last fiele. Folgt aber daraus, daß man es aufheben müsse?

Allein ich rede auch nicht davon, daß das Gesetz von Festigkeit der Ehen aufzuheben sey. Ich glaube sogar, sie ist im natürlichen Gesetze gegründet, und ich habe es bewiesen. Wenn ich die Abschaffung hätte vorschlagen wollen, würde ich wol auf den Gründen, um derer willen sie festgesetzet ist, bestanden haben?

Alle meinen Absichten zuwider gemachte Beschuldigungen kommen daher, daß man mich liest, und dabey nicht in den Gesichtspunkt treten will, aus dem ich schreibe, nemlich in die philosophische Zurückhaltung. Aus demselben richte ich meine Worte an alle Menschen, ohne Ansehen der Person, ob sie Juden oder Türken, Ungläubige oder Christen, catholisch oder protestantisch sind. Ich bin gegen ihre verschiedene Religionen gleichsam neutral, und sage ihnen, was mich in moralischen Dingen das blosse Licht der Natur lehret. Da nun aber in sittlichen Dingen die natürliche Religion allemal mit dem Christenthum überein kömmt; so findet man, daß ich über die Festigkeit der Ehen genau eben das gesagt, was die Christen davon glauben. Denn

alle,

alle, ohne Unterscheid der Secten, halten dafür, die Ehe sey untrennbar; einige nach dem strengen Wortverstande, andere mit einigen Einschränkungen. So erklärten die alten Römer die Ehe (*) vor eine Verbindung zwischen Mann und Weib, nach der sie beständig mit einander leben sollten; und dennoch haben sie dann und wann einige Ehescheidungen zugelassen. Die catholischen Christen gestatten sie in keinem Falle; ich weiß das gar wohl, und mißbillige das nicht. Ob ich mich gleich zweymal verheyrathete, so habe ich doch, Gott sey Dank! weder jetzt noch vordem für mich selbst Ursache gehabt, mich der Ehescheidung anzunehmen. Hingegen die Protestanten glauben der Festigkeit der Ehe überhaupt nicht zunahe zu treten, wenn sie gleich in wichtigen Fällen eine Scheidung zulassen; als eine Ausnahme, die nach ihrer Meynung das Gesetze nicht aufhebt, sondern befestiget.

Ich habe ihre Gründe vor die Ehescheidung hier angeführt, ohne damit mein wahres Glaubensbekänntniß abzulegen. Es hat zwar wol das Ansehen, als ob ich sie mit einiger Nachsicht anführe; ich kann es nicht läugnen: Und wenn es erlaubt wäre, bey den Gesetzen sich nach seinem eignen Geschmacke und seiner Neigung zu richten; so würde ich wünschen, übel verbundene Eheleute könnten hier eine Zuflucht finden. Allein so bald es auf Glaubensartikel ankömmt, so lasse ich alle diese aus meinen besondern Begriffen gezogene Gründe fahren, und unterwerfe mich nicht allen der Festigkeit im Ehestande,

(*) Viri & mulieris conjunctio, individuam vitæ consuetudinem continens.

stande, wie sie alle Christen glauben und die Vernunft selber gebeut; sondern ich verwerfe auch, wie alle Römischcatholische thun, die Ehescheidung gänzlich. Es ist freylich vor einige, die darunter leiden, beschwerlich; allein, alle Gründe beyseite gesetzt, es ist ausdrücklich dem Evangelio gemäß.

Der dritte Artikel.

Christliche Sittenlehre.

Ueber diesem Punkte kann ich mit allen Beschuldigungen, die mir gemacht worden, auf keine Weise zufrieden seyn. Meine Sittenlehre ist allerdings nicht so erhaben, als die evangelische; denn sie ist nur menschlich: Ich bin aber auch nicht so kühn und gottlos gewesen, jene mit dieser zu vergleichen, am wenigsten aber sie dieser vorzuziehn. Die meisten aber unter denen, die sie für unchristlich ausgegeben, verstanden nichts vom Christenthume selbst; und schienen es vorsetzlich zu verstellen, um nur mich zu überführen, daß ich ihm zuwider sey. Man hat oft geglaubt, ein Grosses gethan zu haben, wenn man die Strenge der evangelischen Sittenlehre weiter getrieben, als es die in der heiligen Schrift vorkommende Gründe zulassen. Das Evangelium ist, wie es an sich ist, gut; es kann, so wie es ist, denjenigen nicht schwer dünken, der von den wahren Pflichten des Naturgesetzes gründlich unterrichtet ist. Es macht dasselbe vollkommner, aber nicht beschwerlicher; seine Last wird so gar leicht durch den himmlischen Beystand, den es darbeut. Blos Herzen, die in lasterhaften Gewohnheiten verhärtet sind, kann das Joch Christi schwer fallen.

Ihm

Ihm sey aber wie ihm wolle, die Artikel der christlichen Sittenlehre, von welchen ich abgehen soll, sind der Unterscheid zwischen der Liebe Gottes und der Creatur; die christlichen Grundsätze von Verläugnung der Welt; von der christlichen Vollkommenheit; vom innerlichen Frieden; von der Unzulänglichkeit der Vernunft, die Leidenschaften zu dämpfen und zu besiegen.

§. 1.

Unterscheid zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Geschöpfen.

Ich habe nicht einmal dran gedacht, dieser Lehre zu widersprechen. Ich vergleiche die letzte mit der ersten, um durch den Vergleich den Grad der Stärke, welchen die Liebe zu Gott bekommen sollte, recht deutlich und sinnlich zu machen. Und darüber hat man so geschrien, als ob vergleichen und gleich setzen einerley wäre. „Ich wähle diese Art der Liebe, heißt es, (*) „zum Muster der göttlichen Liebe, weil sie „unter allen Neigungen diejenige ist, die das Herz „mit der größten Stärke und Lebhaftigkeit in Be„wegung setzet.“ Man sieht gleich anfangs, in welcher Aehnlichkeit und in welcher Absicht ich die Liebe Gottes mit der vergleiche, die man die Weltliebe (profane Liebe) nennet. Ich habe blos geglaubt, sie könnten eine Eigenschaft mit einander gemein haben, nemlich starke Zuneigung und Ergebenheit gegen den geliebten Gegenstand. Man lese nur, so wird man finden, daß ich sie blos von dieser Seite mit

(*) p. 8.

mit einander verglichen. Wenn Christus von seiner letzten Zukunft redet, spricht er, er werde kommen wie ein Dieb in der Nacht. Worinnen ist denn aber wol Jesus Christus einem Diebe zu vergleichen? Darinnen, daß er unvermuthet kommen will. Allein, was ist wol ausserdem für eine Aehnlichkeit zwischen dem Sohne Gottes und einem Diebe? Will man dem ungeachtet sagen, dieß Gleichniß sey eine Lästerung Gottes? Zuverläßig würde man das sagen, wenn ich sie gemacht hätte.

Die Folge des Textes entwickelt meine Absicht noch besser. „Wie gehets in einem recht verliebten „Herzen zu? Es eilet mit Heftigkeit demjenigen Ge„genstande entgegen, der es eingenommen hat. Alle „seine Bewegungen gehen dahin, sich ihm zu nä„hern; alles, wodurch es von ihm entfernt wird, ist „ihm eine Marter; es fürchtet sich ihm zu mißfal„len, es erkundiget sich sorgfältig nach seinem Ge„schmacke und nach seinem Willen, um sich demsel„ben gemäß zu bezeigen, und sich ihm zu unterwer„fen; es findet Vergnügen, ihn loben zu hören; es „spricht mit Achtung von ihm; und alles ist ihm an„genehm, wodurch es auch nur an denselben erin„nert wird.“ Sind denn diese Merkmale einer starken und brünstigen Liebe nicht bey der Liebe Gottes sowol als bey der Weltliebe anzuwenden? Ich sehe keinen Grund, daran zu zweifeln. Ich gehe also zum zweyten Stücke der Vergleichung, wo es heißt: (*) „So wird ein gottesfürchtiger Mensch, „der gegen seinen Gott die Empfindungen eines ei„frigen Liebhabers verspüret, wünschen, ihn zu sehen, „ihn

(*) p. 9.

„ihn zu besitzen, mit ihm vereiniget zu seyn; er be„schäftiget sich mit Freuden mit ihm, und spricht „von ihm mit Ehrerbietung, er untersucht sein Ge„setze, unterhält sich davon und thut darnach. Dieß ist sowol der Beweiß, als die Wirkung seiner Liebe. „Liebet ihr Gott, so werdet ihr thun, was er euch „befiehlt; und thut ihr dieses, so liebet ihr ihn.“ Dieser zweyte Theil des Vergleichs setzt meine Meynung erst völlig in das nöthige Licht; und bereitet den Leser auf den Satz vor, der so ketzerisch ausgesehen hat, und der im Grunde nur sonderbar und unwahrscheinlich klingt. „Man bilde sich nicht ein, „daß die Liebe Gottes von dieser sehr unterschieden „sey; es giebt nicht zweyerley Arten zu lieben. Man „liebt seinen Gott eben so wie seine Geliebte; und „diese Zuneigungen gehen blos darinnen von einan„der ab, daß die Gegenstände und Absichten ver„schieden sind.“ Indessen, weil dieser Satz einen fast allgemeinen Aufruhr gemacht, so muß ich ihn wol, was den Ausdruck betrift, verdammen; denn im Grunde ist aus den nachfolgenden Zusätzen klar, daß ich nichts habe sagen wollen, was nicht jeder billige und vernünftige Mann zugeben muß. Dem, was ich zu Entschuldigung des Ausdruckes schon beygebracht, will ich noch, ob mir es gleich unnöthig scheinet, dieses beyfügen. Wenn ich sage, man liebt Gott eben so wie seine Geliebte; so vergleiche ich nicht Gott mit den Geschöpfe, sondern die Liebe des einen mit der Liebe des andern. Und das konnte ich thun, ohne daß man sich drüber ärgern dürfen, denn lieben (welchen Gegenstand es auch sey) heißt immer, sich eine Freude machen, demselben zu ge-

fallen, und ihn zu besitzen. Ich habe die Liebe hier blos in ihrem actu simplici (in der ersten Thätigkeit) oder einfachen Aeuserung betrachtet, und der ist immer einerley: Die Gegenstände und die Endzwecke, die nicht die Liebe selber sind, haben einen merklichen Unterscheid; und ich habe ihn ausdrücklich bemerket, ob ich es gleich eben nicht bedurft hätte.

Und endlich, auf daß man den Vergleich zwischen der Liebe Gottes und der Kreatur, die so sehr übel aufgenommen worden, mir um so viel eher vergebe; was würde man denn wol gegen einen christlichen Redner erinnern können, der seine Zuhörer zu einer heiligen Bekehrung aufmuntern wollte, und so spräche: Wendet nunmehr auf euren Gott alle den Eifer, die Begierde, die Inbrunst, das Bestreben, mit welchen ihr die Welt und ihren Beyfall suchtet. Lasset das eure Freude, euer Vergnügen, eure Lust seyn, Gott zu gefallen und ihm gehorchen, wie ihr zeither dem Geschöpfe nachgegeben und angehangen; Gott ist ein eifriger Gott; gebt ihm eure Herzen wieder, die ihr ihm entzogen. Seufzet nach Gott, wie ihr nach dem Geliebten, nach dem Manne, nach dem Weibe geseufzet. Ein solcher Prediger würde wol nicht nach dem Buchstaben sagen: Liebet Gott so wie eure Geliebten; allein es wäre doch eben so viel, und man würde ihn drum loben.

Mit einem Worte, man schreye wie man will, so kann ich doch nicht zugeben, daß meine Absicht gewesen, hier eine Unart zu sagen; noch auch, daß ich eine gesagt. Und ich berufe mich deswegen auf alle die, welche die dreyßig oder vierzig Zeilen vor dieser

Stelle, und die zehn folgenden mit kaltem Blute lesen wollen.

Warum aber, hieß es, warum habet ihr doch eben die Liebe eines Geschlechtes gegen das andere zur Vergleichung mit der Liebe gegen Gott gemahlet? Warum? Das habe ich gesagt. Mit gutem und unverwerflichem Grunde; denn, weil ich eine lebhafte und brünstige Liebe gegen Gott einflößen wollte; so konnte ich keine andere wählen, die es im höheren Grade wäre, als die Liebe des Freundes gegen seine Geliebte. Man beliebe auch anzumerken, daß ich überall in meinem Werke, wenn ich der Liebe gedenke, von einer ehrbaren und anständigen Liebe rede; und wenn das Wort, (*) der Geliebten oder Gebieterinn vorkömmt, dadurch allemal eine zukünftige Gemahlin verstanden wird. Und auch dieser Umstand kann dazu dienen, daß die getadelte Vergleichung weniger auffalle.

Und damit ich das eine Glied der Vergleichung, weil es so sehr niedrig scheint, erheben möchte, habe ich die Liebe stets auf der guten Seite, und rein von allen ihr sonst, jedoch nur zufällig, anhängenden Flecken vorgestellet. Ich bitte um Erlaubniß, heißt es, (**) hier diejenige Liebe abzumalen, welche die Pietisten irdisch (profan) nennen. Durch dieses letzte Wort hat es das Ansehen, daß ich das Beywort irdisch, welches man der Liebe eines Geschlechts gegen das andere beylegt, ungern und wider Willen gebrauche. Es geschah aber blos darum, weil ich befürch-

(*) Beyde teutsche Wörter sind nicht so zweydeutig als das französische Maitresse.

(**) p. 8.

befürchtete, man möchte mit dem Worte irdisch den Nebenbegriff einer Schwachheit verbinden, welche die Religion nicht sowol billiget als duldet; denn aus diesem Gesichtpunkte betrachten einige schlechtgelehrte Pietisten auch die reinste und keuscheste Liebe; da man doch meines Erachtens diese erlaubte Liebe als den Grund und die Qelle der ehrwürdigsten Verbindung zwischen Eheleuten ansehen sollte; eine solche Verbindung, welche die Kirche so wenig vor eine Schwachheit ansieht, daß sie dieselbe den Gläubigen als das Bild ihrer eignen Vereinigung mit ihrem Haupte vorstellet; eine Verbindung, welche täglich dem Schafstalle Jesu Christi sowol als dem Staate Zuwachs verschaffet, und eine Verbindung, die man wegen der guten Sitten und Policey nicht gnug in Ehren halten kann.

Ich fahre fort meine Vergleichung zu rechtfertigen: „Die Liebe, heißt es, (*) ist nicht anders ein „Laster als in einem lasterhaften Herzen. Das „Feuer, das eine so reine Substanz ist, bringet einen schädlichen und so gar gefährlichen Rauch her„vor, wenn es verdorbene Materien angegriffen hat. „So ist es auch mit der Liebe. Hält sie sich bey „Lastern auf, so zeiget sie schändliche Begierden, so „formirt sie strafbare Anschläge, und Unruhe, Sor„ge und Unglück sind ihre Folgen. Entstehet sie „aber in einem reinen Herzen, und wird durch ei„nen Gegenstand angezündet, dem es weder an Tu„gend noch an Schönheit fehlt, so ist nichts wider „sie zu sagen. Gott wird durch sie nicht beleidiget, „sondern er billiget sie vielmehr.

Wenn

(*) p. 8.

Wenn man nach so vielen Bestimmungen und Einschränkungen das Gleichniß noch für unanständig hält, so wird man wenigsten die sichtbare Reinigkeit meiner Absicht eingestehen müssen.

Etwas mehr Nachsicht aber bedarf ich bey einer folgenden Stelle. Sie heißt: (*) „Man sagt, daß „die Mahlerey von der Liebe entstanden; vermuth„lich hat sie auch die Verehrung der Reliquien zu„wege gebracht: Ein Haar von dem, was man liebt, „ist ein kostbares Kleinod„. Der Satz an sich ist nicht falsch. Denn auser dem Sonderbaren in der Vergleichung, welches ich gleichwol, wenn man es unanständig findet, gern fahren lasse, geschieht es bey nahe aus einerley Grunde, daß man etwas, welches einer geliebten Person oder einem heiligen Manne zugehöret, sorgfältig aufhebet. In beyden Fällen ist er Liebe und Ergebenheit. Sie hatte der Liebhaber, und ihn die Kirche lieb und werth. Uebrigens ist dieses eine von deren Stellen, deren die Vorrede gedenket, wo ich bey der besten Absicht und einer categorischen Denkart durch weltliche Ausdrücke, die sich zur theologischen Ernsthaftigkeit nicht schicken, anstößig werde. Darinnen gestehe ich mein Unrecht, und bitte um Vergebung.

§. 2.

Verläugnung der Welt.

Die Verläugnung der Welt, eine jedem Christen nothwendige Pflicht, ist doch gewiß keine gänzliche Entfernung aus der menschlichen Gesellschaft: Denn die christliche Kirche selbst ist eine; keine aber

(*) p. 9.

kann aus Einsiedlern bestehen. Die Welt verläugnen, heißt ihren Meynungen, Lastern und ungeistlichem Wandel absagen. Wenn man die Verläugnung der Welt also verstehet; so wird das Gemählde Cleons, welches man getadelt, und meine Anmerkungen über seine Aufführung den Grundsätzen des Christenthums nicht entgegen seyn. „Cleon, „heißt es, lebt in der Einsamkeit, und hat allen Um„gang mit Menschen aufgehoben, er betet zu gewis„sen Stunden, kleidet sich in schlechtes Tuch, nährt „sich blos von Gartengewächsen, ißt wenig, geisselt „sich öfters, und sieht auf kein Weibsbild. Liebet „Cleon Gott? Ich zweifle dran.“ Sprich nicht, versezet mir Herr D. S. daß Cleon Gott nicht liebe; sprich vielmehr, er hat sich von dem, was Gott von ihm fodert, einen falschen Begriff gemacht, daher verfällt er auf tadelhafte Ausschweifungen, und aus ungegründeter Furcht, er dürfte wider seine Pflicht handeln, wird er der Gesellschaft unnütz.

Wir sind mit einander eins, mein Widersacher und ich. Denn ich sage ja nicht, daß Cleon Gott nicht liebe, sondern daß ich daran zweifele; weil seine Lebensart davon keinen Beweis giebt.

„Ich finde bey ihm keine andere Tugenden, heißt „es ferner, als die ein wunderlicher Eigensinn aus„gedacht hat. Er thut vieles, was ihm das gött„liche Gesetz nicht auferlegt hat, und unterläßt vie„les, so es ihm vorgeschrieben. Laßt den Cleon „wieder unter die Menschen zurück kehren, laßt ihn „sie lieben, und nach seinem Vermögen ihnen die„nen; laßt ihn seine Seele zu bessern suchen, anstatt

„daß

(*) p. 9.

„daß er sich bemühet seinen Körper zu schanden zu „machen; laßt ihn mehr mit Eifer als mit Methode „beten; er halte alles für erlaubt, was sein Gott „ihm nicht verbeut; er predige die Tugend mit sei„nem Exempel, und übe sie im Angesichte der Welt: „Alsdenn will ich viel leichter glauben, daß er Gott „liebet. Im übrigen überlasse ich einem jeden nachzudenken, ob die Lebensart, die ich dem Cleon vorschlage, nicht vortreflicher sey, als die er selbst erwählt hat; wenigstens kann man aber doch, wie ich glaube, nicht sagen, daß er nach den Grundsätzen des Christenthums die beste erwählt. Ich habe gehört, wie alle Welt einen vornehmen Mann namentlich getadelt, der wie Cleon lebte. Und ich sollte der einzige seyn, dem es nicht frey stünde, seine Meynung über eine ungenannte Person zu sagen? Ich lasse mirs gefallen, daß man mich verdamme, wenn meine Grundsätze wider die durchgängig angenommenen laufen: So lange es aber frey steht, Meynungen zu hegen, so will ich die meine auch frey haben. Die geselligen Pietisten sind mir lieber als die ungeselligen. Mein Geschmack ist einmal so, und er ist so wunderlich nicht, daß ihn viele andere nicht auch haben sollten.

§. 3.

Christliche Vollkommenheit.

Ich habe zu Anfange dieses Abschnittes und sonst bey andern Gelegenheiten schon oft gesagt, daß ich nichts als eine menschliche Sittenlehre vor alle Menschen, und aus allerley Glauben liefern wolle. Man mußte also darinnen keine Regeln christlicher Voll-

kommenheiten zu finden vermuthen. Ich würde mir auch die Mühe nicht einmal geben, die in diesem Punkte angegriffene Sätze zu vertheidigen, wenn man blos gesagt, es fehle viel; und nicht vielmehr vorgegeben, daß ich den Lehren des Evangelii grade zu widerspreche. Ich bin der Meynung, daß ich nur die falschen Erklärungen desselben bestritten. Sollte ich aber ja etwas gesagt haben, was man zu weit ziehen könnte, so will ich es aufrichtig abändern.

Zum Exempel. Nachdem ich angeführt, was Christus zu seinen Jüngern sprach: (*) Daß der Gott liebe, der seine Gebote hält; setze ich hinzu: Und darauf glaubt man, daß man ihn noch mehr liebe, wenn man mehr thut als er befiehlt. Ich ändere zuerst das Wort: Glaubt man, und sage: Einige glauben; es ist richtiger, und ich habe es unten gebraucht: Denn eine solche übertriebene Vollkommenheit, von der ich hier rede, kann der ganzen Christenheit nicht beygelegt werden. Und wenn ich den ganzen Ausdruck überlege, so bemerke ich, wie sichtbar es sey, daß ich durch die drey Worte am Schlusse mehr als er befiehlt, den Geboten des Evangelii gar nicht zu nahe komme. Man wird sehen, daß ich nicht einmal seinen Ermahnungen zu nahe trete; sondern dem Misbrauche, der manchmal dabey vorgeht, wenn man sich selbst, mit Hindansetzung der wahren Pflichten, falsche Tugenden ersinnet. Niemand, als die ganz vollkommenen, (und Gott weiß, wie klein diese Zahl ist) können zuviel gute Werke (opera supererogationis) thun, ohne daß

(*) p. 10.

daß die, zu denen sie genau verbunden sind, darunter leiden; und eben hierdurch sind sie vollkommen. Die andern, und dieser ist eine unendliche Zahl, unterlassen die Sitten gegen die Gewohnheiten, und die Tugendgesetze gegen die Tugendlehren. Es scheint, als ob die meisten Menschen auf ein gewisses Maß gottseliger Handlungen eingeschränkt wäre; und als ob es ihnen an Eifer zu den wahren Pflichten fehlte, wenn sie ihn bey nicht befohlnen schon angewandt. Dieß ist der Grund, daß verständige Seelensorger die hitzige Andacht bey jungen Leuten, und den zu weit getriebnen Eifer bey lebhaften Gemüthern zu mäßigen suchen. Heftige Anfälle sind selten von langer Dauer, und ein Feuer, welches flammet, hält nicht lange an.

Bey diesem Ausdrucke sey es mir erlaubt anzuführen, wie sonderbar Herr D. S. ihn beurtheilet. Damit er das Vergnügen hätte, mich einer Unwahrheit zu beschuldigen, fängt er an und spricht: „Es habe noch niemand sich eingebildet, die christ„liche Vollkommenheit bestehe darinn, daß man „mehr thue als Gott befohlen hat. Und gleich drauf, eben als ob das mein und nicht sein Satz wäre, den er zu beweisen hätte, führt er Leute an, die gleichwol so gedacht haben; ja er geht noch weiter als ich, denn ich habe niemanden genennet, und wendet ihn auf alle geistliche Reden an. „Eine solche Ge„danke schickt sich nur für allzufromme Leute, welche „die Natur ihrer Pflichten nicht kennen, sondern dieselben so leicht sich vorstellen, daß sie in deren Erfüllung kein Verdienst suchen, wenn sie sich nicht neue Pflichten auflegen, die schweren zu vollbringen

gen und also verdienstlicher sind. Siehe, da sind schon einige, die sich einbilden können, die christliche Vollkommenheit bestehe darinn, daß man mehr thue als Gott befohlen hat. Und es werden sich ihrer noch mehr finden. „Solcherley Gedan-„ken sind sehr schädlich, fährt Herr D. S. fort. „Schwache Seelen lassen sich dadurch hinreißen, in „dem schandbaren Vorwande nur Gotte zu leben. „Aber man kennet diesen Misbrauch schon, man „verfällt nur sehr wenig darauf; und meisten-„theils verbinden sich blos diejenigen dazu, die Al-„ters wegen das Wahre von dem Falschen noch nicht „unterscheiden können. Wie kann uns denn Herr D. S. überreden, daß man nur wenig darauf verfalle, wenn er es allen geistlichen Ordensleuten, deren doch so ungemein viele sind, beyleget. Und damit ihr ja nicht zweifelt, daß es von allen Ordensleuten gelten soll, so höret ihn bis ans Ende. „All-„gemein angenommene Meynungen haben sie ver-„führt. Sie sind gewohnt eine Lebensart hochzu-„achten, die nichts als den Anschein vor sich hat. „Ueber dieses eine ungeschäftige Ruhe, und eine „sichere Zuflucht wider alle Bedürfnisse des Lebens. „Wie viel Bewegursachen, Gesellschaften zu unter-„halten, wenn man denen, die hinein wollen, diese „Seite zeiget. Wenn sich auch einige darunter „fänden, die, nachdem sie es versucht, den Irrthum „einsehen, so müssen sie entweder die Augen noch bey „Zeiten aufthun, oder ihre Erkenntniß bringt ihnen „keinen Nutzen mehr. Gelübde, die man für unwie-„derruflich ansieht, die Gesetze des Landesherrn, eine „gewisse Ordnung der Gesellschaft, und mehr als

„dieses

„dieses alles, der besondere Eigennutz, verwehren „einem Manne alle Rückkehr, der ein Joch abschüt„teln wollte, das er sich aufgelegt, ehe er seine Be„schwerlichkeit und Unmüglichkeit kannte. Und er „ist alsdenn noch glücklich, wenn er in seiner bestän„digkeit und Stärke des Geistes Mittel findet, den „Eckel und die Langeweile, die mit diesem Stande „verbunden sind, zu überwinden; und wenn er nicht „mit der abscheulichsten Bosheit junge Schlacht„opfer in die Bande, die er verwünscht, zu ver„stricken sucht, die viel zu dunkel sehn, als daß sie „die erschreckliche Last, die auf ihnen liegt, wahr„nehmen sollten. Ich sage deswegen nicht, daß „bey einer solchen Lebensart nicht auch rechtschaffene „Leute gefunden werden, die sehr nützliche Talente „für die Gesellschaft haben; man muß diese nicht „mit den andern vermengen; man muß sie ehren „und beklagen, daß sie zu so vielen vergeblichen „Uebungen genöthiget sind.“ Und dieser Mann denkt, er habe mich widerlegt! Wenn ich gegen das beschauliche oder geistliche Leben mich also erhoben hätte; wie würde man geschrien haben: Hinweg mit diesem. Ich war aber weit davon entfernt; ich wollte nicht das Mönchleben, sondern höchstens das müßige Leben eines Theils unter ihnen tadeln.

Hernach betrachtete ich noch andere Gebote des Evangelii, die man gemisbrauchet, um einen besondern Weg zu gehen, den diese Gebote nicht berechtigen. (*) „Er will, es ist immer noch von Chri„sto die Rede, daß man Gott anrufen, ihn verehren „und ihm danken solle; sie (die Mönche) glauben, „die

(*) p. 10.

„die höchste Vollkommenheit bestehe darinn, wenn „man sich aller übrigen Beschäftigungen enthält. „Daher kann man die vielen frommen Müßiggän„ger, die sich allein für den äuserlichen Gottesdienst „gemacht zu seyn halten, und die im Grunde in der „menschlichen Gesellschaft nichts weiter thun, als „unnütze Dinge und Laster.“ Unter den frommen Müßiggängern soll ich die Mönche gemeynet haben. Ich will es nicht ableugnen, sondern blos dieß anmerken: Weil ich von ihnen übel rede, in sofern sie Müßiggänger sind, so kann es von denen unter ihnen nicht gelten, die sich mit nützlicher Arbeit beschäftigen, und es giebt ganze Orden solcher Leute. Sind aber einige unter ihnen in der That und nach ihrer Einsetzung Müßiggänger, die kann man meiner Ruthe nicht entziehen. Ich bekenne es, ich mache mehr aus einem Bruder Schuster und Schneider, der um zu leben den ganzen Tag nähet, denn aus allen denen wol begüterten Mönchen, die sonst keine Beschäftigung haben, als im Chor und im Speisezimmer.

Und ferner: „Er tadelt die unmäßige Begierde „nach Reichthum; und sie glauben daher, es sey „eine Tugend, nichts zu haben. Daher kommt „der Schwarm so vieler beschwerlichen Bettler, die „als rechte Wespen von dem Safte der arbeitsamen Bienen sich nähren. Das ist nun wieder ein gegebenes Aergerniß. Aber, hierauf kömmt, wie mich dünkt, die ganze Vertheidigung dieses Satzes an. Sind denn die Bettelmönche, in sofern sie betteln, der Kirche eine Ehre? Ist es wol besser, seine Hand ausstrecken als arbeiten? Denn das sind Fragen,

die man sonder Zweifel aufwerfen darf; und die man allenfalls auch verneinen darf, ohne daß darinn der Glaube Gefahr läuft. Christus hat Prediger eingesetzt; aber keine Bettelmönche, weil er keinen Orden aufgerichtet. Der heilige Paulus selbst arbeitete mit seinen Händen, damit er den Gemeinden nicht zur Last wäre. Wenn der Herr v. Fleury von Einsetzung der Franciscaner redet, bemerket er, daß die Absicht des H. Francisci gewesen, seine Söhne sollten mit ihren Händen arbeiten, und nur alsdenn ihre Zuflucht zur christlichen Liebe der Gläubigen nehmen, wenn die Arbeit zu ihrem Unterhalte nicht hinreichend wäre. Dieß sind die eigene Worte seiner Ordensregel. Ein Wort wider die Betteley einiger Mönche ist also doch wol keine Gotteslästerung! Jedoch will ich auch in diesem Stücke denenjenigen gerne nachsehen, die das Brod, welches sie betteln, dadurch erwerben, daß sie mitleidigen Herzen, die es ihnen darreichen, Dienste thun.

„Er verbeut, heißt es ferner, (*) Ehbruch, Nothzucht und Verführung des andern Geschlechts. „Dieses Verbot bewegt sie zu glauben, daß eine „immerwährende Enthaltung ihm sehr wol gefallen „müsse. Sie haben den Ehstand wohl nicht zum „Laster machen können, es ist doch aber fast eben „soviel, daß sie die Jungferschaft für eine Tugend „erklären und vergessen, daß ihr Meister einen Feigenbaum verfluchte, weil er einer Jungfer gleich „war.“ Es scheint hieraus, sagt man, daß ihr gewissen Leuten zu Leibe wollt, die aus der Heyrath gern

(*) p. 11.

gern ein Laster machen möchten. Kennet ihr denn etwan solche Leute? O ja, ich kenne, sage ich nochmals, solche begeisterte Menschen, die über den Ehstand jammern, und ihn als eine Entheiligung unserer heiligen Leiber ansehen, die nur geduldet wird, um grössere Unordnungen zu vermeiden. Wer die Leute nicht kennet, die so denken, ist vermutlich ein Weltkind, der keine schwärmerische Pietisten in der Nähe gesehen hat. Ich aber habe sie gesehen. Welche im ledigen Stande leben, glauben es liefe wider die Reinigkeit des Evangelii, wenn sie Weiber nähmen; und die Weiber haben, enthalten sich ihrer, um derselben (Reinigkeit) näher zu kommen. Wer deswegen zu mir kommen will, dem werde ich ihre Namen und Wohnungen anzeigen.

Nun gut, sagt man, wider diese Leute schreyet so viel ihr wollt; das läßt man sich gefallen. Aber was ist dawider zu erinnern, daß man aus der Jungferschaft eine Tugend macht? Ist sie denn etwan nicht eine Tugend.

Hier ist meine wahre Meynung, und ich denke sie ist vernünftig. Es ist zwischen den Tugenden in der Moral ein Unterscheid, wie zwischen den Farben in der Physic; es sind Hauptfarben und Nebenfarben. Eben so nenne ich Haupttugenden diejenigen, die es wesentlich und beständig sind, als Gerechtigkeit, Klugheit, Wahrhaftigkeit, denen sich niemand unter keinerley Umständen und durch keinerley Ansehen oder gesetzgebende Gewalt entziehen kann. In diese Classe der Tugenden, die genau zu reden diesen Namen allein verdienten, möchte

ich

ich nun wol die Jungferschaft nicht gern gesetzt haben. Wenn man aber das Wort Tugend auf Unvollkommenheiten ausdehnen will, die vermöge einer besondern Einrichtung, die man befolgt haben will, oder vermöge eines ausdrücklichen Befehles der Vorsehung, die sie vorschreibt; so bin ich wol zufrieden, daß man alsdenn die Jungferschaft eine Tugend nenne. Zugleich aber muß man mir zugeben, daß zwischen diesen beyden Bedeutungen ein grosser und sehr wesentlicher Unterscheid ist; daß man nicht überhaupt und ohne Einschränkung sagen kann: Man muß seine Jungferschaft zu erhalten suchen, wie man sagen kann: Wir müssen gerecht, klug und wahrhaftig seyn. Ich weiß wol, welche Tugend einem ungerechten Richter mangelt, das ist die Gerechtigkeit. Aber welche Tugend fehlt den Ehleuten, in so fern sie verehlichet sind? Wenn sie den Ehstand gebührend führen, keine. Die Jungferschaft ist also in genauem Verstande keine Tugend, sondern höchstens eine Vollkommenheit, die noch dazu von den Umständen abhänget.

Allein, haben einige fürgewendet, wie hat man denn dieses errathen können?

Ganz leicht. Wenn ich annehme, meine Leser, besonders meine Widersacher verstehen die Kraft der Worte, alsdenn würden sie finden, die Worte: Sie haben aus der Jungferschaft eine Tugend gemacht, heissen eben so viel als die: Sie haben die Jungferschaft zu einer Pflicht gemacht. Gleichwie es aber ein unbestimmter Satz wäre, wenn man ohne Einschränkung sagte: Die Jungferschaft ist eine Pflicht; so ist es auch eine, wenn man saget:

Sie ist eine Tugend; wenn man das Wort nicht in der andern von mir angegebenen Bedeutung nimmt; diese ist aber nicht die wahre Bedeutung des Worts Tugend.

Noch mehr. Es war nicht einmal erst nöthig zu errathen, in welchem Verstande ich geleugnet, daß die Jungferschaft eine Tugend sey. Ob ich ihr gleich den Namen der Tugend abgesprochen, habe ich doch nie geleugnet, daß sie lobenswerth sey. Ich habe es auch nicht gedacht; sondern vielmehr ausdrücklich gesagt, (*) sie verdiene Hochachtung, in sofern sie zufälliger Weise zur Ausübung einer oder der andern Tugend, oder zu Ausführung eines großmüthigen Vorhabens etwas beyträgt.

Wer sich verehlichet, ist im ordentlichen Wege und bedarf darüber nicht sich zu rechtfertigen; wer sich aber dem ehlosen Stande widmet, muß eine wichtige Ursache dazu angeben. Was ist aber das für eine wunderliche Tugend, die Rechtfertigung bedarf? Wer gerecht, klug und wahrhaftig ist, hat immer Ursache dazu. Wer aber ehlos ist, kann unrecht haben. Denn Gerechtigkeit, Klugheit, Wahrhaftigkeit sind Tugenden nach dem wahren Wortverstande; Jungferschaft und Enthaltung aber sind es nur uneigentlich und nach einer Nebenbedeutung.

Ueber die Anspielung auf den verfluchten Feigenbaume haben mehr Leute gelächelt, als sich im Ernst aufgehalten. Indessen will ich diesen Scherz, er sey auch gut oder böse, gern fahren lassen, und antworte denen, die keinen Scherz verstehen, daß ich im

(*) P. 194.

im Grunde blos sagen wollen: Der Befehl: Seyd fruchtbar und mehret euch, ist dem ganzen menschlichen Geschlechte gegeben worden; und überhaupt sind diejenigen, die ihn befolgen, mehr in der Ordnung als die sich ihm entziehn; es sey denn, daß die Vorsehung, die das Gesetz gemacht, sie durch ausdrücklichen Befehl oder ein ander deutlich Merkmal ihres Willens von der Beobachtung desselben losgesprochen. Diese Wahrheit ist durch den Mund Christi selbst bestätiget, denn er spricht, indem er von den Ehelosen als von Verschnittenen redet, die sich selbst freywillig verschneiden: In einer beständigen Enthaltung zu leben komme nur denen zu, welchen es von oben herab gegeben worden.

Also, wenn ich sage: (*) „Alle Menschen ohne „Unterschied der Zeit, des Alters, des Geschlechts und „des Standes sind verpflichtet keusch zu seyn, keiner „aber ist zur Enthaltung verbunden; so sage ich, „was der christlichen Lehre gemäß ist.“ Ich wollte sagen: Als Gott die Menschen schuf, hat er nicht einen Theil derselben zur Enthaltung gezwungen; das ist wahr. Ich wollte aber damit nicht sagen: Diejenigen, die sich dazu anheischig gemacht, dürfen sich darnach nicht achten. Es ist zweyerley, sagen, man muß die Verbindlichkeit zur Enthaltung auf Lebenszeit nicht nothwendig auf sich nehmen; und sagen, man kann seine Verbindlichkeit übertreten. Und ich würde das Letztere sagen, wenn ich die, welche sich zum ehlosen Stande verbunden haben, davon lossprechen wollte.

 Ich

(*) p. 196.

Ich sage auch nichts wider das Evangelium, wenn es gleich darauf heißt: „Die Enthaltung besteht „in Vermeidung der Ergetzlichkeiten der Liebe; die „Keuschheit aber darinnen, daß man diese Erge-„tzungen nicht anders geniesset, als in so weit es „das Recht der Natur erlaubt, und auf die Art, „wie dasselbe es erlaubt. Auch eine freywillige „Enthaltung verdienet an und für sich keine Hoch-„achtung, und wird sie auch nicht verdienen, ausser „wenn sie zufälliger Weise zu Ausübung einer oder „der andern Tugend, oder zu Ausführung eines „großmüthigen Vorhabens etwas beyträget. Auf-„ser diesem Falle verdienet sie öfters mehr Tadel als „Lob.“ Denn, zu Folge dessen, was ich vorher erinnert, um diesen Satz anzubringen, muß man sehen können, daß ich von der Enthaltung mit allen frommen und christlichen Moralisten einerley Gedanken habe. Ich behaupte hier von der Enthaltung eben das, was ich von der Jungferschaft behauptet; und der Grund zu der letztern ist fest.

Ueber den darauf folgenden Satz darf man sich eben so wenig aufhalten: (*) „Ein jeder, der so ge-„schaffen ist, daß er seines gleichen erzeugen kann, „ist dazu berechtiget, und er ist schuldig es zu thun.“ Denn es ist von dem Falle nicht zu verstehen, wenn jemand dieser allgemeinen Befugniß selbst freywillig entsaget hat.

In eben diesem Verstande sind auch die folgenden Worte zu nehmen: „Dieß ist die Stimme der „Natur, und diese Stimme verdient mehr Achtung „als alle menschliche Verordnungen, die da schei-„nen

(*) p. 197.

„nen ihr entgegen zu seyn.“ Denn, wer kann es wohl läugnen, daß dieses nicht die Stimme der Natur sey. Diejenigen, die ihr hierinnen nicht gehorchen, wissen es selbst, wie stark und nachdrücklich diese Stimme spricht, und wie schwer ihnen dieser Ungehorsam fällt. Muß man denn aber diese Stimme dennoch hören zum Nachtheil der Satzungen, die ihr zuwider gegeben wären?

Ich antworte, daß keine dergleichen Satzungen statt finden; denn diejenigen, die das Ansehen haben, als ob sie hierinne wider die Natur wären, sind es gleichwol nicht, weil sie nur alsdenn eine verbindliche Kraft haben, wenn man sich ihnen freywillig unterworfen hat. Darum sage ich auch in meinem Texte, die da scheinen ihr entgegen zu seyn. (*)

Um also klar zu reden, und auf die Anwendung zu kommen: Die Einsetzung des Gelübdes der Mönche und Priester verbindet niemanden zur Enthaltung; weil niemand gezwungen wird ein Mönch oder Priester zu werden. Wer aber eines von beyden ist, wird blos dadurch zur Enthaltung verbunden, weil diese Bedingung mit dem Stande, in welchen er getreten, verbunden ist.

Daß ich mich hierauf besonders einlasse, geschiehet aus blosser Gefälligkeit. Der Gesichtpunkt, aus welchem ich schreibe, fodert allein von mir, die Gebote des Naturgesetzes vorzutragen, und ich brauche nicht einmal zu wissen, ob es Mönche oder Priester giebt. Mein Satz ist überhaupt wahr. Ein verständiger Leser mag zusehen, wie er ihn mit den

(*) Der deutsche Text sagt es nicht.

Menschensatzungen vergleichen will, die ihn zuwider scheinen. Er mag es errathen, wie diese Befugniß, ja vielmehr diese Forderung der Natur es nicht verhindere, daß ein Mensch, der ein ander gutes Werk thun will, mit welchem die Beobachtung der Enthaltung verbunden ist, oder zu der er sich durch ein Gelübde selbst verbunden hat, darum aufhören könne die Stimme der Natur zu hören, die nur zu freyen Leuten spricht. Wenn aber eine Stimme von Gott jemanden sich deutlich offenbaret, und ihm die Enthaltung auflegt; so antwortet die blosse Vernunft, er müsse sich darnach achten: Denn die Vernunft fordert, daß man Gott gehorche. Alles das verstehet sich von selbsten.

Wenn man das so verstanden hätte, würde man einen andern Ausdruck nicht angetastet haben: (*) Ich weiß keine Ursache, die zu einer immerwährenden Enthaltung verbindet; aufs höchste kann sie nur auf eine Zeitlang nothwendig seyn. Denn der Satz ist in dem Zustande des Naturgesetzes unter allen Umständen wahr, und er ist es so gar unter einigen Einschränkungen, die ich vorher angegeben, im evangelischen Gesetze.

Es ist meine Absicht eben so wenig gewesen, den Grundlehren des Evangelii in Ansehung der christlichen Vollkommenheit zu widersprechen, wenn ich von den Bedürfnissen des Leibes sage, es sey billig, ihnen gnug zu thun; und hinzusetze: (**) Es ist eine Tugend, sich von Dingen enthalten, welche uns die gesunde Vernunft untersagt; allein die Enthaltung von erlaubten Dingen kann ich für kein Verdienst

(*) ibid. (**) p. 71.

dienst halten. Es ist klar, dieser Ausdruck sey eben so zu verstehen, wie diejenige, worüber ich mich in eben diesem Abschnitte erkläret, wo ich die Frage aufwarf, ob die Jungferschaft eine Tugend sey. Die Gelegenheit, daß man eine Stelle so wie die andere unrecht verstanden, gab das Wort Tugend, welches ich in beyden für Pflicht gebraucht, und sie für gleichbedeutende gehalten; wie sie es denn auch unter einigen obgleich nicht in allen Absichten sind. Man schreibe hier so wie dort Pflicht an statt Tugend, so ist der Ausdruck untadelhaft. Ich konnte sagen: Es ist eine Pflicht, sich von Dingen enthalten, welche die gesunde Vernunft untersagt; aber die Enthaltung von erlaubten Dingen kann ich für keine Pflicht halten. Und eben das war meine Meynung.

Hier sowol als in der Stelle von der Jungferschaft bin ich der Meynung, sich nöthige Dinge entziehen ist zu nichts nütze, wenn es ohne Absicht geschieht: Wenn aber jemand sich freywillig von Speise und Trank und vom Schlafe enthält, dem Vaterlande und seinen Freunden zu dienen, oder um die Güte und Barmherzigkeit Gottes sich zu erlangen; so habe ich in der Absicht nie geleugnet, daß er tugendhaft sey, und es ist in meinem ganzen Buche keine Stelle, woraus man das muthmassen könne.

Eben so unschuldig ist folgende Stelle: (*) „Man „handelt allezeit dem Gesetze der Natur entgegen, „wenn man freywillig seiner Gesundheit Schaden „thut, es geschehe auf was für Art es wolle. Die „Nüchternheit ist, wie alle andere Tugenden, ein

(*) p. 112.

„Mittel zwischen zwo einander entgegen gesetzten „Ausschweifungen. Wer seiner Gesundheit durch „zu viele Enthaltung Abbruch thut, ist eben so straf„bar als der, welcher sein Leben durch Unmäßig„keit in Speise und Trank verkürzet.“ Denn ich habe meinen Tadel gar nicht auf diejenigen büssenden Sünder erstrecken wollen, die entweder wegen begangenen Uebertretungen sträflich sind, oder aus tiefer Demuth für schwere Verbrechen zu büssen glauben, und sich strenge Fasten und Enthaltungen auflegen, um die Rache des Himmels zu besänftigen. Das sey ferne! Ich glaube wenigstens, es sey eben so erlaubt, das Leben für Gott, als für seinen König dahin zu geben.

Dieses bringet mich ganz natürlich auf die lange Stelle über die Misbräuche zurück, die einige bey den Lehren Jesu Christi begangen. „Endlich, heißt „es da, (*) tadelt er ein weichliches und wollüsti„ges Leben. Was wirket diese Lehre bey ihnen? „Sie gerathen in Wuth, sie greifen zu Geiseln, „Peitschen und spitzigen Pfriemen, sie wüten wi„der sich selbst, und zerfleischen sich auf die unbarm„herzigste Weise, nicht anders, als dort die Baals„pfaffen thaten in Gegenwart des Elias. Was „konntet ihr mehr thun, unglückliche und unsinnige „Menschen, wenn ihr zu eurem Gott den feindse„ligen Geist gewählet hättet, den ihr Teufel nennet.“ Ich will es frey gestehen, dieser Tadel über die Kreuzigung des Fleisches geht zu weit. Es ist wol wahr, daß sie Christus weder befohlen noch gerathen; es ist auch wahr, daß man bey der Seelensorge sie sehr selten

(*) p. 11.

selten erlauben müsse; es ist auch wahr, daß Gott von uns allen insgemein dergleichen nicht verlange: Allein heilige Männer haben sie dennoch vorgenommen, entweder wie S. Paulus spricht, den Leib zum Gehorsam zu bringen, oder der göttlichen Gerechtigkeit gnug zu thun, und die Hand der Rache zu entwafnen. Ich sollte sie also nicht überhaupt und ohne Einschränkung, noch in so harten Ausdrücken verworfen haben.

Auch gestehe ich mein Unrecht über die gleich drauf folgende Stelle: „Ein Soldat hat von seinem Offi„cier einen oder andern Befehl erhalten; es ist ihm „eben so wenig erlaubt, dabey zu viel zu thun, als „etwas zu unterlassen. Er mag fehlen auf was für „Weise er will, so kann sein Vergehen gleich ge„fährlich seyn, und er ist gleich strafbar.“ Da ich diese Stelle nochmals überlese, finde ich, daß die Gleichniß zwischen dem Soldaten und Büssenden hinket. Der Soldat sündiget durch Uebertretung seines Befehles, weil er eingeschränkt war. Jesus Christus aber hat diese Kreuzigungen zwar nicht geboten, aber auch nicht verboten; und daß er überhaupt eine Kreuzigung des Fleisches empfohlen, dient sogar zu ihrer Vertheidigung.

Die folgende Stelle (*) bedarf auch Einschränkung: „Man kann nicht allein Gott lieben ohne sich „zu hassen; sondern es ist auch nicht wahr, daß „man ihn liebt, wenn man sich hasset. Dürfen wir „Gesinnungen hegen, die den seinigen entgegen sind? „Er liebt uns; und also dürfen wir nicht hoffen, ihm „zu gefallen, wenn wir uns hassen. Er befiehlt, wir

 „sollen

(*) p. 12.

„sollen unsern Nächsten lieben wie uns selbst; sagt „dieß Gebot, daß wir uns hassen sollen?“ Diese Betrachtungen über den Selbsthaß können in einem allgemeinen Verstande wahr seyn; und ich würde sie heute noch verfechten, wenn sie nicht als Gründe gegen diese Kreuzigungen vorgebracht wären, und zu behaupten schienen, daß der sich hasse, wer sich kreuziget; da doch diese Kreuzigungen nach dem Grundsatze der christlichen Vollkommenheit keine schädliche, sondern gesunde Handlungen sind, wenigstens der Seele. Seine Seele bessern und reinigen ist aber nicht so viel, als sich selbst hassen.

Folgende (*) sind lauter gesunde Lehren: „Unterwerfet das Fleisch dem Geiste, aber vernichtet „es nicht. Seyd keusch, aber fliehet nicht erlaubte „Küsse? Hütet euch für der Geldbegierde, aber versäumet nicht, für eure Bedürfnisse zu sorgen. Erhebet fleißig euer Herz zu Gott, aber reichet auch „die Hand dem Dürftigen, der euch bittet.“ Allein die ersten Worte scheinen noch wider die Kreuzigungen gerichtet; und auch diesen Schein will ich verbeten haben.

Ich habe es versprochen, daß ich, wenn es seyn müßte, nicht säuberlich mit mir umgehen wolle; und ich halte, wie man sieht, Wort. Vornemlich bey dieser Stelle: (**) „Das Vorurtheil, daß man Gott „nicht lieben könne, ohne auch den unschuldigsten „Trieben der Natur zu widerstehen, ist so gemein „geworden, daß man sichs nicht einfallen lässet, die „Frömmigkeit eines Mannes zu rühmen, der täglich „seine vier Mahlzeiten thut, der ohne Unterscheid „Fleisch

(*) p. 12. (**) ibid.

„Fleisch und Fisch isset, der sauber in Kleidung ist, „und auf Federn schläft, der seine Frau zärtlich „liebt, und Vergnügen findet, sie davon zu überzeu„gen; wenn er auch sonst noch so viele Tugenden „besitzet, und noch so viele löbliche Handlungen ver„richtet." Ich gestehe aufrichtig, daß man die Heiligkeit dieses Mannes zu rühmen nicht Ursache hat. Bey dem bequemen Leben, welches er führet, kann er wol ein rechtschafner, auch im Bürgerstande ein grosser Mann seyn; aber es ist nichts an ihm, woran man einen Heiligen erkennet.

Folgende Stelle hat meines Erachtens nichts für die Religion gefährliches: „Es giebt gewisse an„dächtige Seelen, die sich einbilden, daß, um Gott „recht zu lieben, man sonst nichts lieben dürfe, als „Gott; daß er eifersüchtig sey und nicht leiden könne, „daß ein Mann seine Frau liebe, oder ein Liebhaber „seine Geliebte. Sie beschreiben ihn als einen wun„derlichen und fantastischen Ehemann, der seiner „Frau ein Laster daraus machte, wenn sie ihren Ca„narienvogel lieb hätte." Denn die christliche Kirche überhaupt trägt eine so lächerliche Moral nicht vor, sondern es trift nur die strengen Pietisten, die falschen Zeloten, die den guten Sitten mehr schaden als nützen, weil sie nicht Muth machen, sondern benehmen.

§. 4.

Friedliebende Gesinnungen in der evangelischen Moral.

Es hielt schwer, in meinem Buche eine Stelle zu finden, wo es geschrieben stünde, das Evangelium

sey dem Frieden und der Eintracht entgegen. Es sollte mich nicht wundern, wenn man dem Texte ein wenig Gewalt angethan, um eine zu finden, die nicht da war; denn es ist in andern Fällen schon oft geschehen: Allein das wundert mich, daß, um mir eine gottlose Thorheit aufzubürden, man unter andern eine Stelle gewählet, die gerade das Gegentheil sagt. In Ansehung des Hasses unter den (Partheyen) Secten, sage ich: (*) „Die christliche „Religion, die unter allen die friedfertigste in ih„ren **Lehren** ist, mag vorschreiben was sie will, „so kann man sich doch nicht gewöhnen, Verdammte „zu lieben." In diesem Ausdrucke: (unter allen die friedfertigste in **ihren Lehren**) sollen die letzten Worte eine feine Bosheit seyn, dadurch ich andeuten wollen, die Ausübung des Christenthums stimme mit seinen Lehren nicht überein. Allein, was habe ich denn wol mit diesen Worten sagen können? Die Religion, in abstractem Sinne genommen, kann ja keine (praxis) Ausübung, sondern nur eine (theorie) Lehre seyn. Nicht die Ausübung des Christenthums, sondern der Christen Wandel ist der Lehre zuwider. Einfältig und ohne falsch heißt dieses: Das Evangelium empfiehlet Friede und Eintracht; und doch giebt es in der Kirche Christen, die beyden feind sind. Indessen, wenn es so seyn soll, so bin ich zufrieden, daß auch dieses, **in ihren Lehren**, weggestrichen werde.

Ein anderer Text, den man in eben der Absicht aufgesucht, sagt eben so wenig als der vorige, was er sagen soll. Ich rede da (**) von der Standhaftigkeit,

(*) p. 50. (**) p. 137.

keit, womit ein rechtschafner, ich sage gar ein gerechter Mann den Tod und die Martern verachtet, wenn es die Sache der Tugend und gutes Gewissen angeht; das ist, deutlicher zu sagen, ich lobe die Blutzeugen (Märtyrer): „Du liegst auf einem „Scheiterhaufen, worauf dich die Wut der Eiferer „gebunden, die unter dem Vorwande der Religion „die Leute umbringen: Indessen steht dein Leben in „deinen Händen; die Barbaren versprechen dich „los zu machen, sobald du versprichst zu lügen und „deinen Glauben zu verläugnen.“ Unter diesen Eiferern, die unter dem Vorwande der Religion die Leute umbringen, haben einige Gegner satyrische Anspielungen auf = = = gefunden. O geben sie sich nicht Mühe, meine Herren, den Schlüssel zu suchen. Der Mann auf dem Scheiterhaufen ist vermuthlich einer von unsern Mißionairen, der durch die Wut und den Eigennutz der Bon Zen auf ein Trauergerüste gestellet wird; und ich will nicht drauf schwören, daß es nicht auch ein unschuldiges Schlachtopfer der heiligen Inquisition seyn könne. Es sey aber am Ende wer es wolle, so ist es doch nichts, woran ein ehrlicher Mann sich stossen kann; denn ein ehrlicher Mann ist kein Schwärmer und kein Blutgieriger.

§. 5.

Unzulänglichkeit der Vernunft, die Leidenschaften zu bezwingen und zu beherrschen.

Ueber diesen Punkt hat man einen erbärmlichen Zank erreget. Um den Naturtrieb, oder die Liebe

gegen

gegen uns selbst wohl anzuwenden, schlage ich vor, daß die Vernunft ihn leiten solle. Es heißt: (*) „Haltet die Liebe des Leibes und der Seele, den Trieb „der Natur und die Vernunft jedes in seiner gehö„rigen Ordnung; und sodann fürchtet euch nicht, „daß euch eines oder das andere das geringste ein„geben könne, wodurch Gott erzürnt werde und wes„wegen er euch strafen würde. Die Vernunft muß „befehlen, und der Trieb ist nur zum Gehorchen „gemacht. Die Liebe der Seelen muß vorgehen, „denn die Seele ist edler als der Leib; dieser ist nur „von Erde gemacht, aber jene ist ein himmlisches „Wesen. Unterdrückt den Aufstand des Leibes, „wenn er der Seele entgegen oder im Wege ist. „Bändiget selbst die Seele, und zwinget sie wieder „zu ihrer Pflicht, wenn es geschähe, daß sie vergässe, „was sie dem göttlichen Wesen schuldig ist, von dem „sie ihren Ursprung hat. Der Leib muß der Seele, „und die Seele Gott gehorsam seyn. Von dieser „Unterwerfung hängt das Wohl dieser beyden We„sen ab." Wie weise und unverfänglich sind doch alle diese Lehren! Und dennoch sagt Herr D. S. und alle Tadler, die mich nicht verstehen wollen, mit dieser Unterwerfung des Naturtriebes unter die Vernunft werde man nicht weit kommen, weil die Vernunft als das schwächere dem Naturtriebe als dem stärkeren nachgeben werde.

Allein wenn die Vernunft dem Triebe nachgiebt, so ist das nicht mehr mein Satz: Ich nehme an, sie regiere ihn, sie selbst aber sey Gotte unterthan; und in diesem Verstande sage ich, der Trieb wird den

Men-

(*) p. 59.

Menschen zu nichts verleiten, worüber sich Gott erzürnen und den Menschen strafen könne. Meine Gegner hingegen nehmen einen ganz andern Satz an, wenn sie wollen, die Vernunft werde dem Triebe nachgeben; und in dieser Voraussetzung schliessen sie, daß etwas ganz anders als die schwache und ungewisse Vernunft erfodert werde, wenn der Mensch vollkommen werden solle.

Allein, darüber brauchen wir gar nicht zu streiten. Wenn ich den Satz meiner Gegner annehme, so bin ich in Ansehung der Folgen ihrer Meynung. Ich sage nirgend, die Vernunft sey hinreichend, verdienstliche Handlungen zu begehen. Fodern, daß der Leib der Seele, und die Seele Gott gehorchen müsse, das heißt nicht, die Nothwendigkeit der Religion läugnen, sondern vielmehr sie angeben und behaupten; denn die Religion ist es eben, welche die Seele Gott unterwirft.

Warum aber, wenn man auch annimmt, daß der Mensch himmlische Erleuchtung und göttlichen Beystand nöthig habe, soll mir nicht erlaubt seyn, daß ich ihm den guten Gebrauch angebe, den er von seiner Vernunft machen kann, so lange bis diese Erleuchtung seine Grundsätze aufkläret, und dieser Beystand seine Schwachheit unterstützet? Diese Vernunft wird ihn doch endlich zu dem bringen, was man menschliche Tugenden nennet, und bis dahin habe ich meine Proseliten führen wollen; weiter zu gehen erlaubte mein Plan nicht. Die Religion wird hernach diese Tugenden heiligen, und dadurch werden sie zur Seligkeit beförderlich seyn.

Der

Der vierte Artikel.

Die christliche Kirchenzucht.

Es sind drey Stellen in den Sitten, die in verschiedenen Punkten wider die Kirchenzucht laufen sollen. Nemlich bey dem Gebrauche des Kirchenbannes, dem Ehestande, und dessen Unstatthaftigkeit wegen naher Verwandschaft. In diesen Punkten habe ich eine weit leichtere Sache als in den vorigen; denn es kommt hier auf keine Glaubensartikel noch Lebensregeln an, sondern auf willkührliche, nicht göttliche Gesetze, die man also eher untersuchen und entscheiden darf; und doch habe ich der Freyheit, die mir hierinnen zustund, mich nicht bedienet. Ich will die drey Stellen hersetzen, und ich hoffe, man wird aus dem blossen Lesen von ihrer Richtigkeit überzeuget seyn.

§. 1.

Vom Kirchenbanne.

Wenn ich gleich diesen Paragraphen den Titel Kirchenbann überschreibe, so geschieht es doch nicht darum, als ob ich eingestünde, daß die Stelle, die ich zu vertheidigen habe, davon handelte; sondern darum, weil ich weiß, daß einige Leute so geglaubt haben. Ich redete von dem Sectenhasse, durch den so vieles Blut vergossen worden; und sagte von diesem Hasse: (*) Seine unmenschliche Verbitterung „gründe sich darauf, daß ein Theil den andern für „Verdammte halte. Man mag sich noch so viele „Mühe für den Frieden geben; die christliche Reli„gion,

(*) p. 50.

„gion, die vor allen die friedfertigste in ihren Leh„ren ist, mag vorschreiben was sie will, so kann „man sich doch nicht gewöhnen, die Verdammten „zu lieben. Diese schwärmerische Weise, die Men„schen bey ihrem Leben zur Hölle zu verdammen, ist „zu nichts gut, als zu machen, daß man sich um„bringet.“ Es war ganz natürlich, diese Betrachtungen allein auf die Verwegenheit derer Leute zu deuten, die vor ihren eigenen Richterstühlen eigenmächtig ihre Brüder verdammen, und dem zu folge auch hassen; nicht aber auf den Gebrauch, den die Kirche selbst vom Banne machen kann, wenn sie diejenigen verdammet, welche ihre Lehren angreifen oder verfälschen.

Damit ich aber allem möglichen Mißbrauche dieser Stelle vorbeuge, so will ich diesen Text folgender Gestalt umschreiben: Allein sollte denn eine solche Wut in solchen Herzen Raum finden, welche der christlichen Religion, der allerfriedfertigsten anhangen; und berechtiget mich denn mein Wahn, daß ein Irrgläubiger künftig einmal werde verdammt seyn, daß ich ihn umbringe?

§. 2.

Von christlichen Ehen.

Wenn ich von den Gebräuchen und Gewohnheiten bey der Verheyrathung rede, und sie für weise und nützlich halte, so heißt es: (*) „Es ist billig, „daß ein Kind, das noch nicht fähig ist zu urthei„len, die Freyheit nicht habe, ohne seiner Eltern „Beyfall sich durch ein unauflösliches Band zu ver-

 „binden.

(*) p. 197.

„binden. Vielmehr wäre es die größte Unmensch„lichkeit, seiner Unbesonnenheit und Verwegenheit, „die seinem Alter mehr als zu sehr ankleben, es zu „überlassen, wenn es darauf ankömmt, durch ein „Eheband das Glück oder Unglück seines Lebens zu „befördern. Seine natürlichen Vormünder kön„nen, ohne seinem Rechte Eintrag zu thun, seine „Verbindung hindern oder verzögern, wenn sie die„selbe seiner unwürdig oder wenigstens übereilt fin„den.“ Und bald darauf (*) lasse ich mir diese Einwendung machen: „Erfordert denn dieses Ge„setz der Natur, dessen Vortreflichkeit ihr so sehr „rühmet, bey der Verbindung zweyer Verliebten „alle die eitlen Zubereitungen widriger Cerimonien, „denen man sie unterwirft. O nein, antworte ich, „es erfordert weiter nichts als die freye Einwilli„gung der Partheyen; und alsdenn ist ihre Verbin„dung von dem Himmel gut geheissen, falls sie „sonst nichts hindert.“ Man bemerke hier, daß der Sinn der Antwort durch die Frage bestimmt ist. Es ist hier nicht die Rede von dem, was eine Heyrath in Paris, London oder Wien gültig macht, wo die Kirchen oder Landesgesetze bey Strafe der Ungültigkeit gewisse Bedingungen und Formalitäten erfodern; sondern von dem, was nach dem blossen Naturrechte zu einer Verbindung erforderlich sey: Es ist aber unstreitig, daß es bloß einer freyen Einwilligung der Partheyen bedürfe. Damit man sich aber ja nicht einbilden möchte, daß ich diese Gelindigkeit des Naturgesetzes auf den gegenwärtigen Staat anwenden wolle, setze ich sogleich hinzu: Falls sie

(*) p. 199.

sie sonst nichts hindert; um zu dem, was folget, vorzubereiten. „Allein die edle Einfalt des so milden „Gesetzes der Natur hat den Gesetzgebern nicht untersagt, die Feyerlichkeiten der Ehen durch gewisse „ausdrückliche Gesetze anzuordnen. Die positiven „Gesetze selbst sind ehrwürdig und verbindlich, so „lange sie dem weisen Gesetze der Natur nicht widersprechen, und demselben nur als Erklärungen „und Anmerkungen dienen. Sie verpflichten in „der That nicht weiter als andere Policeygesetze; die Policeygesetze aber verpflichten alle Glieder eines Staates.“ Und hierüber hat man mir eingewendet: Gehören denn also christliche Ehen blos vor die Policey?

In welcher Absicht thut man wol diese Frage? Ich rede nicht von christlichen Ehen, sondern von Ehen überhaupt. Ich weiß zwar wohl, daß unter uns die Ehe als ein Sacrament betrachtet, eine ansehnliche gottesdienstliche Handlung ist: Allein, ich brauchte sie aus diesem Gesichtpunkte nicht zu betrachten, einmal, weil ich nicht die Religion sondern die Sitten abhandle, und hernach auch, weil ich hier besonders von Gesetzen rede, welche ausser der nach dem Naturgesetze schon erforderlichen beyderseitigen Einwilligung noch andere Formalitäten vor Vollziehung einer Ehe vorschreiben. Jesus Christus aber hat diese Gesetze nicht gegeben. Die Einwilligung der Partheyen ist auch das einzige Wesentliche, was die christliche Religion zur Gültigkeit einer Ehe erfodert: Diese Einwilligung macht das Wesen des Sacraments aus. Die Partheyen heyrathen einander, und der Priester spricht den Segen

über ihre Verbindung. Ich betrachte also die Ehe hier blos als einen bürgerlichen Contract. Gesetze aber, welche Formalitäten dabey vorschreiben, sind blosse Policeygesetze. Es war dem gemeinen Besten daran gelegen, sowol um den Bürgerstand sicher zu stellen, als die Austheilung des Vermögens zu entscheiden, daß man zu den Ehen etwas feyerlichers als die blosse Einwilligung der Partheyen erfoderte, weil diese nicht notorisch ist, d. i. nicht bekannt genug wird; und es stand bey dem Oberherrn, was für Umstände er bestimmen wollte. Hat die Kirche hierüber gleichfalls Gesetze gemacht, so sind es ebenfalls Policeygesetze; denn was man im Kirchenstile Disciplin oder Zucht nennet, ist nichts anders als eine Kirchenpolicey. Sie sind auch nicht von der Art, daß deren Hintansetzung die Ehe ungültig machen könne, es sey denn, daß die weltliche Obrigkeit sie gebilliget und mit dem Siegel der weltlichen Oberherrschaft bekräftiget. Wenn ja noch ein Kirchengebot bey den Ehen statt findet, dessen Hintansetzung sie ungültig machte, so wäre es gewiß diese Schuldigkeit künftiger Eheleute, sich vor dem Altare darzustellen und den priesterlichen Segen zu empfangen. Als Kinder der Kirche sind sie dazu verbunden; gleichwol haben auch sogar catholische Regenten viel tausend ohne Sacrament vollzogene Ehen gültig seyn lassen, weil in Absicht der bürgerlichen Verfassung der Contract die Ehe ausmacht, nicht aber das Sacrament. Jetzund hat es wol, so viel ich weiß, kein catholisch Land mehr, wo der Contract gültig wäre, ohne daß des Priesters Segen dazu käme: Das ist aber nur, nachdem und

seitdem

seitdem die Regenten die Ungültigkeit auf die Hintansetzung dieses Gebrauches gesetzet haben; welchem Christen sich doch allemal unterwerfen sollen, wenn man ihnen auch kein Gesetze daraus gemachet.

Ob die Regenten oder die Priester Macht haben, die Freyheit der Ehen einzuschränken oder zu erweitern, neue Verhinderungen zu machen oder alte abzuschaffen; das mögen sie unter sich selbst entscheiden, es ist ihre Sache. Ich weiß zwar wohl, was einsehende Rechtslehrer davon halten; allein ich will nicht wider meine Einsichten reden, noch wider meine Seelensorger.

§. 3.

Hinderniß wegen der Verwandschaft.

Wenn alle meine Gegner die Gründe dieser Sache einsähen und die Rechte wohl verstünden, würde ich über diesen Punkt gar nichts zu sagen haben. Wenn man aber alle heutigen Gelehrten, wie ich gethan habe, in der Nähe besieht, vornemlich aber die, welche ihre Zeit mit Beurtheilung der wahren Arbeiter zubringen; so wird man sich über ihre grosse Unwissenheit wundern müssen. Sie sind so seicht, daß man ihnen bis auf den Grund sieht, ohne daß man sich viel darum bemühen darf.

Ich hatte von der unordentlichen Liebe geredet, die man insgemein Hurerey nennet, und, um davon auf den Ehebruch zu kommen, mache ich diesen Uebergang: (*) „So wenig inzwischen diese un„züchtige Ungebundenheit zu entschuldigen ist, so ist „sie dennoch nur eine leichte Ausschweifung, in Ver-

(*) p. 205.

„gleich mit dem Ehbruche, als der das Allerscheuß-
„lichste unter allen Lastern ist, soviel die Keuschheit
„angehet. Ich sage, das Allerscheußlichste; denn
„die Blutschande selbst, die ihm den Vorzug allein
„streitig machen könnte, ist nichts in Vergleich mit
„ihm. Allein man glaube deswegen ja nicht, daß
ich die Blutschande überhaupt für eine Kleinigkeit
ausgebe. Es liegt mir dran, daß man mich dar-
über höre. Ich setze also gleich hinzu: „Die ein-
„zige wahre Art der Blutschande begehet der, wel-
„cher der Keuschheit seiner Schwester, seiner Mut-
„ter oder seiner Tochter misbraucht; oder diejenige,
„die sich dem geilen Muthwillen eines Sohnes, ei-
„nes Vaters oder eines Bruders Preiß giebet: Die
„Natur kennet keine andere, und die fleischliche Be-
„gehung zwischen weitläuftigeren Verwandten ist
„nicht weiter Blutschande als dem Namen nach.
„Diese rechten Arten der Blutschande, wovon die
„Exempel so selten sind, und deren blosse Vorstel-
„lung schon zu sehr widerstehet, um ihrer nur zu
„gedenken, setze ich mit dem Ehebruche nicht in
„Vergleich; ich spreche nur von denen, welche die
„Menschen selbst gemacht, indem sie die Freyheit
„der ehelichen Verbindungen wegen der Verwand-
„schaft nach ihrem Gefallen eingeschränket. Was
„findet sich aber für ein Vergleich zwischen solchen
„selbstgemachten Verbrechen, die ihren Ursprung
„blos in willkührlichen Verordnungen haben, und
„den förmlichen Sünden gegen den klaren Trieb der
„Natur, welche aus dem Ehebruche entstehen!“

Sehr wenige haben diese Lehre von der Blut-
schande getadelt. Was ich hier auch sage, daß

nem,

nemlich die Natur keine andere kennet, als zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester, dieses ist so richtig, daß die christliche Kirche sich selbst darnach richtet, und bey gewissen Fällen zu allen weitern Verwandschaften ihre (Dispensation) Erlaubniß giebt: Die christliche Kirche aber kann und wird wider das Naturrecht keine Erlaubniß geben. Die Eheverbindung der Anverwandten sind also nicht wider das Naturgesetze, wenn die Verwandschaft ausser den gemeldeten Grenzen ist.

Allein darüber hat man sich mehr aufgehalten, daß ich das Verbot der Heyrathen im nahen Grade blosse menschliche Gesetze und willkührliche Verordnungen genennet habe; man hätte das aber eben so wenig thun sollen. Denn mein Schluß, den ich aus den Zulassungen der Kirche mache, um zu beweisen, daß diese Verbote im Naturrechte nicht gegründet sind, beweiset zugleich, daß sie es im göttlichen Rechte nicht sind; denn die Kirche kann so wenig wider das Recht der Natur als wider die göttliche Rechte etwas zulassen: Sie gehören also nur zur menschlichen Policey. Dieses zugestanden, kann ich sie auch willkührliche Verordnungen nennen; denn so sind alle weltliche Policeyen. Und wie sehr oft ist nicht das Gesetz von den verbotenen Graden der Ehe in der Kirche abgeändert worden!

Der fünfte Artikel.

Oeffentlicher Gottesdienst der christlichen Kirche.

Man muß hierinnen einen gegründeten Unterscheid machen, der keine Klügeley ist. Nemlich

man unterscheide die Gebräuche des Gottesdienstes, welche ihm wesentlich sind und welche die ganze Kirche mit Erkenntniß und Beyfall angenommen, von denen, die sich manchmal in die Kirche ohne ihre Genehmhaltung eingeschlichen haben. In Ansehung der letztern kann ich mich manchmal ein wenig ausgelassen haben; die ersten aber habe ich als ein wahres Glied der Kirche in Ehren gehalten; und wenn ich ja einen scherzhaften Einfall, der sich dahin ziehen liesse, gebrauchet, so war es ein erlaubter und unschädlicher Scherz.

Ich denke zum Exempel nicht, man werde mir ein groß Verbrechen daraus machen, daß ich gesagt: (*) „Man canonisirt zu Rom Päbste, Anacho„reten, Ordensstifter, Todtengerippe ohne Namen, „wenn man nichts bessers findet; nicht leicht aber „wird man tugendhafte Hausväter canonisiren, „wenn es nicht Könige gewesen, oder wenigstens „Vorfahren von Königen.“ Die Canonisation ist kein Glaubensartikel. Wenigstens ist die Stelle weiter nichts als ein unehrerbietiger Schertz; und braucht nicht erst ausdrücklich einen Wiederruf, den ich mir auf die Stellen vorbehalte, die den Lehren und Glaubensartikeln möchten zuwider scheinen.

Weiter unten, an der Stelle, wo ich vorschlage, Gott als eine Mutter zu betrachten, um zu zeigen, daß er in Vergleich dieser mehr an uns gethan habe, als die, welche uns getragen und gebohren, mahle ich folgendes Bild einer Mutter: (*) „Silvie ist „mannbar, es bietet sich ihr ein reicher junger wohl„gebildeter Freyer an; Silvie erröthet, und kriegt „Lust

(*) p. 18.

„Lust zu ihm; ihre kindische Schamhaftigkeit hält „sie einige Zeit zurück; endlich aber wird sie durch „so viele Vorzüge überwunden, und ihr Tempera„ment befördert ihren Entschluß. Drey lateinische „Worte machen sie zur Frau, und ihr Mann macht „sie bald darauf zur Mutter. Was hat sie bis da„hin für das Kind gethan, das sie zur Welt brin„get? Gott hat alles gethan. Wie er den Grund „zu Himmel und Erde legte, da hatte er schon Ab„sicht auf dieses Kind, und ordnete schon damals „die lange Kette der Begebenheiten bis zu seiner „Geburt. Er that mehr, er schuf es, indem er „die Erde zubereitete, aus welcher er seinen ersten „Vater bildete. Der Augenblick ist gekommen, „daß dieser Saame keimen soll; und es hat ihm „gefallen, ihn in den Schoos der Silvie zu legen. Er „selbst hat Sorge getragen, ihn zu wärmen und zu „entwickeln.“ Nun habe ich meine Absicht erreicht. Ich habe gezeiget, wie viel Gott zur Geburt des Sohnes durch Silvien beygetragen. Mich dünkt, der Zweck dieses Gemähldes ist schön und anständig. Indessen hat man über die drey lateinischen Worte ein groß Aufheben gemacht, und es sind die Worte der Kirchenagende: Ego vos conjugo. Ich verbinde euch. Im Ernst geredet, wo ist hier das Unanständige? Was leidet die Ehre der Kirche darunter, ob diese Worte lateinisch, deutsch oder französisch sind! Der Ausdruck passet zu dem flüchtigen und übereilten Gemählde der Vermählung Silviens, vor sie ist diese feyerliche Cerimonie latein, von dem sie nichts versteht und auch nichts verstehn will; sie denket hierbey gar nicht an die

Absichten der Vorsicht in Ansehung der Kinder, die sie haben soll; indem sie heyrathet, denkt sie blos an das Vergnügen, das sie haben wird, wenn sie Frau ist. Die ganze Stelle war verdorben, wenn ich so ernsthaft gesagt: Die sacramentirlichen Worte gaben ihr den Titul einer Frau. Dadurch wäre das Bild verstellet. Leser ohne Geschmack werden das nicht gewahr werden; sie werden aber an den drey lateinischen Worten einen flüchtigen Schwung finden, obgleich diese ganze Stelle untadelhaft ist.

Man hat sich auch im Ernst an das gestossen, was ich in dem Artikel von der Gedult sage: (*) „Es „ist überhaupt für die Sitten gleichgültig, ob ein „Kind in der Wiege gedultig ist. Der heilige Au„gustinus ist nicht der einzige, der seine Amme ge„schlagen, aber er ist vielleicht der einzige, der sich „einen ernstlichen Vorwurf darüber gemacht. Die„sen frommen Lehrer muß gewiß sein Gewissen sehr „in der Furcht gehabt haben.“ Besser hätte ich wol immer gethan, wenn ich den Augustin in Frieden gelassen: Ich bitte die, welche sich an diesem kleinen Scherze ärgern, deswegen um Vergebung. Wenigstens aber werden sie doch gestehen, daß keine Gottlosigkeit noch Ketzerey drinnen liege. Ich bin gewiß, Augustin selbst, wenn er noch lebte, würde mir ihn vergeben. Man soll die Kirchenväter und die Heiligen überhaupt in Ehren halten; aber deswegen muß man sie nothwendig vor Götter ansehen, deren Worte oder Thaten man nicht beurtheilen dürfe.

In

(*) p. 110.

In Ansehung des sterbenden Zosimus, der nicht gern sterben will, sage ich: (*) „Seine Furcht ver„wirret ihn und macht ihn unruhig; er schreyt, er „heult, er will verzweifeln, er ruft sein Crucifix, sei„ne Heiligen, und seinen Schutzengel zu Hülfe.“ Mich dünkt, daß jemand gegen mich diese letzten Worte für unheilig ausgegeben. Ich hoffe aber, verständige Leser werden einsehen, daß meine Absicht dabey nicht gewesen, diese Dinge selbst verächtlich, sondern die kleinmüthige Furcht des sterbenden Greises lächerlich zu machen.

Ferner, in dem Abschnitte von Treu und Glauben, bey Gelegenheit der kleinen Täuschereyen, die man im gemeinen Leben sich zu erlauben gewohnt ist, sage ich von einem Mönche: (**) „Er ist sonst ein „ehrlicher Mann, reicht aber doch der Welt ein Käst„gen mit Heiligthümern, Knochen, ein wächsern „Agnus, ein Scapulier zur Anbetung dar, und schä„tzet sie doch in seinem Herzen nicht höher, als sie es „verdienen: Allein alle seines gleichen thun dasselbe, „und er würde glauben, kein rechter Bruder zu seyn, „wenn er es ihnen nicht gleich thäte.“ Allein ich bin müde, Sachen zu rechtfertigen, welche die besten Christen ohne alle böse Folgen täglich in allen Gesellschaften sagen. Ich bitte ein für allemal, man hadere nicht mit mir über Kleinigkeiten, die das Wesen des Christenthums nicht angehen. Ich habe in dem, was die Lehre betrift, nachzugeben versprochen, und ich glaube, daß ich bis hieher mein Wort gehalten, damit kann man zufrieden seyn. Ich rede

(*) p. 115. (**) p. 171.

de nichts wider die Verehrung der Heiligthümer; das ist sichtbar; ich war himmelweit davon entfernt: Es galt blos dem kleinen Handel, den geizige Mönche damit treiben, und die der Geiz abergläubisch macht. Ich sehe nicht ein, wie die Geistlichkeit sich ihrer annehmen könne, denn sie wird dadurch entehret. Ich weiß wol, daß diese, die mit Agnus und Scapulieren handeln, Glieder dieses grossen und ansehnlichen Körpers sind, aber man halte mir den Ausdruck zu gute, es sind Schamglieder.

Im folgenden Kapitel wollte ich in einem Gemählde die betrübten unmittelbaren Folgen anzeigen, welche die Ausschweifungen begleiten, und sagte: (*) „Sehet den hochwürdigen **Diogenetus**, „den Prälaten, den sein Stand so sehr als seine Geburt adelt, wie kraftlos, ohnmächtig und lahm er „ist. Seine Schwachheit geht so weit, daß er kaum „mit seinen beyden Fingern in der Luft die geheiligte Figur zeichnen kann, welche der andächtige Pöbel den Segen nennet ꝛc.“ Auch diese Anspielung halte ich nicht für sehr sträflich; denn sie geht die edleren Theile der Religion nicht an; ihr ist es gleichgültig, ob der Bischof einen Segen giebt oder nicht. Man hat dem **Brileau** seinen Pult zu gute gehalten, man kann mir diesen Ausdruck wol auch verzeihen.

Endlich, in einem andern Gemählde, wo ich die Trennung **Lysanders** und **Dafnens** entwerfe, die sich gleich nach ihrer übereilten Verbindung wider die Ehre und die Regeln des Wohlstandes scheiden, heißt

(*) p. 211.

heißt es: (*) „Nimmer hat die Liebe heftiger ge„schienen; tausend Hindernisse waren ihnen im We„ge, ihr Muth aber hat sie alle überwunden. „Schlösser, Gitter und Mauren hielten die Schö„ne genau eingeschlossen. Drey oder vier schein„heilige Kerkermeisterinnen predigten ihr mit einem „schnaubenden und andächtigen Tone die Enthal„tung, stellten sich ihr als Muster vor, und ermahn„ten sie, so wie sie selbst, nach niemand als nach dem „Bräutigam des Hohenliedes zu seufzen: Eine Lei„ter befreyte sie von dem Gefängnisse und den Pre„digten.“ Dieser Bräutigam des Hohenliedes ist einigen als eine spöttische Wendung vorgekommen: Aber wer sieht nicht, daß es ein mistischer Ausdruck, und recht ausgelesen ist, gegen die unheiligen und weltlichen Gesinnungen der Dafne. Mich geht diese Sache eigentlich nichts an, denn ich war es nicht, den sie zum Bräutigam wählen sollte.

Der sechste Artikel.

Die Kirchendiener.

Dieser Artikel enthält etliche Stellen, worinnen man einige nachtheilige Züge gegen die Kirchendiener gefunden. Kirchendiener sind viel sträflicher als andere, wenn sie sich nicht der Heiligkeit ihres Charakters gemäß verhalten. Es entehret ihren Stand eben so wenig, wenn man sie gleich mit ihren Fehlern abmahlet, als der obrigkeitliche Stand beschmutzet wird, wenn man einen unwissenden Richter angiebt, der sich bestechen lassen, oder nachläßig ist.

(*) p. 235.

ist. Im übrigen müssen allgemeine Satyren niemanden beleidigen, als die Straffälligen.

Zum Exempel: Nachdem ich nachdrücklich wider den Unsinn des Zweikamfes geeifert, und meine Leser überführen will, daß das Licht der gesunden Vernunft den Geboten des Evangelii beytritt, diese unsinnige Raserey zu unterdrücken, so sage ich zu ihnen: (*) „So lange eure Priester auf ihren Kan„zeln allein gegen diese Ausschweifungen schreyen; „so lasset ihr sie predigen, ohne euch an ihre Predigt „viel zu kehren. Ihr habt gehört, daß sie manche „Handlungen, die euch unschuldig scheinen, und „wovon euch vielleicht eine und die andere es in „der That ist, als die schändlichsten Laster angreifen; „dadurch sind sie euch verdächtig, wenn sie diese ver„dammen. Wollt ihr aber mir nicht glauben, der „ich nichts von euch verlange, als was Gott gewiß „befiehlet, und euch nichts untersage, als was er ge„wiß verbietet? Nicht Weichlichkeit noch Zaghaf„tigkeit, sondern Sanftmuth und Menschenliebe, „aus denen ich mir Ehre mache, geben mir diese „Lehren ein." In dieser Stelle sollen verächtliche Ausdrücke gegen unsere Priester seyn. Einmal aber ist nichts darinnen, wodurch ihr Beruf in Zweifel gezogen, oder ihr Charakter verächtlich gemachet wird; und das war die Hauptsache. Hernach kann ich auch diese vorgegebene Verachtung keinesweges eingestehen. Man muß die Stelle nach der Absicht betrachten, in der sie geschrieben ist. Ich rede hier mit Leuten, die an ihrer unsinnigen Raufbegierde fest hängen, mit Leuten folglich, ohne Frömmigkeit

(*) p. 159.

migkeit und Andacht, welche gegen die Diener des göttlichen Wortes die schuldige Achtung nicht haben, und diesen sage ich: Euch Weltmenschen sind die Priester blos darum verdächtig, weil es Priester sind. Viele Handlungen, die sie in eurer Aufführung tadeln, scheinen euch unschuldig, (denn ich sage nicht, daß sie es sind) vielleicht lassen sich einige darunter entschuldigen, (man bemerke dieses vielleicht) welches sie mit allzu genauer Strenge tadeln, (denn es kann zu strenge Prediger unter ihnen haben.) Ich aber, der ich ein Weltmann bin, wie ihr, ich, der keine andere als die bloße Moral der gesunden Vernunft vorträgt, ohne euch ein Wort von den Lehren des Evangelii zu sagen, die euch vielleicht würden allzustrenge vorkommen; mich werdet ihr doch wol nicht für zu strenge halten. Nun wolan, ob ich gleich ein Weltmann bin, will ich dennoch, ohne mich des Evangelii zu bedienen, in der blossen Vernunft Gründe finden, welche die zu wilde Empfindlichkeit in Ansehung eurer Ehre verdammen. Welchen Vorwand habet ihr, mir nicht zu glauben? Es ist eben, als wenn ein wol erzognes Kind zu einem andern, um die Vorstellung der Eltern über seine üble Aufführung zu unterstützen, also sagte: „Lieber Freund, du willst nicht achten, was dein Va„ter dir über deine Ausgelassenheit, Schelmerey „und Unbedachtsamkeit vorstellet; weil du über„haupt glaubst, die Eltern wären ewige Grinseler, „d.i. Strafprediger, und verlangten, ihre Kinder soll„ten so verständig seyn, als sie selbst, ohne sich zu erin„nern, daß sie mit zwanzig Jahren es eben so wenig

„gewe-

„gewesen. Nun gut; ich aber, ich bin kein Vater, kein „Mann von reifen Jahren, ich bin bloß ein junger „Mensch wie du, und dennoch schwöre ich dir, wenn du „nicht mein Freund wärest, ich würde dieses an dir „eben so wenig dulden. Ich muß dir über dieß sagen, „in mehr als einem Hause, wo ich neben dir aus und „eingehe, beschwöret man sich über deine Lebensart, „man ist gar nicht mit dir zufrieden. Ich glaube gewiß, diese Lection wird bey dem jungen Menschen mehr Eindruck machen, als die nachdrücklichsten Vorstellungen des Vaters. Ich entsinne mich noch allzu wol, daß ich in meinem funfzehenden Jahre eine solche Lehre bekommen, die mich ganz versteinerte, und mich auf mein Lebelang von einem Fehler heilet, den ich damals angenommen hatte.

Ferner heißt es, wo von der Nüchternheit geredet wird: (*) „Wir hören oftmals einen des Morgens auf der Kanzel gegen die Völlerey eifern, „der, nach seiner Abendmahlzeit an sich selbst ein „Beyspiel der Ausschweifungen geben kann, die aus „der Unmäßigkeit entstehen.“ Das ist nun wol keine Satire, wenigstens ist sie sehr unbestimmt. Der größte Theil meiner Gegner, in deren Augen Paris die ganze Welt ist, haben diese Beschuldigung für übel angebracht gehalten. In der Hauptstadt haben sie Exempel solcher Unordnungen nicht gefunden, und schließen daher, sie seyn selten; auf dem Lande aber sind sie sehr gemein. Das ist der beständige Irrthum meiner Tadler, daß sie meine Absichten und meinen Schauplatz zu eng einschränken.

Folgen-

(*) p. 210.

Folgender Zug sieht satirischer aus: (*) „Ein be„sonderer Umstand, der nicht weniger fremd schei„net, ist noch dieser, daß es fast keine unempfindli„chere Leute giebt, als diejenigen, die Amts wegen „uns Mitleiden und Gutthätigkeit predigen und ein„schärfen müssen. Sollte es daher kommen, daß „sie sich von der Pflicht, den Nothleidenden beyzu„stehen, frey schätzen, weil sie sich die Mühe nehmen, „uns dazu zu ermahnen? Und glauben sie vielleicht „gnug gethan zu haben, wenn sie für sie bitten? Ich kann mich aber doch nicht entschliessen, diese Stelle schlechterdings zu verdammen. Es hat allzuviel reiche Präbendaten, die alles zur Verschwendung, und nichts zur Wohlthätigkeit anwenden. Was ich thun kann, ist, daß ich die Anwendung einschränke, und zugebe, daß es unter den Geistlichen eben so wohlthätige Leute giebt, als in den andern Classen der Leute; das verstand sich aber von selbst. Ich selbst habe viel mitleidige Pfarrer gekannt: Diese sehen das menschliche Elend in der Nähe, und also kann ihre Barmherzigkeit eher als anderer Geistlichen ihre rege gemacht werden. Eine Pfarre ist ein vortreflicher Stand, weil er viele Gelegenheit hat Gutes zu thun; und es sind ihrer viele, welche sie ergreifen. Hier ist ein anderer noch mehr satirischer Schwung, der aber leider durch bekannte Exempel gnug gegründet ist. Nach dem Gemählde eines jungen Menschen, der von einer alten Frauen verführet worden, die ich Belise genennet, mahle ich eine junge Person, die von einem bösen Seelensorger

(*) p. 219.

sorger verführt wird. „Encolpus, heißt es, (*) „thut es Belisen gleich; er hat eben dieselben Ab„sichten, schlägt aber ganz andere Wege ein. Sein „langer Mantel, sein ehrwürdiges Amt, die Run„zeln seiner Stirne, seine heuchlerische und schein„heilige Geberden wirken bey jedermann ein unge„messenes Vertrauen. Junge Schönheiten kom„men zu ihm, um zu seinen Füssen ihre Schwach„heiten zu bereuen, ihre geheime Neigungen zu ent„decken, ihm die Gewalt ihres Temperaments zu „eröfnen, über die Herrschaft ihrer Begierde zu „seufzen, und dagegen Hülfe bey ihm zu suchen. „Heloise hat ihm die unüberwindliche Neigung „offenbaret, welche sie zur Zärtlichkeit hat, und „die Ausschweifungen, wozu dieselbe sie verlei„tet. Bevor er zur Cur schreitet, will er erst den „wahren Zustand ihrer Krankheit erkennen; er fra„get und befraget sie, er drehet und wendet sie auf „alle Seiten, und aus Beysorge, daß sie einen „wichtigen Umstand auslassen möchte, unterhält er „sie von hundert unzüchtigen Dingen, die viel fä„higer sind, ihre Einbildungskraft zu verunreinigen, „als ihre Keuschheit zu befestigen. Je aufrichtiger „sie die Wahrheit saget, desto leichter wird es dem „Betrüger werden, sie zu verführen und über sie zu „siegen. Er kennet die schwachen Oerter der Fe„stung, und wird nicht ermangeln sie da anzugrei„fen. Der junge Almanzor, so dreuste und un„ternehmend er auch ist, hat doch einen Rest der „Schamhaftigkeit, welche die Schöne vor dem „Schifbruch bewahrete, vergebens bestritten; der „betrü-

(*) p. 234.

„betrügerische Leitsmann wird besser wissen, sie zu „verführen. So bald wird sie nicht am Rande des „Verderbens seyn, so wird ihre Furcht sie völlig „hineinstürzen; und was ein junger Liebhaber, der „gefiel und geliebt war, durch Bitten und Schmei„cheley nicht ausrichten können, das wird ein Seel„sorger mit grauen Haaren durch seine gottlosen „Ränke erhalten." Das Gemählde ist gewiß entsetzlich. Allein ist das ein Grund es zu verwerfen? Wenn **Encolpus** der oder jener Priester ist, so wäre dieß Gemählde eine grosse Beleidigung, und ich würde mit dem Schwamm darüber herfahren. Aber **Encolpus** ist blos ein allgemeiner Entwurf eines lasterhaften Seelsorgers, der seine Gewalt zum Verderben eines jungen Mägdgens mißbrauchet. Giebt es denn aber so viel Leute dieser Art, daß man ein so schrecklich Gemählde von ihnen macht? wird man fragen. Ich habe keine Liste darüber gehalten: Es ist aber doch möglich; und das ist zureichend, das Gemählde zu rechtfertigen.

Kleinmüthige Seelen, die dafür halten, es sey immer böse, ein mögliches Uebel auch nur muthmasen, mögen sich, obgleich mit Unrecht, darüber entrüsten. Es ist allemal der Klugheit gemäß gehandelt, und kann dem Uebel künftig vorbauen. Ich wenigstens habe keine böse Absicht dabey gehabt. Gleichwie man deswegen nicht aus der Kirche bleiben darf, wenn auch Spitzbuben hineingehen, sondern blos seine Taschen in Acht zu nehmen hat; so ist auch der Mißbrauch, den ein gottloser Priester von der Freymüthigkeit seines Beichtkindes machen kann, nicht gnugsame Ursache, sich des Beichtstuhles gänzlich zu

enthalten: Allein, vor junge Personen des schönen Geschlechts ist es eine Lehre, ihr Zutrauen nicht blindlings in jemanden zu setzen, damit sie es allenfalls wieder zurück nehmen können; vornemlich aber ist es am sichersten, sich vor dem Seelenrathe, der im Zimmer gegeben wird, zu hüten, denn die Kirchen sind nicht ohne alle Absichten gebauet.

Einige Blätter weiter hin kömmt ein anderer Seelsorger vor, ein Gegenbild des vorigen. Es ist ein aufrichtiger Pietist, der aber seine Gründe zu weit treibet, und mit dem Vorwande, als ob die Liebe zu den Geschöpfen von der Liebe Gottes abhielte, einem Ehmanne die Zärtlichkeit gegen seine Frau zur Sünde macht. „Mein Bruder, sagt er „zu ihm, (*) ich beklage die Verblendung, worinnen ich euch sehe. Ihr seufzet, und zwar um etwas anders als um den Herrn? Wisset ihr nicht, „daß geschrieben stehet: Wer nicht seinen Vater und „Mutter, seine Frau und Brüder hasset, aus Liebe „zu Gott, der ist Gottes nicht würdig? Vor dem „Falle des ersten Menschen wäre eure Neigung vielleicht nicht strafbar gewesen; allein der sündige „Mensch soll sein Brod nicht anders als mit Thränen genetzt essen. Eure Frau ist der Eva Tochter; diese böse Mutter hat uns alle ins Verderben „gestürzet, und ihr liebet sie noch? Fürchtet euch „für dem Schicksal eures ersten Vaters, den die „Liebe zu Falle gebracht. Ihr wisset ihr Dank für „ihre Zärtlichkeit und Gefälligkeit; und eben dieses ist es, weswegen ihr sie am meisten zu fürchten habt, weil sie euch dadurch einnimmt, und

„Gotte

(*) p. 243.

„Gotte ein Herz raubet, das nur für ihn gemacht „war. Nehmet euch wol in Acht, die Hölle ist „unter euren Füssen offen. Ueber das Wort Hölle „erzittert der einfältige **Euristhenes**; seine ver„meynte Einbildungskraft siehet nichts als Teufel, „Feuer, Schwefel und glüende Kohlen. Ein schwär„merischer Eifer bemeistert sich seiner Seele; er „sieht seine Frau nicht anders als seine Feindin, „ihre Liebkosungen als Fallstricke, und ihre Vorstel„lungen als Verführungen an. Meldet sich in sei„nem Herzen noch ein Rest der vorigen Liebe, so fa„stet und betet er, und zermartert sich, um sie völ„lig zu unterdrücken.“ Die Sache ist wahr, und ich könnte die Person nennen; genug aber, daß sie möglich ist. Verehlichte oder sonst durch andere Bande der Geselligkeit verbundene Personen können sich vor solchen unvorsichtigen Gewissensräthen nicht genug hüten, die unter dem Vorwande, Gott fodere eine vorzügliche Liebe gegen sich, wider alle erlaubte Zuneigungen vom Morgen in die Nacht eifern.

So bald man die Grundsätze zu hoch treibet, muß man nothwendig irre gehen, und man wird alsdenn auch die verführen, die man leitet. GOtt will eine vorzügliche Liebe. Er will sie allerdings, und ist berechtiget sie zu verlangen. Jedoch, der Satz selbst, sie soll **vorzüglich** seyn, setzt zum Grunde, daß er eine andere mindere gegen unsers gleichen, je nachdem wir mit ihnen verbunden sind, zugleich zuläßt. Ich sage zu wenig; er läßt sie nicht allein zu, er befiehlt sie so gar. Gott ist es, Jesus Christus selbst sagt es: Ein Mann soll sei-

nem Weibe anhangen. Sanct Paul, getrieben durch den heiligen Geist, empfiehlt den Männern, ihre Weiber zu lieben. Die Religion ist nicht gegeben, daß sie die Bande der Gesellschaft auflöse, sondern sie fester mache und heilige.

Zu strenge rathen, ist vielleicht eben so gefährlich, als zu gelinde. Die Wahrheit steht wie die Tugend zwischen zwey Enden in der Mitte; da muß man sie lassen, und nicht eine Pflicht zum Nachtheile der andern übertreiben.

Das Gemählde des **Theotimus**, welches bald auf das vorige folgt, ist fast von jedermann übel ausgelegt worden. Ich wollte blos einen Prediger mahlen, aber durchaus keinen römischen Priester; es ist daraus klar, weil ich ihm eine Frau gegeben. „Der andächtige **Theotimus**, heißt es, (*) „beklagt das Unheil der Kirche und weinet über ih„ren Verfall. Er geht zu allen die noch **wohlge„sinnet** sind, und ermahnet sie, den Rest des wan„kenden Glaubens zu unterstützen. Alle Prediger „haben die gute Sache verlassen; die Wahrheit „hat fast gar keine Verfechter mehr. Er glaubt „ein neuer Atlas zu seyn, der gekommen ist, den „Umsturz des Himmels zu verhüten, welcher ein„zufallen drohet. Was wäre es für ein süsser Trost „für ihn, wenn wenigstens seine **Frau** ihm hülfe „diese wichtige Last tragen. Allein die Ungläubige „wird durch seine frommen Seufzer nicht gerühret. „Sie folgt blindlings dem breiten Wege, worauf „sie sich von nachläßigen Lehrern leiten läßt, und „glaubt, daß sie zu ihrer Seligkeit nichts weiter zu

„thun

(*) p. 347.

„thun habe, als den römischen Gesetzen und ihres „Pfarrers Gutdünken zu folgen. Theotimus hat „sein bestes gethan, um ihr seine Einsichten mitzu„theilen; allein er hat nichts damit gewonnen, und „endlich bricht er los: Man schilt, man verflucht „sich, und beyde Ehleute hassen einander von Her„zen.“ Alle andere Gemählde will ich auslegen lassen, wie man will; bey diesem allein sollte mir es leid seyn, wenn man die Auslegung über meine Absichten ausdehnen wollte. Leser, die auf tiefsinnige Einsichten Anspruch machen, glaubten, sie verstünden mich schon bey den Worten: **Der guten Sache, wohlgesinnter Leute**; und ohne das Ende des Gemähldes zu erwarten, deuteten sie es schon im voraus auf eine zahlreiche Art Menschen, welche die Verläumdung schon mehr als zu viel angeschwärzet hat. Ich würde mich schämen, die Zahl dieser Verläumder zu verstärken. Dieses ist kein Wiederruf, sondern eine aufrichtige Erklärung der Gesinnung, in welcher ich es niederschrieb. Wider diese Leute überhaupt redete ich nicht; ich achte sie hoch, denn sie sind meine ersten Lehrer gewesen; sondern wider einige dogmatisirende Layen, die ohne Grundsätze, ohne Einsichten, thöricht, unverständig und schwärmerisch sind, und welche, anstatt der guten Sache, deren Anhänger sie seyn wollen, aufzuhelfen, sie mit solchen Waffen vertheidigen, die, wenn es möglich wäre, dem Evangelio selbst hinderlich seyn müßten.

Das Urbild zu diesem Gemählde war ein gemeiner Mann, den ich genau gekannt, der Stück vor Stück mit seiner Frau verfuhr, wie ich gesagt, und

noch weit schlimmer; aber dieß Urbild, dem ich den Namen **Theotimus** gegeben, war ein böser Kopf und ein heftiger Mann.

Der letzte Zug, den ich zu vertheidigen habe, ist ein kleiner unschuldiger Scherz, und es ist unmöglich, daß jemand sich darüber beleidiget finde. **Trimalicon** giebt seinem Sohne einen Lehrmeister; und damit dieser nicht etwan sein Amt zu weit treibe, und das Kind fähiger als den Vater abbilden möge, giebt dieser ihm seine Lehren. „Alles mit Sanft„muth, mein Herr, sagt er zu ihm. (*) Alles mit „Gelindigkeit. Ich will nicht, daß mein Sohn „sich zu todte studiere. Ein bisgen Latein mag er „lernen, das gebe ich zu. Aber kein Griechisch; „das Griechische ist schon tödtlich beym Anblick. Ich „habe nicht die Absicht, einen Doctor aus ihm zu machen; sondern er ist bestimmt, ein Präsident zu „werden, wie ich. Und wüßte ich auch gleich, ihn „zum Bischof zu machen, so glaubet mir, mein „Herr, daß eure Bischöffe keine Hexenmeister „sind.“

Man würde sich gewaltig irren, wenn man mir diesen Zug im Ernst übel nehmen wollte. Ich weiß es, die Hauptpersonen, die es angieng, haben Scherz verstanden, und am ersten darüber gelacht. Sie haben es eingesehen, daß ich den **Trimalicon** blos noch mehr lächerlich machen wollen, da ich ihm eine so unschickliche Rede in den Mund geleget.

Das

(*) p. 260.

Das fünfte Kapitel.

Blos moralische Sätze.

In diesem Kapitel habe ich mich nur noch über sehr wenige Stellen zu erklären, deren Rechtfertigung nun ganz leichte seyn wird. Denn, wenn man aus meinem Buche die vermeynten Anspielungen auf die Religion wegnimmt, so ist sein blos moralischer Theil wenigem Tadel unterworfen; und sein gutes Gerüchte ist von dieser Seite nicht geschmälert.

Der erste Artikel.

Was erlaubt und verboten ist.

Dieser ganze Artikel betrift die Leidenschaften sowol überhaupt als ins besondere.

§. 1.

Von den Leidenschaften überhaupt.

Ich würde niemals fertig werden, wenn ich alle die elenden Einwürfe, die man mir hierüber gemacht, stückweise durchgehen wollte. Was ich von den Leidenschaften sage, ist vielleicht am sorgfältigsten, genauesten und richtigsten in dem ganzen Werke geschrieben. Viel eher kann ich damit zu Ende kommen, wenn ich rund heraus sage, was ich sagen wollen; und hernach beweise, daß ich wirklich auch gesagt, was ich sagen wollen; und daß blos falsche und boshafte Auslegungen schuld sind, wenn man mir hierinnen tadelhafte Meynungen aufgebürdet.

Drey Viertheile meiner Gegner glauben, ich habe zwo Lästerungen gesagt, oder doch eine wiederholet, wenn ich in Ansehung des Unwesens, welches man insgemein den Leidenschaften beyleget, gesagt: (*) „Ich scheue mich nicht, zu behaupten, daß die Leiden„schaften unschuldig, und unsere Vernunft strafbar „ist. Und auf der folgenden Seite: Man schreyet „über die Leidenschaften, und die Vernunft ist es, „welche Schuld hat."

Der ganze Streit zwischen mir und meinen Gegnern kömmt aber auf die Zweydeutigkeit des Wortes Leidenschaft an. Und meine Gegner sind es, welche diesen Doppelsinn einführen, und sich mit Fleiß stellen, als verstünden sie mich nicht; oder die aus Vorurtheilen mich auch wohl wirklich nicht verstehen. Denn ich meines Theils habe den Doppelsinn sorgfältig vermieden, da ich eine Erklärung gegeben, was ich unter den Leidenschaften verstehe.

Ich weiß, daß man im Sprachgebrauche dem Worte zweyerley Verstand beyleget. Der eine ist buchstäblich, und der ist der rechte und wahre; der andere ist zusammen gesetzt, und mit dem Nebenbegriffe ihrer Verschlimmerung und Ausschweifung belastet; welche Bedeutung es blos in uneigentlichem Verstande haben kann.

Im ersten Verstande, der schon in der Ableitung des Wortes liegt, ist die Leidenschaft eine Bewegung des Instinctes, die in uns ohne Mitwirkung der Vernunft, des Verstandes oder Willens entstehet; denn eben deswegen nennet man sie **Leidenschaft**, um zu zeigen, daß wir sie in uns nicht selbst hervor-

(*) p. 33.

hervorbringen, sondern blos den Eindruck von aussen her empfangen. Wenn dieser Eindruck in die Seele gelangt, so wird die Vernunft ihn entweder untersuchen oder nicht; ihn billigen oder nicht; dabey beruhen oder ihn verwerfen; ihn einschränken oder sich ihm überlassen; und ihn entweder bey erlaubten oder verbotenen Dingen anwenden. Hat die Vernunft ihre Schuldigkeit schlecht erfüllet, so gewinnt die Leidenschaft die Oberhand; und in dem Falle ist sie vorsetzlich fehlerhaft, weil sie natürlich verderbt, oder übertrieben ist, oder beydes. In diesem verderbten Zustande haben einige ihr den Namen Leidenschaft gegeben, der ihr aber alsdenn nicht sowol zukömmt, als bey ihrer Entstehung; denn wenn der Instinct und die Vernunft zusammen kommen, so entstehet daraus eine überlegte Empfindung, wobey die Seele nicht blos leidet, sondern schon mitwirket. Es ist alsdenn keine blosse Leidenschaft mehr, sondern schon ein Laster.

Indessen, da gleichwol einige Moralisten das Wort Leidenschaft in dieser, andere in jener Bedeutung gebraucht; so war es nothwendig, sich darüber zu erklären und durch eine Namenerklärung zu bestimmen, in welchem Sinne ich es nehmen wolle. Das habe ich aber mit der genauesten Schärfe gethan, indem ich die Erklärung gegeben: (*) „Sie „sey eine unüberlegte Empfindung, deren Unterdrü„ckung ein Mensch nicht in seiner Gewalt hat."

Ich habe noch mehr gethan. Da man diese Erklärung, die ganz im Anfange steht, aus dem Gesichte verlieren konnte, so habe ich um grösserer Deut-

(*) p. 33.

Deutlichkeit willen gegen das Ende des Paragraphen ausdrücklich gesagt: (*) „Will man durch Leidenschaften lasterhafte und unmäßige Neigungen „verstehen, so verdamme ich sie; man suche sie zu „unterdrücken und zu ersticken, ich gebe es zu, und „man kann nicht besser thun.“ Betrachtet man sie aber **in ihrem Ursprunge**, wo sie nichts anders sind als Bewegungen des uns angebohrnen unschuldigen Triebes der Natur, so sind sie Gottes Werk, wofür man Ehrerbietung haben muß; und es ist ein Eingriff in die Vorsehung, wenn man sie wegzuräumen suchet; man muß nur ihren Gebrauch wohl einzurichten sich bemühen.

Klar wie der Tag ist es aus dieser letzten und viel andern in eben dem Paragraphen zerstreueten Stellen, daß ich hier die Leidenschaften nicht in ihrem zweyten uneigentlichen Verstande, wie einige thun, für Laster annehme, die aus dem Mißbrauche derselben entstehen; sondern, daß ich sie in ihrer einfachen buchstäblichen Bedeutung annehme, für **die ersten Bewegungen des Naturtriebes, der, ohne auf unsern Beyfall zu warten, uns antreibt, das Böse zu fliehn und das Gute zu suchen.** Von dieser Seite betrachtet, sage ich von den Leidenschaften, daß sie unschuldig sind; und dieß war der Beweis: „Die Empfindung, sage ich, (**) ist die „Seele der Leidenschaften. Die Empfindung ist „aber nicht frey. Man kann nicht lieben oder has„sen, wenn man will; sie kann also auch nicht straf„bar seyn. Unsre Leidenschaften sind nicht unser „Werk; wir fühlen sie in unserer zartesten Kindheit; „wir

(*) p. 40. (**) p. 33.

„wir empfinden, ehe wir denken. Es sind also Ge„schenke der Natur, oder besser zu sagen, Gaben „Gottes. Denn der Philosoph versteht nichts an„ders durch die Natur, als die wohlthätige Hand „des Allmächtigen.

An einem andern Orte, wo ich gleichwol noch immer aus eben den Grundsätzen über die Empfindung, als dem Keime der Leidenschaften, schliesse, heißt es: (*) „Die **Neigungen** sind nicht freyer „als die Gedanken. Sie entstehen mehrentheils „ohne daß der Wille Theil daran hat. Die aller„behutsamste Klugheit kann ihnen die Wurzel nicht „benehmen. Es würde auch eine überflüßige Arbeit „seyn; weil dasjenige, was nicht freywillig ist, auch „nicht strafwürdig seyn kann.“ Und auf der folgenden Seite: (**) „Die Leidenschaften selbst, wenn sie „auch unerlaubte Absichten haben, werden deswe„gen nicht strafbarer ohne Einstimmung des Wil„lens, weil die wiederholten Begierden, aus welchen „sie entstehen, nicht strafbar sind, wenn das Herz, „das sie erzeuget, sie sogleich verwirft.“

Heißt das die Leidenschaften verdächtiger Weise vertheidiget, oder ihr Verderbniß und ihre Uebereilung entschuldiget, wie man mir mit Ungrund aufgebürdet? Ich entschuldige die erste Bewegung auch bey den sträflichsten Leidenschaften. Ich kann nicht anders. Hat denn wol jemals ein Casuist behauptet, Versuchung sey Sünde? Nun ist aber die erste Bewegung zu einer sträflichen Leidenschaft nichts als eine Versuchung. Ueberdieses habe ich sorgfältig vor der Gefahr gewarnet, wenn dergleichen Bewegun-

(*) p. 62. (**) p. 64.

gungen öfters wieder kommen. Denn es heißt: (*) „Man hat aber Ursache zu fürchten, daß sie die „Seele durch ihre beständige Wirksamkeit verfüh„ren, sie nach und nach schwächen, und endlich so „weit bringen, daß sie zuletzt unters Joch kömmt, „und selbst zu ihrer Ueberwindung mit Hand an„leget.“

Um meine Vertheidigung dessen, was ich zum Besten den Leidenschaften gesagt, vollständig zu machen, setze ich noch hinzu: Da diese Eindrücke von dem sinnlichen nicht aber von dem geistigen Theile herrühren, so können sie keine moralische Richtigkeit oder Unrichtigkeit haben, bis die Vernunft dabey beruhet und ihnen Raum gegeben. Warum legten wir sonst auf die Handlungen der Kinder und Narren weder Belohnung noch Strafe, als darum, weil sie von dem blossen Naturtriebe gewirket werden, und weil bey ihnen keine Vernunft statt findet, die sie billigte oder vertreten könnte.

Wenn der natürliche Trieb blind ist, so sind es die Leidenschaften auch, denn sie sind sein Werk. Damit nun der Mensch von den Thieren unterschieden seyn möchte, so gab ihm Gott die Vernunft, daß sie die Leidenschaften beherrschen und einschränken sollte. Wenn sie diesen Auftrag nicht erfüllet, so ist sie schuldig und sträflich. Ich habe es gesagt und sagen müssen. Ist hier etwas, worüber man sich ärgern könnte? Wenn mein Pferd in des Nachbars Felde grasen geht, so wird man doch wol das Pferd nicht zur Erstattung anhalten.

Allein,

(*) ib. p. 64.

Allein, da die boshaften elenden Vernünftler in meinen Gedanken Gift finden wollten, so nahmen sie sich wol in acht, den Text ja nicht ganz dem Leser vorzulegen; sie liessen die Zweydeutigkeit des Worts Leidenschaft unberührt, und indem sie es mit dem nachtheiligen Zusatze ihres Verderbnisses annahmen, welches sie an sich selbst und ursprünglich nicht haben, gaben sie vor, daß ich ihnen das Wort redete, so scheußlich sie auch wären. Die Leidenschaften sind eine Art wilder Thiere, die man mit einer Ruthe in der Hand führen muß, wenn man sich ihrer bedienen will. Ich rathe meinen Lesern, es zu thun, und man giebt boshafter Weise vor, ich wolle, daß man die Ungeheuer liebkosen solle.

Gemeine Leser konnten bey der Doppelsinnigkeit des Worts Leidenschaft irre gemacht werden, ob ich gleich genugsam vorgebauet hatte; überdieß giebt man nicht immer gnug Achtung auf das, was man liest; und manchmal hüpft man auch gern über Stellen weg, die einen Autor rechtfertigen, damit man das Vergnügen haben könne, ihn zu tadeln. Man denkt, ihm etwas abgewonnen zu haben, wenn man ihn auf einem Fehltritte findet; man schilt und straft ihn; man läßt es ihn merken, man habe mehr Einsicht als er; und darüber kitzelt sich die Eigenliebe eines Tadlers gewaltig.

Nun muß ich noch auf den Scrupel einiger bedenklichen Theologen antworten. Denn ich kann es mir nicht verhalten, ich sehe wohl, worüber sie in dieser Stelle stutzig geworden. Sie sagen: Ist denn die böse Lust, welches Wort alle Leidenschaften zusammen genommen unter sich begreift, nicht eine

Folge

Folge und Strafe der Erbsünde? Und dennoch tritt dieser Mensch auf, sie zu vertheidigen und vor ein göttlich Geschenk auszugeben.

Diesen Theologen antworte ich: Ihr Eifer vor die reine Lehre ist gerecht, wenn sie wirklich angegriffen wird. Allein man kann unter diesem Vorwande einen guten Moralisten nicht gleich so übereilt tadeln, der vorsichtig ist, und nichts wider sie redet. Sie haben sich ohne Noth beunruhiget, weil sie, gleichwie die andern, bey dem zweydeutigen Worte Leidenschaft verstossen haben. Denn das thun sie, wenn sie die böse Lust mit der Leidenschaft verwechseln, wie sie in ihrem einfachen und ursprünglichen Verstande von mir angenommen wird. Durch die böse Lust versteht man verderbte Leidenschaften, und das Wort Leidenschaft in seinem einfachen ersten Verstande begreift kein Verderbniß in sich.

Allein wie sind denn die verderbten Leidenschaften in des Menschen Herz kommen? Gott hat sie mit ihrem Verderben gewiß nicht hinein gelegt. Er gab sie rein und unschuldig; denn man kann doch nicht behaupten, Gott habe sein Geschöpf selbst vergiftet. Dieses Verderben haben sie durch die geschwächte Kraft des freyen Willens erhalten, welcher nach dem Falle des Menschen nicht mehr stark genug war, die Leidenschaften zu regieren und zu zwingen. Man muß also das Verfahren Gottes in Ansehung des gefallenen Menschen erklären, wie der heilige Augustinus die Verstockung des Pharao und aller unbußfertigen Sünder insgemein erkläret. Gott wirket hierbey, sagt er, non infundendo malitiam, sed denegando gratiam; nicht so, daß er das Bö-

Böse eingiebt, sondern seine Gnade entzeucht. Wenn sich nun auch die Leidenschaften in böse Lüste verwandelt haben; so kömmt es doch nicht daher, weil Gott ihr über das Herz des sündigen Menschen eine grössere Stärke und Kraft gegeben, vielweniger, weil er ihm den verkehrten Sinn noch dazu verliehen; sondern daher, weil er dem freyen Willen mit seiner Gnade nicht mehr beystand, welche wenigstens den Leidenschaften das Gegengewichte hielt: So wurden sie kühner, und machten eine so grosse Zerrüttung (man verzeihe mir den Vergleich, der aus einem heidnischen Schriftsteller genommen ist,) als die Winde, die aus des Eolus Höle hervor brachen, in der Flotte des Aeneas anrichteten. Wenn es Gott gefällt, durch seine überwiegende Gnade dem freyen Willen seine ursprüngliche Kraft, und der Vernunft Stärke und Entschliessung zu geben; alsdenn werden die Leidenschaften nicht mehr schädlich seyn.

Der ganze Lerm, den man über meine Lehre von den Leidenschaften angefangen, kömmt auch am Ende auf eine kindische Frage an, die nur Worte betrift. War in dem Streite Davids gegen Goliath David stärker, oder war Goliath schwächer? Kömmt die Gefahr der Leidenschaften von ihrer Uebermacht über den freyen Willen, oder von der Schwächung des freyen Willens selbst? Ich glaube mit dem h. Augustinus und der ganzen Kirche das letztere. Ich fodere von Gott nicht, daß er mir die Leidenschaften abnehme, die der unsündige Mensch hatte, und er hatte, das Verderbniß ausgenommen, alle, die wir haben; sondern ich bitte ihn, daß er durch seine Gnade meine Vernunft stärke, damit sie ihnen Ein-

halt thue, oder sie zu seiner Ehre und meiner Seligkeit anwende; denn es hindert nichts, daß sie nichts dazu beytrügen, nach dem ich sie gut oder übel anwenden werde. Und, nachdem ich gesagt und bewiesen, daß die Leidenschaften, in meinem Sinne genommen, an sich nicht böse sind, setze ich dazu, sie sind so gar gut, nützlich und nothwendig. Und warum sollte ich das nicht auch sagen? Es folget aus meiner Lehre, und ich werde nicht davon abgehen.

Nehmet den Menschen seine Leidenschaften, so ist er eine blosse Maschine; und noch dazu eine Maschine, die nicht geht. Denn die Leidenschaften setzen nicht allein den thierischen Theil, sondern oft auch den geistigen Theil in Bewegung. Und je nachdem man ihm eine Leidenschaft nach der andern nimmt, je näher kömmt er der Unthätigkeit. Richtet sie aber ein und mäßigt sie alle; so werden alle sinnliche sowol als geistige Kräfte einstimmig nach einem Zwecke streben, und alle ihre Fähigkeiten und Tugenden sich auswickeln und wirksam werden.

Das will Herr D. S. nicht zugeben. Er spricht: Vergebens arbeitet man an einer Einrichtung, um sie zu brauchen; man muß sie ausrotten. (Noch viel vergeblicher wird man sie auszurotten suchen, es ist weder vernünftig noch möglich.) Denn, setzt er dazu, keine in ihrem Ursprunge lasterhafte Bewegung kann eine gute Wirkung hervor bringen. Nun sind aber ja die Leidenschaften nach meinem Sinne nicht lasterhaft, sie sind höchstens nur gefährlich, wie ich in der gleich darauf folgenden Stelle bemerke.

Ich weiß wol, daß Herr D. S. damit er nur Recht haben möge, anfängt und spricht: Wenn man

von

von Leidenschaften redet, muß man sie als Bewegungen sich vorstellen, die an sich selbst nach dem Bösen streben. Er hatte schon vorher gesagt: Man versteht unter der Leidenschaft selten eine billige und gemäßigte Verfassung des Gemüthes; es ist allemal etwas fehlerhaftes in dem Begriffe, den man sich von ihr macht.

Wenn Herr D. S. selber einen moralischen Traktat schreiben wird, so kann er die Leidenschaft erklären wie er will: Da ich aber geschrieben, so habe ich bestimmt, wie ich das Wort verstehe und annehme. Ist denn wol eine Leidenschaft nach meiner Erklärung unumgänglich ein Laster, und nothwendig strafbar? Das muß ausgemacht werden. Es ist irrig und unrecht, wenn man den Leidenschaften, in so fern sie blosse Naturtriebe sind, alles zur Last legen will, was ihnen eigen ist, nachdem sie aus Nachsicht der Vernunft in Laster ausgeartet sind. Wenn man sich angewöhnt, den Hunger und Durst ohne Maaß zu befriedigen, so wird Schlemmerey und Völlerey daraus, welches ein Laster ist: Sind aber deswegen Hunger und Durst an sich auch Laster?

Welch eine seltsame Forderung, man müßte den Gebrauch der Leidenschaften nicht einschränken und mäßigen, sondern sie lieber ausrotten. Also ist das grosse Buch des S. Senault über den Gebrauch der Leidenschaften ein unnütz Buch? Und es hat doch allgemeinen Beyfall erhalten. Ich sage es noch einmal, es ist eine seltsame Forderung. Es sollte mir leid seyn, wenn man mir einen solchen Satz vorzurücken hätte.

Dennoch hatte ich alle dem schon vorgebauet. Auf die Frage: (*) „Ob man immer im Stande „sey, den Gebrauch der Leidenschaften zu mäßigen; „ob die durch den Aufstand betäubte Vernunft nicht „manchmal sie im Zaume zu halten unfähig sey; „und ob man alsdenn nicht gestehen müsse, daß die „Seele in dem Stande einer Unvollkommenheit sey, „die man ohne Unbilligkeit Gotte beymessen könne, „welcher ihr gewiß mehr Gewalt über die Leiden„schaft hätte beylegen können; antworte ich: Un„streitig. Ich widerspreche weder dem einen noch „dem andern. Was den ersten Punkt betrift, gebe ich zu, daß die Seele sich in einem Zustande der Unvollkommenheit befinde: Deswegen aber hört es nicht auf wahr zu seyn, daß die Leidenschaften uns nur alsdenn schädlich sind, wenn wir drein willigen; und daß die Vernunft es ist, welche sie die Herrschaft über uns nehmen läßt. Was den andern Punkt anlanget: Ob man mit einigem Grunde diese Unvollkommenheit Gotte beymessen könne; darüber wollte ich nicht grade zu antworten, sondern sagte: „Wir wollen nicht untersuchen, was die Ursache ist, „warum unsere Leidenschaften, die in ihrem Ursprun„ge noch gut sind, sich in Unvollkommenheiten ver„kehren; wir wollen nur sehen, ob eben diese Unvoll„kommenheiten für sich selbst denn so wenig mit der „Güte Gottes bestehen können, der uns liebet.“ Nicht aber darum, als wenn ich die Ursache nicht auch gewußt hatte. Ich wußte gar wol, daß die Seele nicht immer so unvollkommen gewesen ist; daß sie zuvor selbst die Herrschaft über die Leidenschaft

(*) P. 41.

schaft hatte, welche diese nun über sie bekommen hat; daß Gott selbst sie so erniedriget habe, und daß er es gethan, um ihren Ungehorsam zu bestrafen. Das wußte ich, und hätte es in dem Texte auch sagen können: Allein ich wollte mich theologischer Wahrheiten nicht bedienen. Gnug ist es, ich habe ihnen nicht widersprochen. Und wenn ich auch gleich ausdrücklich gesagt hätte, die Herrschaft der Leidenschaften sey die Folge einer göttlichen Strafe; was konnte dieß bey der gegenwärtigen Frage für Einfluß haben? Ist es denn jetzund nicht noch eben so wahr, daß die Leidenschaften an sich nicht fehlerhaft sind, und daß sie nur alsdenn Laster werden, wenn die Vernunft sich ihnen nicht widersetzt. Ich weiß wol, daß man mir antworten wird, daß sie ohne förmlichen Beystand Gottes sich nicht kräftig widersetzen werde. Meinetwegen. Ich gebe es zu, denn ich glaube es sowol als mein Gegner. Alles das will soviel sagen: Ohne göttlichen Beystand werden die Leidenschaften zu Lastern, und alsdenn auch sträflich. Es wird also in allen möglichen hypothesen Fällen wahr seyn, daß die Leidenschaften nur alsdenn erst sträflich sind, wenn sie zu Lastern geworden.

Allein, anstatt daß die Leidenschaften zu Lastern werden können, sie ja eben so wol auch zu Tugenden werden. Denn, auch theologisch davon zu reden, (welches ich in den Sitten nicht thun wollte) wenn gleich die Herrschaft der Leidenschaften über die Seele für eine Folge der göttlichen Bestrafung erkannt wird; so kann Gott dennoch dieses zu unserm Besten wenden: Und so ist auch in der That das

Bezeigen Gottes gegen uns. Ich sage auch in eben dem Paragraphen: (*) „Wir haben oben, bey Be„trachtung der Bedürfnisse unsers Körpers ange„merket, daß sie die Quellen aller unserer Ergetzun„gen sind. Sollte es nicht mit den Leidenschaften „in Ansehung der Seele eben die Beschaffenheit ha„ben? Für einen rechtschaffenen Menschen, der be„mühet ist, seine Laster mit der Wurzel auszurotten, „ist dieses ganz gewiß wahr. Ein Geometra (Erd„messer) freuet sich, wenn er vermögend gewesen ist, „eine dunkle und versteckte Aufgabe aufzulösen: „Wie viel empfindlicher muß einem weisen Herzen „das Vergnügen seyn, wenn es nach einem scharfen „Streit eine widerspenstige Leidenschaft besieget, und „zu sich selbst sagen kann: Ich bin nun endlich so „viel besser geworden, ich bin den Augen meines „Gottes gefälliger, ich bin ihm ähnlicher!

Um deswillen werfe ich auch diese Frage auf: (**) „Woferne aber der Mensch dergleichen Kampf nicht „nöthig hätte, würde er denn dem Himmel nicht eine „Verbindlichkeit mehr haben?“ Und antworte darauf: „Das weiß ich nicht, und darf mich deswegen „nicht beunruhigen; wenigstens aber würde der „Mensch ein Verdienst weniger haben.“ Ich sagte, ich brauche mich deswegen nicht zu beunruhigen, damit ich mich nicht in die Frage von dem Stande der blossen Natur, die man in den Schulen abhandelt, einlassen dürfte. Es haben Theologen behauptet: Gott konnte den Menschen so erschaffen, daß er alle dem Elende und den Schwachheiten unterworfen war, denen er jetzund zur Strafe seiner Sünde erst ausgesetzet ist.

(*) p. 42. (**) ib.

ist. Allein die Fragen über das, was Gott kann oder nicht kann, sind allemal verwegen und unverschämt, und es ist der Vernunft gemäßer, in dem göttlichen Zorne eine Ursache zum Verderben des menschlichen Herzens zu finden, als anzunehmen, daß sein Verderbniß schon ein Werk der Schöpfung sey.

Man hat mir auch diese lächerliche Einwendung gemacht: Ob ich nicht wenigstens gestünde, daß die Leidenschaften vor die Seligkeit so wol als die Sitten gefährlich wären? Allein ich frage den, der sie gemacht hat, ob er nicht zugesteht, daß gefährlich und sträflich oder sündlich nicht einerley sey. Und auf seine Frage zu antworten, kann ich ihm zehn Stellen weisen, wo ich von der Leidenschaften Gefahr geredet; insbesondere die ich schon angeführt habe. (*) So unschuldig sie auch in ihrem Ursprunge seyn mögen, so sey doch zu befürchten, daß sie die Seele durch ihre beständige Wirksamkeit verführen, sie nach und nach schwächen, und endlich so weit bringen, daß sie zuletzt unters Joch kömmt, und selbst zu ihrer Ueberwindung mit Hand anleget. Bey dieser einzigen Stelle will ichs aber bewenden lassen, damit dieser Paragraph, der vielleicht schon allzulang ist, einmal zu Ende komme.

§. 2.

Von der Liebe.

Von dieser Materie habe ich nur ein Wort hier zu sagen, weil ich im 5. Artikel dieses Kapitels, der von dem vorgegebenen Epicurismus der Sitten handelt,

(*) p. 63.

delt, weitläuftiger seyn werde. Dieses Wort betrift folgende Stelle, die niemand tadeln konnte, der nicht allen rechtschaffenen und zärtlichen Gesinnungen einen Scheidebrief gegeben: (*) „Die Vereinigung zweyer Verliebten ohne Tugend ist keine „Liebe; sie ist eine verhaßte Vergesellschaftung zur „Gemeinschaft mit Lastern, deren sie sich beyde unter einander gleich theilhaftig gemacht." Bey diesem Ausdrucke erhebt sich Herr **Premontvel** und schreyet: Welch ein falscher und zugleich so elender Satz als der, den **Quintilian** und seine Anhänger aufbringen; daß keine Beredsamkeit ohne rechtschaffenes Wesen seyn könne. Und mit diesem Ausrufe glaubt Herr **Premontvel**, er habe diesen Ausdruck getadelt. Allein der andere Theil dieser Stelle, wovon er kein Wort sagt, zeigt meine Meynung so genau an, daß ich glaube, er habe einer Erklärung, die ausführlicher wäre als sein Tadel, gar nicht nöthig. Allenfalls werden es die folgenden Gemählde noch weiter erklären. (**) „**Agathon** findet Geschmack an **Cephisen**. **Agathon** ist ein „kleiner, eingebildeter und steifgesitteter von Adel, „der den Kopf hoch träget, und auf den Zehen geht. „Will er seine Blicke auf einen Gegenstand lenken, „der ihm nicht gerade gegen über ist, so drehet sein „Kopf, der auf dem Zapfen nicht wohl eingepasset „ist, sich mühsam, ihn zu suchen, herum, und bleibt „auf dem halben Wege; sein Augapfel, der sich träge bewegt, vollführet die Handlung, und thut es „mit Widerwillen. Stolz über seinen Adel, und „seine Kutsche und Pferde, verachtet er alle Geschick-

(*) p. 35. (**) ib.

„lichkeiten, und vergönnet nur denjenigen sie zu er„werben, die unter seiner Sphäre sind, und kein an„der Mittel wissen, sich aus ihrem Nichts hervor „zu ziehen. Der Gedanke von Gott ist ihm be„schwerlich, weil er ihn an ein Wesen erinnert, das „höher ist als er; gegen alle gesellige Tugenden hat „er einen Widerwillen, weil sie ihn zu gewissen Eh„renbezeugungen verbinden könnten; die Billigkeit „ist gar seine Sache nicht, weil sie seine vermeynte „Rechte einschränken möchte. Er ist dabey ruch„los, hart und eigennützig, falsch in seinem Verspre„chen, treulos in seinen Verpflichtungen, und aller „Zärtlichkeit, alles Mitleidens und aller Erkennt„lichkeit unfähig. Er ist nicht ein Frevler, der durch „die Gewalt eines heftigen Temperaments hinge„rissen wird, sondern ein Thor, der sich viel dünket, „ohne sich die Mühe zu geben, tugendhaft zu seyn.

„Cephise ist eitel und herrschsüchtig; dreyßig „Liebhaber sind zu ihren Füssen, und sie leidet sie da, „weil sie dieselben als so viele Siegszeichen ihrer Rei„zungen ansieht. Ein einziger wird gekrönet wer„den, alle aber haben sie angebetet. Sie herrschet „als ein Monarch, jene gehorchen als Sclaven, und „um ihre unumschränkte Gewalt desto höher zu trei„ben, ertheilet sie keine andere, als die seltsamsten „und eigensinnigsten Befehle. Diejenigen, die un„ter ihren Anbetern am niederträchtigsten kriechen, „schmeicheln sich, den Sieg davon zu tragen; sie be„trügen sich aber. Sie fordert eine unbegränzte „Ehrerbietung, und verachtet die, so ihr solche ge„ben. Sie kennet die Merkmale wahrer Verdien„ste nicht; sie urtheilt nur von Geschicklichkeiten nach

 „der

„der Einbildung; von dem Adel nach den Titeln; „vom Verstande nach spitzigen Einfällen; von der „Liebe nach verliebten Narrenpossen; und ist übri„gens ohne Religion, ohne Sitten und ohne zuver„läßigen Geschmack. Wie viel Aehnlichkeit mit dem „Agathon! Und auf eben diesen fällt auch ihre „Wahl. Was kann doch das Band einer solchen „Vereinigung seyn? Die Liebe? O nein! Nichts „als ein Vertrauen, daß das Verdienst des einen „den Verdienste des andern keine Schande brin„gen."

§. 3.

Vom Hasse.

Hört meine Tadler, ohne mich zu lesen, so werdet ihr glauben, daß ich ihn anpreise. Aber leset mich, so werdet ihr sehen, daß ich ihn schelte. „Der Haß, „heißt es (*) ist für sich nicht strafbar; denn es „giebt hassenswürdige Gegenstände. Man hasse „aber nichts als diese, und erstrecke den Haß nicht „bis zur Rache."

Der Haß, sagt Herr D. S. ganz gelehrt, falle worauf er wolle, ist ein wirklicher Fehler. Warum sagt denn aber Salomon, der vom heiligen Geiste getrieben ist, an so vielen Stellen: Drey Dinge hasse ich, und dem vierten bin ich gram? Da ist nun schon ein Haß, der ungestraft auf häßliche Dinge fallen kann.

Man wird sagen: Er müsse niemals auf Personen fallen. Es sey. Allein es entstehet doch manchmal in uns eine kleine Bewegung von Unwillen, Abnei-

(*) p. 39.

Abneigung, **Verbitterung** gegen einen Uebelthäter, Schelm oder Betrüger, ohne daß wir sie vermeiden können, und folglich, ohne daß sie für sündlich könne gehalten werden? Was sind aber Unwillen, Abneigung und Verbitterung anders, als Keime des Hasses. Alles was man von diesen ersten Anfällen sagen kann, ist, daß man ihnen nicht Raum geben müsse; daß die Seele sich dabey nicht aufhalten, und ein Wohlgefallen darüber empfinden müsse. Sie muß auf Mittel denken, daß diese schleunigen Anfälle nicht zu überlegten Gewohnheiten werden. Und diese Mittel wider einen angewohnten Haß habe ich selbst der Länge nach in meinem Werke angegeben. (*) „Ein Mensch, der wahre Menschenliebe hat, kann es nicht weiter „bringen, als daß er eines andern Menschen „Freund nicht mehr ist, er wird aber niemals sein „Feind werden.“ Und kurz darauf: (**) „Wenn „eine Leidenschaft euch zu einiger Gewaltthätigkeit „gegen einen Menschen reizet, so werft geschwinde „die Augen auf ihn, und erkennet an ihm das Zei„chen göttlicher Hand und euer eignes Bild; dieß „wird gewiß eure Hitze mäßigen. Saget nicht zu „Gott, wie **Cain** soll gesagt haben: Soll ich mei„nes Bruders Hüter seyn! Ja freylich sollt ihr sein „Hüter seyn; und er verbietet euch nicht allein, ihm „nichts Böses zu thun, sondern er will auch, daß „ihr ihm nach alle eurem Vermögen dienen sollet.“ Man sieht hieraus, daß ich dem Hasse nicht heftiger anhänge, als meine Gegner. Wenn ich aber ja Lust bekäme jemanden zu hassen, so wären sie es, indem

(*) p. 295. (**) p. 301

dem sie mich durch offenbar falsche und verläumderische Beschuldigungen verschwärzen. Es ist einer unter ihnen, sage ich bey mir selbst, um sie zu entschuldigen, den ich für boshaft halte, der aber vielleicht nur thöricht ist.

§. 4.

Vom Zorne.

Ich habe dem Zorne, der zur äusersten Hitze ausbricht, eben so wenig als dem Hasse das Wort geredet. Wenn ich gleich sage: Der Zorn ist eine Bewegung des Gemüthes, wodurch es heftiger Ausbrüche fähig wird, die manchmal nothwendig sind, und die nicht würden erfolgt seyn, wenn es nicht wäre aus seiner Gelassenheit gekommen; er ist einem guten Vater, einem gedultigen Lehrer, einer gelinden Obrigkeit nützlich, welche ohne ihn viele Fehler vergeben würden, die man strafen soll: So habe ich dadurch wol eine gemäßigte Bewegung, aber nicht die äuserste Hitze entschuldiget.

Zu meinem grossen Glück hat der königliche Prophet in einem Psalme gesagt: Irascimini & nolite peccare; zürnet, aber sündiget nicht. Sonderbar ist es, daß dem Herrn D. S. diese Stelle nicht eingefallen; noch sonderbarer aber, daß er glaubt, er habe mich wegen dessen, was ich vom Zorne sage, mit Grunde getadelt. Alle göttliche und menschliche Gesetze kommen darinnen überein, daß sie die ersten Bewegungen des Zorns entschuldigen, was für Folgen er auch nach sich ziehe. Um so viel eher kann er verziehen werden, wenn die Person, die ihn

fühlet,

fühlet, sich durch die zu grosse Hitze, welche die Vernunft verdammt, nicht hinreissen läßt.

Allein, welch ein Mangel der Aufrichtigkeit ist es an diesem Gegner, daß er seine Betrachtung mit diesen Worten beschleußt: Kann wol der Kaltsinn, der bey allen Handlungen der Vernunft ist, mit den schädlichen Ausbrüchen des Zorns verglichen werden? Eben als wenn ich sie mit einander verglichen hätte; und er hat doch die unmittelbar darauf folgende Worte meines Textes vor Augen: Wenn man sich denselben ohne Grund hinreissen läßt, so ist es Jachzorn, und wenn man ihn zu weit treibet, so ist es Wut. Und nun glaube man künftig den Tadlern auf ihr Wort.

§. 5.

Vom Afterreden.

Es ist unsinnig, daß man mich zum Lobredner der Verläumdung machen will; noch viel unsinniger aber, daß man diese Beschuldigung mit solchen Stellen rechtfertiget, wo ich sie ausdrücklich verwerfe. Ich sage: (*) „Ich kann ohne Verletzung meines Gewissens erfahren haben, was Phoedimus für Liebeshändel hat; ich thue aber unrecht, so bald ich sie ausschwatze.“ Mich dünkt, daß heißt sich über die Verläumdung ganz deutlich erkläret. Indessen weil Herr D. S. Lerm machen wollte, so hat er mich darüber angegriffen. Bey den Worten: Ohne Verletzung meines Gewissens, nimmt er mich vor, und spricht: Wenn man solche geheime Nachrichten anhöret, so versteht es sich, daß man sie mit einem gewissen Vergnügen anhöre.

Aber,

(*) p. 82.

Aber, wer redet denn mit dem Herrn D. S. von angehörten Verläumdungen? Ich sage ihm ja weder daß ich sie gehört, noch daß ich sie nicht gehört habe; denn davon war die Rede nicht. Ich hatte fest zu setzen: Wenn ich von jemanden böses weiß, ich mag es erfahren haben wie ich will, so soll ich es nicht ausbreiten. Er aber läßt den Hauptsatz fahren, und verdirbt seine Zeit damit, daß er behauptet, ich hätte die geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln des Phoedimus nicht mit Unschuld anhören können; und er rechnet es mir als einen Fehler an, daß ich sie weiß; und daraus nimmt er Anlaß, eine kaltsinnige Rede darüber zu halten, daß es böse sey, Verläumder anzuhören. Es ist mir leid, daß das, so ich ihm zu sagen habe, nicht allzuhöflich ist: Mich dünkt aber, hier könne man ganz eigentlich sagen, er wisse nicht was er rede.

Ich glaube wol, daß er es zu spät wahrgenommen habe, daß ihm dieser Text nicht gnug Anlaß gebe, mich für einen Freund der Schmähsucht auszugeben. Er hat also andere gesucht, und da er keinen gefunden, selbst einen gemacht. Ich sagte, etwas weiter hin: (*) „Daß man jemandes Ehre „angreift, indem man entweder einen Fehler von „ihm bekannt machet, den er begangen, oder indem „man seine heimlichen Laster entdecket, ist eine Hand„lung, die an und für sich **gleichgültig** ist.“ Und Herr D. S. läßt mich sagen, es sey eine Handlung, die an und für sich **nothwendig** ist. Ein Buch, worinn ein solcher Unsinn steht, verdiente, daß mans ins Feuer würfe. Herr D. S. wird doch zugestehen,

(*) p. 83.

hen, daß eine solche Veränderung ein wenig stark sey. Gern wollte ich glauben, es sey ein Druckfehler: Allein, etwas hitzige Widersacher sind solchen Vergehungen unterworfen, und seine Anmerkungen über diese Stelle sind Folgen seiner Verfälschung; oder er müßte die Gabe, unvernünftige oder Trugschlüsse zu machen, in hohem Grade besitzen. Es ist einmal für allemal wahr, daß er unter dem Vorwande, mich zu widerlegen, kein Ende finden kann mit seinen gewiß übel angebrachten Anmerkungen über das Gefährliche der Verläumdung; weil der ganze Paragraph, aus dem die getadelte Stelle genommen, eine Declamation wider die Schandflecker ist; und weil, nach den strengesten Gründen über diese Materie, ich die Schmähsucht ohne alle Bedingung verdamme, und die freundschaftlichen und dienstfertigen Nachrichten blos erlaubte, (ich hätte sie wol gar anpreisen können:) Denn man würde sehr unrecht thun, wenn man diese unter die Verläumdungen rechnen wollte. Man lese die Stelle, sie rechtfertiget sich selber; oder besser zu sagen, sie bedarf keiner Rechtfertigung. (*) „Daß man je„mandes Ehre angreift, indem man entweder einen „Fehler von ihm bekannt machet, den er begangen, „oder indem man seine heimlichen Laster entdecket, „ist eine Handlung, die an und für sich gleichgül„tig ist. Sie ist erlaubt, und zuweilen selbst noth„wendig, wenn es entweder denenjenigen zum Be„sten geschicht, die man anklagt, oder zum Nutzen „derer, denen die Entdeckung geschicht.“ Man thut „wol, wenn man einem Vater von den Ausschwei-

„fungen

(*) p. 83.

„fungen eines ungerathenen Sohnes Nachricht gie„bet; wenn man einem Abte oder Prior eines Klo„sters die Unordnungen eines liederlichen Mön„ches entdecket; wenn man einen Staat oder den „Fürsten von den verwegenen Anschlägen eines un„ruhigen Unterthanen unterrichtet; und die Bos„heiten, die ein gefährlicher Heuchler sorgfältig ver„birget, der Welt bekannt machet, und dieses be„sonders, wenn man sich schon vergebens bemühet „hat, durch liebreiche Vorstellungen den Schuldi„gen auf bessere Wege zu bringen. Dieses heisset „nicht eigentlich afterreden. Man verstehet darun„ter gemeiniglich eine höhnische Stachelrede, die „gegen einen Abwesenden gesagt wird, in der blos„sen Absicht, ihn zu verläumden und zu verkleinern. „Es begreift dieser Ausdruck die Schmähschriften „unter sich, welche eine desto strafbarere Art vom „Afterreden sind, weil sie einen so viel stärkeren und „länger daurenden Eindruck machen, und daher „auch bey allen gesitteten Völkern als ein Staats„verbrechen aufs schärfste geahndet werden.

§. 6.
Von den Lügen.

Ueber die Lügen hat man mich für strenge, ja für zu strenge gehalten; ich glaube aber nicht, daß man es hierinnen sagen könne. „Wären unsre Seelen „blosse Geister, heißt es, (*) die von aller Verbin„dung mit dem Körper frey wären, so würde die „eine in dem Innersten der andern lesen; die Gedan„ken würden sichtbar seyn. Man würde sich diesel„ben

(*) p. 162.

„ben unter einander ohne Beyhülfe der Sprache „mittheilen, und es würde sodann das Gebot der „Aufrichtigkeit unnöthig seyn. Um dieser Mitthei„lung der Gedanken, deren Freyheit unser Körper „im Wege ist, so viel als nöthig zu Hülfe zu kom„men, hat uns die Natur die Fähigkeit verliehen, „deutliche und vernehmliche Töne von uns zu geben. „Die Zunge ist ein Dollmetscher, durch dessen Hül„fe sich die Seelen mit einander unterhalten, und „sie ist strafbar, wenn sie ihnen nicht treu dienet, eben „so, wie ein ungetreuer Dollmetscher, der seine Dien„ste verrätherisch thut. Ferne von uns alle gekün„stelte Doppelsinnigkeiten, alle Zweydeutigkeiten, „alle Ausflüchte, alle geheime Vorbehaltungen in „Gedanken, welche viel geschickter sind, die Lügen „zu vermehren als sie zu verhindern. Man lüget „allemal, so oft man mit Vorsatz dem andern Ge„legenheit giebet, dasjenige für wahr zu halten, „was man falsch zu seyn weiß, und dasjenige als „falsch zu glauben, was man wahr zu seyn versi„chert ist."

Diese Grundsätze der Wahrhaftigkeit sind so richtig, daß ich nicht für nöthig finde, denen zu antworten, welche sie angegriffen. Allein die Anwendung, die ich in dem folgenden Absatze auf den Abraham gemacht, braucht einige Vertheidigung. „Abra„ham log, heißt es, (*) wie er aus falscher Klug„heit seine Frau beym Abimelech und beym Pharao „für seine Schwester ausgab. Wenn sie auch gleich „seine Verwandte war, so war dennoch seine Auf„richtig-

(*) p. 163.

„richtigkeit dadurch nicht geschützet, (d. i. vor An„fällen sicher.) Indem er sie für seine Schwester aus„giebt, bewog er zu glauben, sie wäre seine Frau „nicht; und das war Abrahams Absicht."

In dieser Stelle, worüber einige fromme Leute sich geärgert, muß man zweyerley unterscheiden; den Ton, in dem sie vorgetragen ist, und die Lehre, die sie enthält. Der Ton ist weltlich und satyrisch, und macht einen nachtheiligen Begriff von einem Patriarchen, den die jüdische Nation als das Vorbild und den Vater aller Gläubigen in Ehren hält. Sie läßt sich also von dieser Seite nicht retten. Und zum Beweise, daß ich das mißbillige, was in Ansehung seiner unanständig ist, will ich sie nicht noch einmal hersetzen.

In Ansehung der Lehre aber, wollen wir zuförderst sehen, ob ohne Rücksicht auf den Abraham, nach den gemeinen Grundsätzen der Moral, ein Mensch, der sein Weib für seine Schwester ausgiebt, gesetzt auch sie wäre seine Schwester oder Verwandte, wann sie ihm geraubt würde, und er sie nicht als sein Weib zurück foderte, ob ein solcher Mensch durch sein Stillschweigen und Stillsitzen andern nicht Anlaß giebt, zu glauben, sie sey in der That nur seine Schwester; und ob, diese Absicht zu vorausgesetzt, man nicht Ursache hat, sein Verfahren für nicht aufrichtig zu halten. Dieses wird jedermann, auch sogar die Vertheidiger Abrahams, eingestehn. Die ganze Welt, ausgenommen der Beleuchter, der meine Lehre von den Lügen auslachte, als ein Mann, dem daran gelegen ist, daß die Lüge geduldet werde. Die ganze Welt, sage ich, wird meinem

nem Satze beyfallen: „Daß es allemal eine Lüge „sey, wenn man andern mit Willen Anlaß giebt, „etwas, von dessen Unwahrheit man versichert ist, „für wahr zu halten, und so auch umgekehrt.“ Wenn man aber die Anwendnng auf Abraham in gegenwärtigem Falle macht, ingleichen auf Isaac in einem ähnlichen, und auf Jacob, der unter Esaus Namen sich von seinem Vater segnen ließ; so sind darüber die Ausleger nicht einig.

Etliche nehmen an, die Patriarchen hätten aus göttlicher Eingebung gehandelt, und uns sey nicht erlaubt, darinn nachzuforschen. In dem Falle ist die Frage vor die meisten Menschen schon entschieden, und braucht weiter keiner Anwendung auf die Patriarchen.

Andere thun der Kraft der Worte Gewalt, indem sie in zweydeutigen Sätzen Wahrheit finden wollen; und entschuldigen Lügen zum Nachtheil der Aufrichtigkeit.

Noch andere endlich nennen das Falsche falsch; und begnügen sich zu sagen, die heilige Geschichte, so wie jede andere, führe die Sachen an, ohne sie zu preisen: Die Blutschande des Juda mit seines Sohns Wittib der Thamar werde nicht als ein gutes Werk vorgestellet; die in den heiligen Büchern von den Patriarchen erzehlte Handlungen seyn alle zuverläßig, aber nicht zuverläßig gut oder heilig.

Ich gestehe, daß ich mich gern auf diese Seite schlagen möchte, wo man ohne die Achtung, die man der H. Schrift schuldig ist, zu verletzen, doch auch die Reinigkeit der Moral aufrecht erhält, welche vornemlich in dem Puncte der Aufrichtigkeit

keine Ausnahme oder Nachsicht statt finden läßt. Diese höheren Absichten und ausserordentliche Wege sind wenigstens verdächtig und nicht ohne Gefahr vorzutragen. Fanatische Leute können sie mißbrauchen.

Doch sey ihm, wie ihm wolle; ich bin bereit die Meynung hierinnen anzunehmen, von der man zeigen wird, daß die allgemeine Kirche sie den andern allen vorgezogen: Ich fodere aber Beweise, ehe ich in der Moral nachgeben kann.

Der zweyte Artikel.

Von den Pflichten.

Da dieser Artikel keine Abhandlung von den Pflichten seyn soll, so will ich sie hier nicht alle durchgehen, sondern dem Leser drey oder vier angefochtene Stellen aus den Sitten mit schicklichen Erklärungen vor Augen legen, welche die Pflichten überhaupt, und ins besondere die ehliche und kindliche Liebe betreffen.

§. I.

Von den Pflichten überhaupt.

Davon sage ich unter andern: (*) „Sie sind „mit unauslöschlichen Buchstaben in unser Herz ge„schrieben. Wer diese Schrift darinnen nicht lieset, „dem fehlt es nicht an der Schärfe des Gesichts, „um sie zu unterscheiden; sondern es kömmt nur da„her, daß er nicht darnach sieht; und scheint sie ja „zuweilen ausgelöscht, so sind das doch nur flüch„tige Augenblicke, die gleich vorbey sind.“ Durch vieles

(*) p. XXXV.

vieles Drehen und Wenden dieser Worte, die an sich nichts verwerfliches zeigen, hat man endlich herausgebracht, daß ich vermuthlich die Vergessenheit unserer Pflichten für eine Folge der Erbsünde halte. Zum Unglück aber läßt sich dieser Schluß aus meinem Texte durchaus nicht folgern. Ich habe blos sagen wollen, und es war sehr gut zu sagen: Der Mensch kann und darf sich niemals mit der Unwissenheit entschuldigen, wenn er seine moralischen Pflichten hintangesetzt; und ich sehe nicht, was die Moral gewinnen würde, wenn man das Gegentheil annehmen wollte.

Zwo Seiten weiter hin sage ich: (*) „Wenn auch „alle Menschen gottlos wären, so würde ich dennoch „deswegen nichts weniger versichert bleiben, daß „sie die Tugend kennen, so lange nur noch Heuch„ler unter ihnen sind. Denn eben diese, ob sie „gleich selbst gottlos sind, zeugen für das göttliche „Gesetz, welches sie übertreten, indem sie sich stel„len, als ob sie ihm nachlebten.

Herr **Rousseau** zu Genf hält diese Gedanke für unrichtig, weil er sich Leute vorstellen kann, die in der Moral Heuchler seyn könnten, ohne daran zu glauben. Und er ist sonder Zweifel so viel davon überzeugt, seitdem er selbst solche Leute angetroffen, die unter dem Vorwande, die Moral, welche sie nicht kennen, zu rächen, ihn aufs ärgste beleidiget, da er doch sie so gut kennet und so nachdrücklich davon redet. Das sind aber so seltene Fälle, daß man daraus nichts folgern kann, und sie erscheinen nur bey besondern Nebenabsichten. Es ist dem unge-

 achtet

(*) p. XXXVII.

achtet immer noch wahr, daß insgemein ungerechte, heftige, harte, sinnliche Menschen immer eine geheime Hochachtung gegen alle rechtschaffene, gelinde, sanftmüthige und mäßige Leute empfinden, und selbst gern dafür wollen gehalten seyn. Und das ist es alles, was ich sagen wollte. Wenn ich immer mit so freymüthigen Leuten als Herr Rousseau etwas auszumachen hätte, würde ich bald mit ihnen übereinkommen, wenn ich auch meine Meynung sollte fahren lassen.

§. 2.

Von der ehelichen Liebe.

Wenn ich mich selbst mit kaltem Blute und unpartheyisch wieder lese, so kömmt mir immer noch vor, daß wider folgende Stelle nichts zu sagen sey: (*) „Die Liebe, und insonderheit die ehliche Liebe, „nährt sich von Liebe. Ein Liebhaber, der erst ein „Herz zu gewinnen sucht, hat in der Hofnung Nah„rung genug für seine Flammen; so bald aber das „Herz besiegt ist, so hat er Recht, Gegenliebe und „Beständigkeit zu erwarten. Das heilige Band „der Ehe berechtiget ihn noch mehr dazu, und macht „unter Eheleuten aus der Pflicht einander zu lieben „eine Religionspflicht; jedoch mit der Bedingung, „daß die Liebe beyderseitig seyn soll." Denn die Religion selbst gebeut nichts unmögliches. Man hat aber darinnen finden wollen, daß ich den Ehleuten sich unter einander zu lieben nachliesse. Jedoch ich weiß nicht, warum man nicht einsehen wollen, daß die Liebe, die ich Verehlichten nachlasse, dieje-

(*) p. 252.

diejenige sey, nach welcher man verliebt ist, nicht aber die Nächstenliebe, dieß allgemeine Band der Zuneigung und des Beystandes, den jeder seinem Nächsten schuldig ist, auch dem, über den er sich zu beklagen hat; denn von dieser letzten ist niemand ausgenommen. Eben dieser Schlüssel, wenn man ihn brauchen wollte, würde den wahren Sinn der angefochtenen Stelle von der Liebe gezeiget haben: Dieser Punct ist aber so wichtig nicht, daß er einer besondern Abfertigung bedürfte.

§. 3.
Von der kindlichen Liebe.

Ich kann es wol sagen, daß nicht leicht jemand weiter gehen kann als ich, in der Lehre sowol als in der Ausübung der zärtlichen und natürlichen Zuneigung zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern. Mein Buch, welches in verschiedenen Puncten mit Grunde getadelt worden, ist voll Liebe, Zuneigung und Zärtlichkeit. Es hat mich auch im Herzen betrübt und verdrossen, daß meine Tadler aus Bosheit meine Gesinnungen über die kindliche Liebe beschmitzen wollen. Wenn ich auch hierüber etwas unrichtiges gesagt hätte, so sind doch genug Stellen da, die es berichtigen, und es ist lauter Bosheit, daß man sich dessen zu der Beschuldigung bedienet, als suchte ich die kindliche Liebe in dem Herzen auszulöschen.

Die erste Stelle, die man gemißbraucht, ist eben die, wo ich Gott als einen Vater anzusehen rathe, um sich zur Liebe Gottes zu ermuntern. Schon daraus konnte man nicht annehmen, daß ein Sohn

seinen Vater eben nicht lieben dürfe: Allein, um die Vergleichung näher zu bestimmen, und Gott nicht neben solche Väter zu stellen, die es nur so wenig sind als es möglich ist, fange ich an, und sage: (*) „Wir wollen nicht von dem Antheile spre„chen, den ein Vater an der Geburt seines Kindes „hat; denn ich sehe nicht, daß ihm deswegen eini„ge Dankbarkeit gebühre. u. s. f. Er kann solche „nicht anders verlangen, als in so fern er die Pflich„ten erfüllet, welche die Natur mit diesem Namen „verbindet." Man hat einsehen müssen, und man hat auch eingesehen, daß ich nur so viel sagen wollen: Ein Sohn ist einem Vater nichts schuldig, der für ihn weiter nichts gethan, als ihm das Daseyn gegeben; nicht aber habe ich überhaupt gesagt, wie es der Autor des Lustspieles, die Philosophen, in seiner flüchtigen Vorrede falsch anführt: Ein Sohn sey einem Vater keinen Dank schuldig dafür, daß er ihm das Leben gegeben. Denn auch schon dieses Geschenk verdienet unendlichen Dank, wenn die nachfolgende Sorge des Vaters dem Sohne sein Leben theuer und werth macht. Diese Sorge wirket zurücke in die Wohlthat der Erzeugung, und giebt ihr einen viel höhern Werth. Und obgleich dieser Gegenphilosoph sich stellt, als ob er meine eigne Worte anführe, so ist er dennoch ein falscher Zeuge. Ich würde mir übrigens die Mühe nicht nehmen, diese Stelle zu retten, wenn ich nur ihm allein davon Antwort zu geben hätte. Ich mache mir eine Ehre daraus, daß er wider mich ist, und halte dafür, daß diejenigen, welche ihn kennen, und welche

(*) p. 19.

welche er liebt, dadurch beschmitzet (d. i. verunehret) werden. Allein noch andere, die bey meinen Worten, deren Sinn in die Augen leuchtet, geblieben sind, haben sich gleichwol dawider erhoben, und ich kann ihre Ursache ganz wohl einsehen. Die Ausdrücke sind bösen Vätern etwas nachtheilig. Ein Theil meiner Leser, und drey Viertheil derselben sind vielleicht Väter, schrien: Hinweg mit diesem. Die gelindesten unter ihnen, und ich bin ihrer Meynung, haben geglaubt, von einer so harten Wahrheit stille schweigen, wäre das klügste gewesen. Herr D. S. selber, der geschworen, auch alsdenn nicht meiner Meynung zu seyn, wenn er es ist, findet blos, es sey gefährlich, Gründe anführen, wodurch diejenigen unter den Menschen ihre Hochachtung verlieren, denen man nächst Gott alles zu danken hat.

Allein, erstlich, lasset uns die Worte nicht vermengen; ich rede nicht von der Hochachtung, sondern vom Danke. Ich habe eine grosse Hochachtung gegen den König . . . . aber keinen Dank, denn er hat mir nichts Gutes erwiesen.

Zum andern; es ist nicht die Rede von Vätern, denen man alles, sondern denen man nichts zu danken hat, ausser dem blossen Daseyn, welche Wohlthat sie nicht einmal vorsetzlich erwiesen, und welche sie in Absicht auf die Person, die sie empfieng, vielleicht lieber nicht einmal erweisen wollten. Und so hatte es das Ansehn, als ob ich zweifelte, daß man für diese zweydeutige Wohlthat jemanden Dank schuldig wäre. Das ist nun mein Fehler! Ist er groß? Ist wol jemand unter meinen Gegnern, der den Gegensatz behaupten wollte? Niemand hat aber

auch behauptet, mein Satz sey falsch, sondern nur, er sey unüberlegt.

Gegen diesen Vorwurf antworte ich: Es ist schwer, alles vorher sehen. Und ich konnte doch nicht wol mit ausdrücklichen Worten sagen, daß diejenigen, die für ihre Kinder nichts gethan, als sie gezeuget, schlechte Väter sind, daß daraus nicht folgen sollte, die Kinder sind ihnen auch dafür schlechten Dank schuldig. Es ist mir leid, daß eins aus dem andern folgt. Allein, da der Satz wahr ist, so wird er wenigstens, wenn man mir ihn zu gute halten will, verzeihlich.

Ich würde allerdings einen solchen Satz nicht geäussert haben, wenn von den Pflichten der Kinder die Rede gewesen. Allein sie war es eigentlich in dieser Stelle von den Pflichten der Väter. Den Vätern gab ich diese Lehre, und die Kinder sollten sie nicht hören. Unsere frömmsten Sittenlehrer machen es oft eben so. Wenn sie Vätern vorwerfen, daß sie die Vaterpflichten nicht erfüllen, so werden sie ihnen unfehlbar vorstellen, daß sie in Gefahr sind, böse und lieblose Kinder zu bekommen. Ein ander mal kömmt die Reihe an die Kinder auch. Und da der Fall, wo ein Sohn von seinem Vater, ausser dem Daseyn, sonst keine Wohlthat empfangen hätte, unendlich selten ist, so fällt es überhaupt nicht schwer, gute und billige Gründe zu Erweckung des Dankes gegen Väter für sie zu finden.

Und endlich, wie konnte man wol mich in Verdacht haben, daß ich den Pflichten der kindlichen Liebe Abbruch thun wolle; mich, der ich in diesem Werke, und gleich nach dieser Stelle, zu dankbarem

Anden-

Andenken meines Vaters ein ganzes Blatt anwende; mich, der ich ihn andern Vätern zum Vorbilde aufstelle; mich, der ich mich vor dem Angesichte der ganzen Welt demüthige und erniedrige, um seine Wohlthaten mehr zu erhöhen? Ich habe die kindliche Liebe in den Herzen gar nicht geschwächt, sondern sie vielmehr mit Worten und mit der That gepriesen; und ich darf auch hinzu setzen, ich habe hernach auch die väterlichen Pflichten auf beyderley Weise geprediget.

Es ist schon gesagt worden, in einem Werke, welches mit einigem Feuer geschrieben ist, erfoderte es die Billigkeit, nicht alle Ausdrücke nach dem Gewichte des **Heiligthums** abzuwägen. Nach den Absichten eines Schriftstellers und nach dem Zusammenhange seiner Lehre muß man seine Gesinnungen beurtheilen, nicht aber aus etlichen einzelen und getrennten Stellen oder Worten, die dem Feuer bey der Ausarbeitung entfahren sind.

Die andere Stelle handelte ausdrücklicher von den Kinderpflichten; der Titel selbst zeigete, daß davon jetzo die Rede sey. Man wird sehen, ob ich die erste Empfindung der Natur auszulöschen im Sinne gehabt. „Väter und Mütter, heißt es, (*) deren „Neigungen so beschaffen sind, wie sie die Natur „verlanget, sind gütige und wohlthätige Herren ihrer „Kinder, denen folglich ihre Kinder Gehorsam „schuldig sind, der auf eine ehrerbietige Liebe gegründet „ist. Ihre Unterthänigkeit ist nicht die Unterthänigkeit „eines Sklaven gegen einen harten Herrn; „sie ist eben so nothwendig, aber sie muß freywillig „seyn

(*) p. 271.

„seyn und aus dem Herzen kommen. Ein wohlge„rathner Sohn ist seinem Vater gehorsam, weil er „ihn liebt, und weil er von ihm geliebet wird. In „den ersten Zeiten der Welt, wie man noch keine „Väter kannte, die ihre Gewalt mißbrauchten, und „wie man noch nicht einmal muthmassete, daß es „jemals dergleichen geben würde, da war ihre Ge„walt unumschränkt. Ein Vater genoß in seiner „Familie alle Rechte eines freyen und obersten Herrn. „Was hatte man dabey zu bedenken, daß man die „Kinder der freyen Willkühr solcher Richter über„ließ, deren Strenge durch Zärtlichkeit gemäßiget „wurde? Um des Nebenbildes willen, setzte ich hin„zu: Es werden aber auch zuweilen Ungeheuer ge„bohren; (es war eine blosse Ausnahme von der „allgemeinen Regel) man sahe bald Väter ohne „Liebe, und aus einer natürlichen Folge sahe man „auch grausame Väter; sogar solche sahe man, die „ihre barbarischen Hände mit dem Blute ihrer eig„nen Kinder besudelten. Man schränkte also ihre „Gewalt ein, und es wurde ihnen nur erlaubt, Klä„ger ihrer Kinder, nicht aber ihre Richter und Büt„tel zu seyn. Die Natur untersagte ihnen zwar „auch alle Härte, alles hitzige Auffahren, alle Grau„samkeit; allein die Policey gieng so weit nicht; sie „hat die Macht nicht, das Innere des Hauswesens „zu bessern und einzurichten. So lange man in „diesem Stücke vom Zwange der Gesetze frey war, „wurden böse Väter Tyrannen ihrer Kinder, regier„ten sie mit eisernem Zepter, und machten ihnen das „Leben, welches sie ihnen gegeben hatten, dergestalt „unerträglich, daß die Kinder dadurch lerneten ihre

„Väter hassen. Ihre Art ist noch nicht ganz aus-„gestorben, unsere Zeiten sind noch voll davon. „Den Kindern solcher Väter kann ich die Liebe nicht „anpreisen.“ (Die kindliche Liebe nemlich, denn von der ist die Rede; diese Liebe, die ich weiter unten eine zärtere und herzlichere Neigung nenne.) „Ich halte „mich, so viel sie betrift, an den blossen Ausdruck „des Gesetzes, das Moses ehemals den Nachkom-„men Jacobs gab: Du sollst deinen Vater und „deine Mutter ehren, sagt dieses Gesetz, und nicht: „Du sollst sie lieben.“ Und etwas weiter hin (*) rede ich die Kinder so eines harten Vaters an, dem ich alle mögliche Strenge beylege, um die Ausnahme von der zärtlichen und herzlichen Liebe zu rechtfertigen: „Was könnet ihr für Empfindungen für ihn „in der Seele haben? Ich habe euch schon gesagt: „Du sollst deinen Vater ehren. Es ist in der Welt „kein Fall, der Kinder davon frey sprechen könnte. „Seyd ihm gehorsam, weil er euer Herr ist, und „dieses sogar mit Nachtheil eures Glückes, aber nim-„mer eurer Ehre. Leistet ihm alle Dienste, zu denen „ihr vermögend seyd; denn diese seyd ihr auch eurem „heftigsten Feinde schuldig, und euer Vater hat we-„nigstens vor allen, die euch hassen, den Vorzug, „daß er euch der nächste ist. Seine Härte würde „die eurige nicht entschuldigen. Was die kind-„liche Liebe betrift, so begreife ich wol, daß sie „schwach in euren Herzen ist, und ich getraue mir „nicht, euch solches zu verweisen. Es giebt aber „eine Art Liebe, die ihr allen Menschen schuldig seyd. „Weil nun euer Vater ein Mensch ist, so hat er eben

„so

(*) p. 175.

„so gut Recht als andere, sie zu fodern; und wenn „im übrigen alles gleich ist, so gehöret ihm noch „der Vorzug.“ Das ist doch nicht zweydeutig! Hier steht zum wenigsten ausser der Hochachtung und dem Gehorsam, wovon ich in keinem Falle frey spreche, eine Art Liebe, die ich verlange, selbst gegen harte Väter; zwar vielleicht nicht eine so zärtliche und herzliche, als gegen gute Väter, weil eine solche Gleichheit weder möglich noch billig ist. Es ist doch aber allemal Liebe, und in einem viel höhern Grade, als die man nicht nur gegen jeden andern Feind, sondern auch gegen jeden andern Menschen haben würde, über den man sich zu beklagen keine Ursache hat.

Ich setze hinzu, (und eben das ist denen am meisten aufgefallen, die alles das nicht sehen wollen, was vor und nach stehet, um diesen Ausdruck zu mildern und zu erklären): „Die kindliche Liebe hin„gegen, die eine viel zärtere und herzlichere Neigung „ist, ist nicht eine so unumgängliche Pflicht, daß sie „nicht ihre Ausnahme litte.“ Bey diesem Ausdrucke begeht der Gegenphilosoph noch eine Verfälschung, und macht aus einem Satze, der wenigstens entschuldiget werden kann, einen ganz abscheulichen. Die kindliche Liebe, läßt er mich sagen, leidet gar wol eine Ausnahme. Nach seiner Meynung hat es das Ansehen, als ob ich aus diesem Satze einen practischen Lehrsatz zu täglicher Ausübung machen wollen. Ich im Gegentheile mache aus der kindlichen Liebe eine allgemeine Pflicht, und spreche Kinder nur in dem sehr seltenen Falle ganz aus der Art geschlagener Väter davon los. Und über dieses,

wovon spreche ich sie denn los? Von der zärtlichen und herzlichen Liebe wol; allein ich empfehle ihnen Ehrfurcht und Gehorsam, und gegen den Vater in höherem Grade, als gegen jeden andern Menschen. Nun habe ich doch die Schalkheit des Heuchlers klar erwiesen. Es ist wahr, in dem er mich so verstellet, ist er fast selbst mein Vertheidiger. Denn das heißt doch wol die Richtigkeit meines Textes stillschweigend zugeben, wenn man Verfälschungen braucht, um ihn verhaßt zu machen. Allein, da seine Absicht nicht war, mir zu dienen; so bin ich ihm dafür keinen Dank schuldig. Er glaubte, bey den Schmähschriften, welchen die Regierung aus Schwachheit nachsahe, könne er einen Ungenannten ungestraft verläumden, der nie Freyheit haben würde, sich zu verantworten. Es ist ein Niederträchtiger, der einen Menschen umbringt, der schon zu Boden liegt. Da er indessen nicht meinen Text, sondern einen ihm selbst ähnlichen Abscheu vorbringet, so darf ich denselben auch gegen ihn nicht retten. Ich erkläre ihn zum Besten derer, die ihn lesen wie er da steht, und die ihn doch tadelhaft befunden. Und das ist es, was ich ihnen zu sagen habe.

Ich habe keinen falschen und unvollständigen Begriff von der kindlichen Liebe, sondern ich habe ihn vielmehr richtig gedacht und ausgedrückt. Da ich annehme, daß sie in dem Herzen des Sohnes durch die tägliche Wohlthaten eines gütigen Vaters erzeuget werde, so habe ich sie, wie man hier sieht, durch eine zärtliche und herzliche Zuneigung erkläret; und eben dieses hat die unglückliche Ausnahme veranlas-

anlasset, die man mir, und vielleicht allzu übereilt, für ein Verbrechen gedeutet. Denn, indem ich von der zärtlichen und herzlichen Liebe eines Sohnes gegen einen Vater rede, der ihn lieb hat, so mußte ich wol den Sohn ausnehmen, der von seinem Vater gehasset und betrübet wird; jedoch mit Vorbehalt, ihm eine andere, die sich vor seine Umstände schickt, aufzulegen, wie ich auch gethan habe. Hätte ich trockener geschrieben, und die kindliche Liebe erkläret durch die blosse Zuneigung, die ein Kind gegen den Vater haben soll; so konnte ich sie zu einer allgemeinen Regel machen, und bedurfte keine Ausnahme davon, und niemand würde dagegen etwas gesagt haben. Ich habe es nicht wohl überlegt, wenn ich verlanget, die Liebe in dem Herzen eines vom Vater herzlich geliebten Kindes solle feuriger, stärker, zärtlicher und herzlicher seyn, als in dem Herzen eines Unglücklichen, den der Urheber seiner Tage ohne Aufhören verfolget und plagt.

Ich muß nur mein Bekänntniß bis zu Ende ausführen. Ich setze noch hinzu: „Einen Vater, von „dem man nichts als Proben seines Hasses empfängt, „kann man nicht weiter lieben, als in so weit man „seine Feinde selbst zu lieben verbunden ist; nur mit „dem Unterschiede, daß man ihm allemal als einem „ehrwürdigen Feinde begegnen muß.“

Bey dieser und den vorhergehenden hart scheinenden Stellen hat man sich, wie mich dünkt, gar zu genau an die Worte gehalten, die, nach dem Buchstaben genommen, einiger massen verfänglich scheinen. Wir wollen also die Worte verdammen und die Meynung rechtfertigen. Die Rede war

von

von bösen Vätern, die an ihren Kindern zu Tyrannen werden, sie mit eisernem Zepter beherrschen, und ihnen das Leben, welches sie erhalten haben, unerträglich machen. (Denn man muß sich in meine Umstände setzen.) Kindern solcher Väter durfte ich die Liebe nicht empfehlen, die kindliche Liebe nemlich, (denn auf die kam es an) die Liebe, die ich als eine zärtliche und herzliche Zuneigung beschrieben; die Liebe, die in dem Sohne aus der Liebe des Vaters gegen ihn entspringet, und die, wenn sie keine Gegenliebe findet, einer blossen natürlichen Liebe Raum machet.

Ich möchte doch aber von denen, die am meisten über diese Stelle geschrien, wol wissen, wie sie es denn selbst machen wollten, wenn sie Väter, die ihnen offenbar gram wären, herzlich und zärtlich lieben sollten; denn, ich sage es noch einmal, von solchen Vätern rede ich. Soll man sie so überhaupt lieben, wie man es allen seinen Nächsten schuldig ist, und noch in Ansehung dessen, daß sie Väter sind, einen Grad mehr; so mache ich darüber keine Schwierigkeit, denn diesen fodere ich ausdrücklich. So ein Vater, heißt es, weil er ein Mensch ist, hat Recht, euere Liebe zu fodern, und wenn im übrigen alles gleich ist, so gehöret ihm der Vorzug; und das haben meine Verläumder durchaus nicht wahrnehmen wollen. Allein, da ich mir es nicht als möglich vorstellete, sie zärtlich und von Herzen zu lieben, das ist, vor sie eine so vorzügliche Liebe zu empfinden, die man insbesondere durch das Wort Zärtlichkeit ausdrückt; so glaubte ich auch nicht, daß ich sie fordern könnte.

Wie nun! Die zween Söhne Medeens, welche

die Grausame mit eignen Händen umbrachte, und stückweise in dem Wege herum warf, sollten, wenn es möglich wäre, nach dieser entsetzlichen Hinrichtung mit dem Leben davon zu kommen, für sie die zärtlichen und herzlichen Regungen empfinden, welche die Wohlthaten einer huldreichen Mutter einflösset? Was? Soll man diese zärtlichen Gesinnungen von einem Sohne verlangen, den der Vater wegsetzen läßt, oder in das Elend der Knechtschaft liefert? Was? Cyrus sollte seinen Großvater Astyages, und Romulus seine Mutter Rhea herzlich lieb haben? Was? Die unglücklichen Negern, die wir, ob wir gleich Christen sind, wider alles natürliche Recht mißhandeln, sollen in ihrem Innersten Zärtlichkeit gegen ihre geitzigen Väter fühlen, welche sie an uns Grausame verkauft haben? Wer sieht hier nicht, daß man mit der Foderung einer solchen Vaterliebe alle Begriffe der gesunden Vernunft verkehrt und umstößt, mit welchen doch die Sittenlehre immer übereinstimmen muß.

Wenn ein Vater, als Vater, und blos in dieser Bedingung, wie ich ausdrücklich gesagt, schon einen vorzüglichen Grad Liebe verdienet; so muß er einen grösseren verdienen, wenn er über dieses noch gutthätig ist. Wenn er aber im Gegentheile, an statt sie durch Wohlthaten zu vermehren, sie durch Uebelthaten herunter setzt; so folget wol nothwendig, daß die Liebe in dem andern Falle eben so abnehmen müsse, wie sie in dem ersten wächst. Heißt denn das für die Rechte eines Vaters gar nichts gethan, wenn man sogar gegen einen bösen mehr Liebe fordert, als gegen jeden andern Menschen, von dem

man kein Unrecht erlitten; und überdieses noch unumschränkte Ehrfurcht und Gehorsam.

Die christliche Moral sondert unsere Feinde nicht ab von der allgemeinen Classe des menschlichen Geschlechtes, und der Liebe gegen jedermann; sondern nennet sie ausdrücklich. Wenn also jemand auch das Unglück hätte, daß sein Vater sein Feind wäre; so ist er dennoch schuldig, ihn zu lieben, und mehr als einen andern zu lieben. Denn er ist wenigstens, wie ich gesagt, sein ehrwürdiger Feind, dessen Blut in seinen Adern läuft, und mit dem er durch die stärksten Bande verbunden ist. Aber solche durch Noth und Unfall geschmiedete Ketten werden meist nur Hochachtung und Gehorsam erzwingen; und eine zärtliche Liebe zu erwecken und zu unterhalten, wird etwas mehr erfordert. Diese zärtliche Liebe, die, nach meinem Bedünken, allein den vollständigen Begriff der kindlichen Liebe ausmachen kann, durfte ich wol gewiß den Söhnen ausgearteter Väter nicht anpreisen: Wenn man aber eine minder zärtliche Neigung gegen unwürdige Väter für kindliche Liebe nehmen will; so sind wir einig. Ich habe sie nicht so, wie wir sie gegen jedermann haben sollen, sondern noch stärker gefodert.

Als ich diese Stelle aufsetzete, hatte ich viel solche Väter vor Augen, die von dem Vaterstande nichts als die Herrschaft beybehalten, und ihr Ansehen nur sie zu quälen brauchen; daher habe ich diese Bilder, die mich damals beschäftigten, etwas stark gemahlet, und vielleicht das Maaß der kindlichen Liebe gegen solche Väter etwas zu klein oder wenigstens zu genau angegeben. Ich habe nachdem erkannt,

kannt, daß man in diesem Punkte Kindern nicht zu viel Freyheit lassen muß; sonst dürften sie unter dem Vorwande, daß ein ausgearteter Vater weniger Liebe als ein zärtlicher verdiene, aus Widerwillen gegen die Unterthänigkeit, bey guten Vätern Härte zu finden vermeynen, wo sie nicht ist, und sich daher für berechtiget halten, ihnen die zärtliche Zuneigung zu entziehen. Wir wollen also die Kinder lieber zur Liebe aufmuntern, als ausrechnen, in wie weit man sie davon los lassen könne. Der heilige Augustin sagt über die Frage, wie sehr man Gott lieben müsse, das Maaß hierinnen sey dieß, daß man kein Maaß halte. Von der kindlichen Liebe könnte man fast eben so sagen. Und wenn es hierinnen auch bestimmte Gränzen gäbe, so wäre es doch allemal weniger gefährlich, sie zu überschreiten, als zurücke bleiben.

Der dritte Artikel.

Von den Tugenden.

Dieser Artikel wird ganz kurz werden; denn ich habe über das, was ich von Tugend und Laster gesagt, wenig Widerspruch gefunden, ausgenommen, was wider die christlichen Tugenden zu laufen schien, wovon aber in dem vorigen Kapitel schon gehandelt worden. Ich habe hier überhaupt nur auf zwey kleine Zwistigkeiten zu antworten, welches ich gänzlich würde unterlassen haben, wenn ich mir nicht vorgesetzt, mit einem male auf alles zu antworten, und alsdenn auf immer aufzuhören. Ich habe einen Unterscheid zwischen Schamhaftigkeit und Keuschheit bemerket. „Verwechselt sie nicht mit einan-

„einander, sage ich: (*) Die erste ist zwar auf gewisse Weise eine Art der Tugend, aber nur eine „Tugend des Wohlstandes, die auf die äusserliche „Ehrbarkeit gegründet ist. Zum Beweise davon „will ich anführen, daß es Fälle giebt, wo es erlaubt „ist, davon abzugehen und weniger strenge zu seyn; „die Keuschheit hingegen leidet keine Ausnahme; „und dieses ist das Kennzeichen der wahren Tugend. „So ist z. E. die Aufrichtigkeit eine Tugend, denn „sie hat niemals Erlaubniß, sich zu verändern. „Die Schamhaftigkeit und Keuschheit sind zwey so „unterschiedene Dinge, daß öfters eine Frau nicht „ihren blossen Arm sehen liesse, da sie inzwischen „eine ehebrecherische Flamme in ihrem Herzen heget. „Von der Art ist besonders das morgenländische „Frauenzimmer, welches mehrentheils eben so wollüstig als schamhaft ist. Dunkelheit, Nacht und „Einsamkeit kommen der Schamhaftigkeit zu statten, befreyen aber nicht einen Augenblick von der „Keuschheit."

Mein Beleuchter, der vermuthlich nicht mehr als die erste Zeile dieser Stelle gelesen, findet den Unterscheid zwischen Keuschheit und Schamhaftigkeit sehr lächerlich; beyde Wörter scheinen ihm einerley zu bedeuten. Er lese die Stelle ganz, so wird er eine Lection in der Sprache finden, die er sehr zu bedürfen scheinet.

Und nun darf man sich gar nicht wundern, daß eben diesen Tadlern mein Unterscheid zwischen Keuschheit und Enthaltung überflüßig vorkömmt. Ich weiß nicht, warum dieser Mann sich für einen

(*) p. 106.

Feind der Distinctionen aufwirft. Es scheint, als ob er nicht mir allein zu Leibe wolle; er ist auch ein Widersacher der französischen Sprache, und scheint sich vorgenommen zu haben, die klärsten Worte und die deutlichsten Ausdrücke zu verwirren. Ich will meinen angegebnen Unterscheid nicht weiter rechtfertigen, der Text (*) thut es an sich schon. „Man muß die Enthaltung und die Keuschheit nicht „mit einander verwechseln, wie es öfters zu gesche„hen pfleget. Ein Mißbrauch in den Benennun„gen verursacht Verwirrung in den Begriffen. Wie „man keusch seyn kann, ohne sich zur Enthaltung zu „zwingen, so kann sich jemand aus dieser ein Gesetze „machen, und deswegen doch nicht keusch seyn. „Blosse Gedanken können die Keuschheit schon ver„unreinigen, sie sind aber nicht hinreichend, die Ent„haltung zu übertreten. Alle Menschen, ohne Un„terscheid der Zeit, des Alters, des Geschlechtes und „des Standes sind verpflichtet, keusch zu seyn, kei„ner aber ist zur Enthaltung verbunden. Die Ent„haltung bestehet in Vermeidung der Ergetzlichkei„ten der Liebe; die Keuschheit aber darinnen, daß „man dieser nicht anders geniesset, als in so weit es „das Recht der Natur erlaubet, und auf die Art, „wie es solches erlaubet. Die Enthaltung an und „für sich, auch wenn sie freywillig ist, verdienet kei„ne Hochachtung, und wird sie auch nie weiter ver„dienen, als in so fern sie zufälliger Weise zu der „Ausübung einer oder anderer Tugenden, oder zu „Ausführung eines großmüthigen Vorhabens etwas „beyträget. Ausser diesem Falle verdienet sie öfters mehr

(*) p. 196.

„mehr Tadel als Lob.“ Ich führe diesen Text blos an, um den Unterscheid zwischen Keuschheit und Enthaltung zu rechtfertigen. Denn, was darinnen in Ansehung des Verdienstlichen bey der Enthaltung unrichtig seyn kann, das ist schon im vorigen Kapitel abgethan worden.

Der vierte Artikel.

Von den Beyspielen.

Es wird nicht viel fehlen, daß nicht alle Welt mit mir darüber ohne Bedenken eines seyn sollte, daß Herr D. S. in Ansehung dessen, was ich von den Beyspielen beygebracht, einen unnöthigen Streit angefangen. Hier (*) ist es: „Die Exempel sind „eine gefährliche Regel, welche gemeiniglich diejenigen auf Abwege leitet, die ihr blindlings folgen. „Es geht mit den Exempeln so, wie mit einem Rathe, der uns gegeben wird; will man sie sich zu „Nutze machen, so muß man Einsicht genug haben, ihren rechten Werth schätzen zu können. Böse „Exempel schaden, weil sie zum Bösen verführen; „gute Exempel schaden aber auch zuweilen, indem „sie der Ausübung des Guten gewisse Gränzen setzen. „Denn wenn diejenigen, denen ihr nachahmen wollet, nicht in allen Arten der Tugend Muster seyn „können, (wo aber findet man solche?) so werdet „ihr, indem ihr ihnen folget, und auch sogar wenn „ihr sie übertreffet, dennoch unfehlbar in der Unvollkommenheit und Mittelmäßigkeit bleiben. „Und eben deswegen hat ohne Zweifel der Gesetzgeber

(*) p. XXVIII.

„geber der Christen (*) nicht gesagt: Ahmet diesem „Apostel, diesem Geistlichen, diesem Könige, diesem „Hausvater nach; sondern: Seyd vollkommen, „gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. „Durch die Nachahmung gelanget man niemals zum „Grossen und Vollkommenen, wenn nicht das Mu„ster, das man sich vorsetzet, unnachahmlich ist.

Ueber diesen Text sagt Herr D. S: Man muß den Menschen die Exempel nicht verbieten, unter dem Vorwande, sie führen nicht zur Vollkommenheit. Und nach diesem scharfsinnigen Lehrsatze macht er noch viel überflüßige Worte. Allein wo hat er denn gelesen, daß ich sie verbiete. Heißt das verboten, wenn man anmerket, sie seyen gefährlich; die ihnen blindlings folgen, gerathen auf Abwege; mit einem Worte, man habe keinen Nutzen von den Beyspielen, wenn man nicht Einsicht genug habe, ihren rechten Werth zu schätzen. Ich habe sie nicht verboten; man sieht es hier deutlich, und man wird es aus andern Stellen noch mehr sehen; allein ich habe gerathen, ihnen nicht ohne Ueberlegung zu folgen.

„Zum Exempel, heißt es, Theophilus ist fromm, „er seufzet nur nach dem Himmel, und hat keine „andere Begierde als nach Gott: Allein der Wi-

„derwille,

(*) Ich habe in dem vorigen Kapitel Rechenschaft gegeben, warum ich hier Jesum Christum den Gesetzgeber der Christen genennet. Und man sieht wol aus meiner Anführung der Worte dieses göttlichen Lehrers, daß ich sein Ansehn nicht zu schwächen suche, da mir daran gelegen ist, es in seiner Kraft zu erhalten.

„derwille, den er gegen alle irdische Dinge hat, er„streckt sich auch auf alle Menschen, welche die Er„de bewohnen, nur einen kleinen Haufen Auser„wählter ausgenommen, die ihn besuchen, und die „er erbauet; die übrigen sind in seinen Augen un„heilig und weltlich gesinnet, Leute die Gott hasset, „und die er folglich zu hassen schuldig ist. Ihr wür„det glauben ein Heiliger zu werden, wenn ihr dem „Theophilus nachahmet. Weit gefehlet; ihr wäret „nichts als ein harter, stolzer, widerwilliger Mensch, „aller Zuneigung, Nachsicht und Mitleidens unfä„hig, ein böser Vater, ein böser Ehmann, und „was das schlimmste ist, ihr würdet eure Fehler „nimmer bessern wollen, weil ihr sie für Tugenden „halten würdet.“ Beyläufig zu sagen, man hat in diesem Gemählde geheime Absichten gesucht, und Auslegungen gemacht. Man thue es immerhin; die Wahrheit ist es, daß ich auf niemanden gezielet. Der Ausleger ist es, der eine Satyre macht, ich bin daran unschuldig.

Unter andern folgenden Gemählden, wo ich noch weiter zeige, daß man den Eindrücken der Beyspiele mit Ueberlegung folgen solle, ist auch dieses: (*) „Man preiset euch, ihr jungen Schönhei„ten, Themiren als ein wunderwürdiges Muster „der Keuschheit an. Ich will dieses eben nicht in „Zweifel ziehen, sondern ich glaube, daß es keusche „Weiber giebt. Despreaux hat deren drey zusam„men gebracht; und wenn auch zwey Drittel davon „wegfallen, so mag Themire dieser einzige Phönix „seyn. Allein folget ihr in nichts als blos in die-

(*) p. XXXI.

„sem Stücke. Sie glaubt, daß die Keuschheit bey „ihr die Stelle aller andern Tugenden vertrete, und „daß es, wenn man nur seinem Manne getreu ist, „hernach gar wol erlaubt sey, murrisch zu seyn, im „Hause zu poltern, die Kinder zu tyrannisiren, das „Gesinde zu mißhandeln, zu spotten, zu verläum„den und im Spiele zu betrügen.“ Einige haben sich über den unschuldigen Scherz über die Seltenheit treuer Weiber aufgehalten: Da nun die, welche es angeht, dazu stille schweigen; so glaube ich, die andern werden wohl thun, wenn sie auch schweigen. Auf die Sache selber zu kommen: Ich habe gesagt, es werde sich in der Folge zeigen, daß ich die Exempel nicht verworfen.

Man darf nur nachlesen, was ich davon sage bey der Gelegenheit von der Nothwendigkeit des äuserlichen Gottesdienstes (den ich auch soll für überflüßig ausgegeben haben;) so wird man aus meinem Texte sehen, daß ich auf die Nothwendigkeit des Dienstes sowol als der Exempel dringe. „Wenn „die Gottesfurcht eine Tugend ist, heißt es, (*) so „ist es gut, daß sie in allen Herzen regiere. Räu„met man mir den ersten dieser Sätze als unwider„sprechlich ein, so ist der andere daraus eine noth„wendige Folge. Nun ist nichts, welches das Reich „der Tugend kräftiger unterstützt, als Exempel, „und alle Lehren würden weniger dazu beytragen; „folglich ist es gut für uns, wenn wir reizende Mu„ster der Gottseligkeit vor Augen haben. Diese „aber können sich nicht anders weisen, als in den „öffentlichen Religionsübungen.“ (Mich dünkt, da sey

(*) p. 50.

sey die Nothwendigkeit der äuserlichen Verehrung Gottes deutlich heraus gesagt.) Mein Mitbürger könnte voll seyn von Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen Gott; es wäre aber für mich vergebens, wenn er es nicht durch gewisse in die Sinne fallende Verrichtungen zu erkennen giebt.

Nun heisset es zwar gleich darauf: „Gleichwol „schenke ich ihm alle abgemessene und nach der Zeit „eingetheilte Uebungen, als die mir gar zweydeu„tig scheinen würden, weil er sich dazu aus Zwang „oder aus List angewöhnen könnte. Giebt er mir „hingegen, auf was für Weise es auch sey, unver„dächtige Proben seiner Neigung zur Wahrheit, „seiner Gelassenheit bey den Wegen der Vorsehung, „seiner brennenden Liebe gegen Gott; so hat er als„denn förmliche Religionsübungen abgeleget . . „und sein Exempel hat Wirkung auf mich gethan. „Ich empfinde bey mir einen heiligen Eifer ihm nach„zuahmen, den die schönsten Stellen der Sittenlehre „in mir zu erregen nicht wären vermögend gewesen.“ Wenn man sagt: Ich schenke ihm alle abgemessene und an die Zeit gebundene Uebungen, so sagt man ja nicht, ich spreche ihn überhaupt davon los, (und davon war auch in dieser Stelle keineswegesdie Rede.) Es heißt nur so viel: In Ansehung meiner spreche ich ihn davon los, denn meinetwegen bedürfte er nicht sie vorzunehmen, damit ich von seiner Religion urtheilen könnte. Denn man kann von den Gesinnungen eines Menschen viel zuverläßiger urtheilen aus den freyen Handlungen, die aus dem Herzen kommen, als aus denen, die man aus Gehorsam gegen die Gesetze oder aus Gewohnheit

heit verrichtet. Ich habe Leute in der Kirche gesehen, von denen ich wußte, daß sie nicht fromm waren; aber ich habe keine andere als wahrhaftig Fromme gesehen, die sich aus freyem Triebe niederwerfen, Gott anzubeten und seinen Beystand zu erbitten, oder ihm für seine Hülfe zu danken. Was ich damit sagen will, wird vielleicht nicht jedermann klar seyn: Es ist aber für diejenigen klar, welche den Zusammenhang der Gedanken einsehen.

Es ist noch mehr zum Besten der Beyspiele anzutreffen. Hier ist ein ganzer Absatz, ihre Nothwendigkeit, ihren Nutzen und ihre Wirkung zu erweisen: (*) „Die Nächstenliebe bestehet darinnen, „daß man ihm alles Gute wünscht, was man der „Glückseligkeit eines Menschen am zuträglichsten „hält, und daß man ihnen dazu förderlich ist, wenn „es in unserm Vermögen stehet. Weil nun nichts „dazu mehr beyträget, als die Tugend, so ist die „erste und wichtigste Pflicht in der menschlichen Ge„sellschaft, sie in ihrem vollkommensten Glanze zu „zeigen, und bey denen, die um uns sind, die „Liebe gegen sie zu erregen. **Das Exempel** aber „ist dazu das kräftigste Mittel, und oft das einzi„ge, was in unsern Händen ist. Nicht alle Men„schen schreiben Bücher, oder Predigten, oder Ge„setze: Denn nicht alle haben dazu Geschicklichkeit, „Zeit oder Erlaubniß; und dieses sind ohnedem nur „todte Gemählde, welche selten das Herz rühren, „sondern die Tugend nur in unvollkommenen und „zerstümmelten Bildern vorstellen. Feder und Wor„te, so wie Kreyde und Pinsel mahlen nichts wei-

„ter

(*) p. 102.

„ker als die äusere Fläche eines Dinges, sie geben „ihm nur eine Gestalt, nur eine Handlung, sie kön„nen aber einem Gemählde, welches die Tugend „wirksam vorstellet, und den Eindruck allen Her„zen mittheilet, die es rühret. Nun kann jeder„mann Exempel der Tugend geben, weil er dazu „nur als ein tugendhafter Mann zu handeln braucht. „Lasset uns hierinnen die göttliche Weisheit bewun„dern, welche von alle den Mitteln, die geschickt sind „zur Heiligkeit der Sitten etwas beyzutragen, allen „Menschen dasjenige ohne Ausnahme möglich ge„macht hat, dessen Wirkung am sichersten und un„trüglichsten ist. Einige thun es zwar freylich „mehr als andere; indessen können es doch alle mehr „oder weniger thun. Alle Sterne haben ihre Stra„len, aber nicht alle haben eine gleiche Grösse: Eben „so verhält es sich mit den Mustern zur Tugend. „Ein jedwedes erleuchtet und belebet, so weit es um „sich reicht, alles. Ein König oder Fürst aber, der „tugendhaft ist, breitet seinen heilsamen Einfluß „viel weiter aus als einzele Bürger, die unbekannt „in niedrigem Stande leben. Ich meyne damit „nicht, daß ein tugendhafter Mann, der auf dem „Throne sitzt, deswegen für sich ein heller glänzen„des Gestirn sey, als ein Mensch, der für sich lebt. „Allein seine Stralen scheinen von einem erhabe„nern Orte.“ Nun sage man mir, ob es einem Richter wol ansteht, der in einem Werke so förmliche Texte vor die guten Exempel gelesen hat, den Verfasser die Lehre zu geben: Man muß den Leuten die Beyspiele nicht verbieten.

Der

Der fünfte Artikel.

Sätze, die man für epicurisch nnd üppig hält.

Das vermeynte epicurische Wesen ist eine blosse Erdichtung. Ich antworte auf diese Beschuldigung nur, weil ich einmal für allemal auf alles antworten will. Kein verständiger Mann hat es gethan. Die strengesten und frömmsten Gegner sagen von dem Verfasser der Sitten meistens: Was brauchte er sich in Religionssachen einzulassen; er hatte ja ohne diese in der Sittenlehre doch viel schönes und gutes zu sagen. Niemand als Herr von **Premontoal** oder Leute seines Gelichters, vor die es sich am wenigsten schickte sich strenge zu stellen, haben meine Grundsätze für schädlich ausgegeben. Meine Moral konnte freylich wol ein etwas weltliches Ansehen haben (sie war auch für die Weltkinder gemacht) aber für eine weltliche Moral war sie so strenge als möglich.

Zum Exempel, was ist denn wol in dieser Stelle epicurisch? (*) „Die Liebe ist nirgend ein Laster, als „in einem lasterhaften Herzen. Das Feuer, wel„ches eine so reine Substanz ist, bringet einen schäd„lichen und sehr gefährlichen Rauch hervor, wenn „es verdorbene Materien angegriffen hat. So ist „es auch mit der Liebe. Hält sie sich bey Lastern „auf, so zeuget sie schändliche Begierden, entwirft „strafbare Anschläge, und ist von nichts als Ver„wirrung, Sorge und Unglück begleitet. Entste„het sie aber in einem reinen Herzen und wird durch „einen

(*) p. 8.

„einen Gegenstand entzündet, dem es nicht an Tugend noch Schönheit fehlet; so ist nichts wider sie „zu sagen; Gott wird durch sie im geringsten nicht „beleidiget, er billiget sie vielmehr. Er schaffet einen liebenswürdigen Gegenstand in keiner andern „Absicht, als daß er geliebt werden soll.“ Vornemlich soll in diesem letzten Satze das Epicurische sichtbar seyn. Man hat ohne allen Grund angenommen, er heisse so viel, als: Man dürfe an allen Schönheiten sich vergaffen, und sie überall, wo man sie fände, sich zueignen. Warum will man denn nun immer in einem Texte das finden, was nicht darinnen ist? Muß man denn epicurisch seyn, wenn man glauben will, daß jede Schönheit der Natur ein Werk Gottes sey, und daß er es mit Absichten gemacht? Was kann aber die Absicht dessen seyn, der etwas schönes macht, wenn er nicht etwas darum so macht, damit es gefallen möge? Die heilige Schrift hat viel Stellen, die es zeigen, daß die Patriarchen gegen die Schönheit empfindlich gewesen sind. Sara war schön, Rebecca und Rahel waren es auch, und ihre Männer liebten in ihnen ihre Schönheit. Ein Christ kann also wol auch dagegen empfindlich seyn, und ein schönes Kind lieber als ein häßliches zum Weibe nehmen. Man lese übrigens den Text noch einmal, so wird man sehen, wie abgeschmackt die Beschuldigung sey, daß ich darinnen der ausschweifenden unerlaubten Liebe das Wort rede.

Die folgende Stelle aber verdiente billig einigen Tadel, deswegen aber durfte man sie nicht für eine epikurische Lehre ausgeben, denn es ist keine dogmatische

tische Stelle. Nachdem ich gesagt hatte, wozu der Schlaf gut sey, nemlich daß er unsere verlohrne Kräfte wieder bringe, unsere Unruhen stille, unsere größten Sorgen vertreibe, und die empfindlichsten Schmerzen lindere, so beschlüsse ich diese Stelle mit folgender Anrede an den Schlaf: (*) „In welch „einen süssen Zustand weißt du nicht glückliche Lieb„haber zu versetzen, u. s. f." Man hat mit Grunde erinnert, diese Erdichtung und Anrede sey so galant und schlüpfrig, daß sie in einer Sittenlehre sich nicht schicke. Allein, so geht es manchmal einer Einbildungskraft im dreyßigsten Jahre, wenn sie nicht im Zaume gehalten wird. Gleich einem Mahler, der von seinem Feuer dahin gerissen wird, will sie alles, was sie rührt, in ein Gemählde bringen, es mag artig seyn oder nicht. Ich erkenne meinen Irrthum, und will die Stelle weggestrichen haben.

Die folgende Stelle hingegen kann ich dem freyen Tadel der Widersacher nicht Preiß geben, denn sie läßt sich sehr gut rechtfertigen. Ich hatte in diesem Paragraphen zu beweisen, daß die Bedürfnisse des Körpers, über die wir uns manchmal beklagen, anstatt Zweifel wider die Güte Gottes gegen uns zu verursachen, vielmehr deutliche Spuren seiner väterlichen Vorsorge gegen uns wahrnehmen lassen. Dem zu Folge heißt es: (**) „Wird man „auch die unüberwindliche Neigung des einen Ge„schlechts gegen das andere als eine beschwerliche „Nothdurft ansehen? Ich weiß wol, daß es Leute „giebt, denen sie in der That zur Plage wird. Aber „warum? Blos darum, weil sie sich in den Kopf „gesetzt,

(*) p. 27. (**) ibid.

„gesetzt, daß es schön sey, ihr widerstehen, und „daß es schändlich sey, zu der Fortpflanzung seiner „Art etwas beytragen. Haben aber diese sich über „Gott zu beschweren? Müssen sie ihre wunderliche „Vorurtheile auf seine Rechnung setzen? Sie dür„fen sich nur andern Menschen wieder gleich achten, „und sich ihnen gleich stellen; die eingebildete Voll„kommenheit, nach der sie trachten, ist ein blosses „Hirngespinst: Wenn es ihnen gefällt, so dürfen „sie nur dieser dringenden Bedürfniß Genüge leisten. „Dieses ist das einzige vernünftige Mittel, sich ge„gen dessen Aufruhr zu schützen.

Hier ist die dritte Verfälschung des Gegenphilosophen. Höher ist er nicht kommen, denn er hat überhaupt nur drey meiner Stellen angeführt. Sie besteht übrigens nur in einem einzigen Worte. Er hat blos **Begierde** für Bedürfniß geschrieben. Allein das macht im Verstande einen himmelweiten Unterscheid. Das wahre Mittel, sich gegen den Aufruhr der Begierden zu schützen, ist ihnen Genüge zu leisten. Das heißt überhaupt, anstatt seinen Begierden Einhalt zu thun, sie sagen wie sie wollen, darf man ihnen nur ohne Bedenken nachhängen: Und das ist eine entsetzlich unsittliche Ausschweifung. Ich aber rede ganz besonders nicht von Begierden, sondern von Bedürfnissen, und insbesondere eines Geschlechts und des andern, und sagte, wem diese Bedürfniß lästig ist, das ist, dem Freyledigen, der von Natur nicht dazu gebohren ist, der darf sich nur entschlüssen, ihr Genüge zu leisten, und den ehlosen Stand verlassen: Dieses wäre das einzige vernünftige Mittel, sich gegen diesen Aufruhr zu schü-

gen. Welch eine schreckliche Täuscherey, und verhaßte Verwandlung!

Wird denn dieser Mensch nicht müde, Verläumdungen zu wagen, deren augenscheinliche Falschheit ihm zu grosser Schande gereichet? Oder glaubt er etwan gar, daß er nichts mehr vornehmen könne, wodurch die Verachtung und der Abscheu der Welt gegen ihn stärker würde, als sie schon sind?

Nichts kann ihn in sein Nichts herunter setzen. Mit dem Stolze eines Siegers unternimmt er niederträchtige Handlungen. Nachdem er in der schon angeführten Vorrede, vor den Augen der ganzen Welt die Herren **Dalambet**, **Diderot** und den Ritter **Jancourt** verläumdet; in dem Aufsatze, Brief an den observateur literaire, wo er genöthiget ist, ihnen deswegen öffentlich Abbitte zu thun, wagt der Unverschämte noch Drohungen; und spricht, er könne seine Vorrede wol noch einmal drucken lassen. Man nehme sich in acht; ist er das erstemal in seinen Verläumdungen nicht glücklich gewesen, so ist er es vielleicht das anderemal. Die unerschöpfliche Quelle seiner Bosheit ist noch nicht versiegen. Dieses Irlicht, welches wie **Herostratas** sich auf einmal aus der Niedrigkeit empor hub, wird wieder so hinab fallen, ohne daß man erst ein Gesetz ausgeben darf, daß man seinen Namen nicht aussprechen solle; dieser Mensch thut groß, glaubt auch unter die Menschen zu gehören, ob gleich seine weltbekannte, schlechte und niedrige Gesinnungen, seine Sitten und seine Aufführung ihn weit unter die Menschlichkeit erniedriget haben.

Ich pflege nicht gern Böses von irgend jemanden zu reden. Jedoch, nach dem Grundsatze: (Interest Reipublicæ cognosci malos:) Es ist der Welt dran gelegen, böse Leute zu kennen; muß man fest setzen, daß diese Monade eine falsche und verlogene Monade ist, damit man ihn mit seinen Verläumdungen nicht ferner höre; denn, wenn man alle seine Unwahrheiten stückweise widerlegen wollte, je nachdem er sie vorträgt, und noch künftig vorbringen wird; so wäre das eine Arbeit ohne Ende. Das ist ein Catilina in der gelehrten Republik, und ich will sein Cicero seyn.

Herr D. S. hat diesen Text eben so unrichtig angeführet. Welch eine Moral, sagt er, ist das, um die Leidenschaften zu überwinden, müsse man ihnen unterliegen. Ist das nicht allen Lastern in der Welt die Thüre geöfnet? Es ist aber hier die Rede so wenig von Leidenschaften, als von Begierden, es gilt nur von Bedürfnissen, und insbesondere von dem Bedürfnisse, dem der Ehstand abhilft. Und ich sage nicht, man solle diesem Bedürfnisse in einer zügellosen Unordnung Gnüge thun, sondern in dem ordentlichen Wege, den die Natur und die Religion erlauben und befehlen. Hier konnte man sich unmöglich irren oder vergreifen. Denn erstlich, predige ich Sitten, aber nicht Ausschweifungen; und über dieses eifere ich so oft und so lebhaft wider den Ehbruch, die Hurerey und Unzucht, daß auch nicht der geringste Vorwand statt findet, mir einen andern Verstand anzudichten, als den ich gemeynt zu haben versichere.

Man muß aber diese Stelle entweder in diesem Verstande nehmen, oder mich für einen höchst unverschämten Cyniker halten. Wie ist dieses auch nur wahrscheinlich! Welcher Leser Beyfall hätte ich wol hoffen können! Ich, der die Grundsätze von der Keuschheit so hoch treibet, daß Weltleute meine Strenge für übertrieben halten, ich soll die Absicht gehabt haben, in dem Tone eines **Diogenes** zu sagen: Wenn ihr das Bedürfniß der Liebe fühlt, so kehret euch rechts und links, das weibliche Geschlecht ist zahlreich und mitleidig; macht euch kein Bedenken. Eine so abgeschmackte Beschuldigung fällt von sich selbst weg.

Das sey ferne! Eine ganz einfältige Wahrheit wollte ich sagen, nemlich wenn euch der freyledige Stand beschwerlich fällt, so sucht keine Vollkommenheit, die über eure Kräfte ist; geht den ordentlichen Weg, heyrathet. Mit einem Worte, ich wollte sagen, was **Paulus** sagt, melius est nubere quam uri; es ist besser freyen als Brunst leiden.

Allein was sollen die beschwornen Junggesellen, die Mönche und Priester anfangen? Da sie sich freywillig gebunden haben, so mögen sie mit ihrem Stande Gedult haben, und den Himmel um Beystand anrufen. Sie sollten, ehe sie sich einliesen, untersucht haben, wie weit ihre Verbindlichkeit sich erstrecket.

Diejenigen aber, welche durch keine Gelübde zu einer beständigen Enthaltung verbunden sind, dürfen sich den ehlosen Stand nicht zum Verdienst anrechnen, wenn ihr Temperament widerstrebet, denn er wird oft eine Quelle zu Ausschweifungen. Solchen

chen Leuten nun sage ich, wie es ihnen der heilige Paulus gesagt, sie sollen den ehelosen Stand je eher je lieber verlassen.

Der Satz aber, welcher bald darauf folget: „Man entferne von dem Genusse die Begierden und „die Hindernisse, so nimmt man ihm alle Reizun„gen, verdient meines Erachtens weder Tadel noch Entschuldigung. Die Moral ist etwas weltlich und opernhaft. Das ist das ärgste, was man von ihm sagen kann. Einem andern diese Anmerkung zu ersparen, mache ich sie selbst. Für einen Cartheuser ist sie zu weltlich; ich schrieb aber für Weltmenschen. Man muß sich nur vorstellen, daß ich kein Handbuch für Christen heraus geben wollen.

Bey der folgenden scheint es, als ob ihr bloßer Vortrag auch schon ihre Verurtheilung wäre: (*) „Ihr habet von Natur ein zärtliches Herze, bemü„het euch nicht, es unempfindlich zu machen." Wie das doch klingt, wenn man einen Satz allein und auser dem Zusammenhange hört! Allein, man setze ihn wieder hinein, so ist ihm gar nichts anzuhaben. „Die Liebe, heißt es vorher, ist eine dem menschli„chen Geschlecht so unentbehrliche Leidenschaft, daß „es ohne sie gar bald zu Grunde gehn würde. Die „Neigung des einen Geschlechts gegen das andere „dienet, beyde vollkommner zu machen; sie formirt „angenehme und gefällige Verbindungen und Ge„sellschaften; aber nicht anders, als wenn eine er„heiterte Vernunft dabey den Vorsitz hat und sie re„gieret. Wird sie durch eine verderbte Vernunft „geleitet; so kann sie Untreu, Meineyd, Ehbruch,

(*) p. 35.

„Blutschande, Mord und Brand und alles Unglück, „dessen eine blinde Wuth fähig ist, verursachen, und „thut es auch alle Tage. Ihr Endzweck ist nichts, „welches den Regeln der Natur entgegen wäre, sie „sucht die Vereinigung des einen Geschlechts mit „dem andern; diese Vereinigung ist rechtmäßig, „und die Neigung dazu muß nicht unterdrückt wer„den. (Wenn man sagen wollte, diese Neigung müsse unterdrückt werden, so hätte man den Ehstand als einen Misgebrauch untersaget.) Hier setze ich nun hinzu: „Ihr habt von Natur ein zärtliches „Herze, bemühet euch nicht es unempfindlich, zu ma„chen.“ Das, was drauf folgt, unterdrücket man sorgfältig: „Wählet aber für eure Zärtlichkeit sol„che Gegenstände, die euch nicht von der Tugend ab„leiten, oder liebt vielmehr keine andere, als die euch „zu ihr führen.“ Denn dieser Zusatz hätte bewiesen, daß ich nicht den Ausschweifungen das Wort reden, sondern den Ehstand anpreisen wollen; man wollte mich aber zum Epikuräer machen.

Nun der Leser alle diese Nebensätze vor Augen hat, so laßt uns doch sehen, worinnen denn dieser Satz so ärgerlich ist: Wenn euer Herz zärtlich ist, so bemühet euch nicht, es unempfindlich zu machen. Bemühet euch nicht darum, erstlich, weil ihr vermuthlich damit nicht werdet zu Stande kommen. Das Empfindliche und Unempfindliche hängt von dem sinnlichen Theile des Menschen ab, und den können wir nicht umschmelzen. Hernach, gebe ich eine erlaubte und gerechte Vereinigung als ein Mittel wider diese Empfindlichkeit an, ich ermahne empfindliche Herzen, ihre Zärtlichkeit auf Gegen-

stände zu werfen, und zu befestigen, die nicht von der Tugend ableiten, sondern zu ihr hinführen. Ich richte auch meine Ermahnung, wie man es annehmen muß, weil ich eine erlaubte Vereinigung verlange, nur an die Leute, die ihre eigne Herren sind: Man sieht es wol, daß ich Mönche und Priester sich zu verehlichen nicht auffodere, denen, weil sie sich dem ehlosen Stande verlobet haben, diese Vereinigung nicht erlaubt ist. Durch diese Bestimmungen, worinnen nichts räzelhaft ist, die alle buchstäblich dastehn, oder doch natürlich draus folgen, geht gar sehr viel von dem vorgegebenen epikurischen Sinne des Satzes ab: Bemühet euch nicht, euer Herz unempfindlich zu machen.

Wir glaubten aber, sagt Herr von Premontoel in seinen Panagianis: Ein zärtlich Herz und Liebe gegen das andere Geschlecht haben, das wären gefährliche Neigungen.

Allerdings sind sie gefährlich. Glauben sie das immer. Alle Leidenschaften sind es, ich habe das ausdrücklich zugestanden, und eben darum, weil sie gefährlich sind, so habe ich diesem Satze durch hinzu gesetzte Bestimmungen Mittel beygefüget, die Gefahr zu vermeiden.

Weil wir schon einmal noch in dem Kapitel von der Liebe sind, (in welchem ich allzu weitläuftig soll gewesen seyn) so laßt uns noch die Lobrede auf die Liebe mit einander durchgehen, die man auch für epikurisch ausgegeben. Ich möchte wol wünschen, daß diejenigen, welche wegen ihrer natürlichen Ernsthaftigkeit eher als wegen einiger schlüpfrigen Sätze in derselben also davon geurtheilet, die Merkmale wol

erwogen hätten, die ich der Art zu lieben, die ich lobe, beygeleget: Ihre Meynung würde alsdenn der meinigen sehr nahe kommen. Denn da ich selbst weder in meinen Grundsätzen, noch in meiner Lebensart ein Epikuräer bin, so kann mein Buch es unmöglich geworden seyn. „Man liebe nur ernstlich, „habe ich (*) gesagt, so wird die Liebe niemals Feh„ler begehen lassen, die Gewissen und Ehre verletzen. „Denn **wer fähig ist zu lieben, der ist auch** „**tugendhaft**; und ich möchte fast auch sagen, **wer** „**tugendhaft ist, der ist fähig zu lieben**. Denn „alle Tugenden halten einander bey der Hand; und „die Zärtlichkeit des Herzens ist auch eine Tugend.“ Ehe ich weiter gehe, will ich ein wenig still stehen, um diesen Satz mit seinem Gegensatze zu erklären. Zu ihrem Verständnisse ist aus den Worten, mit welchen sie ausgedrückt sind, schon klar, daß man sie als paradoxe, das ist, solche Sätze anzusehen habe, deren Wahrheit man so gleich nicht einsiehet, die aber im Grunde dennoch wahr sind.

Daß aber ein **jeder, der zu lieben fähig ist, tugendhaft** sey, begreife ich so: Da die Liebe, welche nach **Gesinnungen gehet** (diese ist es allein, die ich lobe,) Zärtlichkeit, Ehrliebe, Einsicht und Geschmack voraus setzet; so hat ein solcher Liebhaber eine schöne Seele, und folglich ist er tugendhaft. Und den umgekehrten Satz, **wer tugendhaft ist, ist auch fähig zu lieben**, begreife ich so. Da ein Tugendhafter kein hartes Herz, wenig Eigenliebe, und wenig starke herrschende Leidenschaften hat; so ist sein Herz grösserer Zärtlichkeit und Empfindlichkeit

(*) p. 236.

lichkeit fähig; und da er in dem geliebten Gegenstande etwas mehr als ein bloßes sinnliches Vergnügen sucht, welches ihn nicht beständig machen könnte; so ist seine Zuneigung aufrichtig und dauerhaft, wenn er gefunden hat, was er suchet.

Es heißt ferner: „Wie es in der Bildung des „Körpers ein Fehler wäre, wenn er zur Fortpflan„zung untüchtig ist; so ist es ein Mangel in der „Seele, wenn sie der Liebe unfähig ist. Von Sei„ten der Liebe ist für die Tugend nichts zu befürch„ten; sie kann diese nicht anders als vollkommner „machen. Die Liebe macht das Herz weniger wild „und widerspenstig, die Sitten mehr gesellig, und die „Gemüthsbeschaffenheit gefälliger. Bey der Liebe „hat man sich gewöhnet, seinen Willen nach dem Ge„fallen der geliebten Person zu lenken und zu biegen, „dadurch erhält man die unschätzbare Fähigkeit, sei„nen Begierden zu befehlen, über sie zu herrschen, „sie zu unterdrücken, und seinen Geschmack und Ver„gnügen nach Gelegenheit des Ortes, der Zeit und „der Personen einzurichten. Hingegen ist die Tu„gend nicht in gleicher Sicherheit, wenn man durch „die fleischlichen Begierden angefochten wird, wel„che von rohen und ungesitteten Leuten mit der Liebe „verwechselt werden.“ Was ist das nun für eine Liebe, die ich bis in den Himmel erhebe? Ich habe mich darüber erkläret: Das sind nicht die fleischlichen Begierden, die mit der Liebe nichts gemein haben, es ist nicht die sinnliche Wollust, die von der Liebe nichts weiß, wo man empfinden kann ohne Liebe, und lieben ohne zu empfinden. Die reinen Vergnügungen sind es, die aus der Zuneigung entsprin-

 gen,

gen, und mit welchen sich die sinnlichen Lüste nur zufällig verbinden; es ist eine solche Vereinigung, wo man einen liebenswerthen Gegenstand, der durch die Eigenschaften des Herzens und die Liebe zur Tugend gefällt, mit zärtlicher Empfindlichkeit liebet; es ist eine furchtsame ehrerbietige Liebe; eine Liebe, welche der Gedanke so gar von einer Sinnlichkeit untersagt, welche der Zärtlichkeit einer Geliebten, anstößig seyn könnte, wenn es möglich wäre, ihn zu entdecken. Kurz, eine Liebe, die auch im Traume noch rein bleiben muß. Alle diese Ausdrücke sind aus meinem Texte im Artikel von der Liebe genommen.

Aufrichtig zu reden, ein Schriftsteller, dessen Sprache und Grundsätze über die Liebe so rein sind, verdienet er wol die schimpflichen Beynamen eines Lehrers der Galanterie, eines Apostels der Sinnlichkeit, Weichlichkeit und Wollust, mit denen mich die unbedachtsamen Tadler beleget, weil sie selbst den Unterscheid zwischen der sinnlichen und herzlichen Liebe, den ich ausdrücklich beygebracht, nicht fühlen wollen.

Zum Schlusse meiner Vertheidigung dieser so getadelten Lobrede auf die Liebe muß ich noch hinzusetzen, die Liebe, von der ich rede, sey die, welche zu gesetzmäßigen Verbindungen führet; denn solche sehe ich für den nothwendigen einigen Grund der Liebe an.

Unter die Stellen die ich bedauren und wiederrufen wollte, gehört auch folgende nicht: (*) „Ein „Ehebündniß, das ohne Liebe geschlossen wird, ist ei„ne

(*) p. 242.

„ne Art von Raub (Entführung). Die Person ge„höret nach den natürlichen Regeln nur dem zu, der „das Herze besitzet. Man sollte die Gabe des Eh„standes nur von der Hand der Liebe empfangen. „Sie auf eine andere Art erwerben, heißt sie un„rechtmäßig besitzen.“ Die Lehre scheint keine Gefahr zu haben; und ich sehe nicht, was es für ein grosses Uebel wäre, wenn die Leute die sich heyrathen, sich auch lieb hätten.

Hier ist noch eine von den Stellen der man aus Bosheit eine epikurische Einkleidung gegeben, weil man die trügliche Vorsicht gebraucht, sie aus dem Zusammenhange zu reissen. (*) „Wenn man, da „man einen Leib hat, die Befriedigung der Sinnen „als unnützlich zur Glückseligkeit verwirft, so nimmt „man ohne Grund eine falsche Geistigkeit an. Was gleich drauf folgt, hat man vorsetzlich weggelassen. „Suchet man nichts anders als diese, und rechnet „die Ergetzungen, woran die Sinnen keinen Antheil „haben, für nichts, so gehört man in die Classe des „Viehes. Das ist doch nun wol nicht mehr epikurisch, sondern eitel gesunde Vernunft. Die sinnliche Lust, wenn sie von der Vernunft geleitet wird, ist eine angenehme Empfindung, welche ganz natürlich aus der mäßigen Sättigung körperlicher Bedürfnisse folget, z. E. des Hungers, des Durstes, der Müdigkeit; und ich sehe nicht, warum man diese Lüste, die in den Plan der göttlichen Vorsehung gehören, verachten wollte, da sie uns antreiben, die Dauer unsers Daseyns sorgfältig in acht zu nehmen. So wenig ein Mensch sich deswegen schämen darf, weil

(*) p. 60.

weil er einen Leib hat, eben so wenig darf er sich schämen, wenn er ihn zu erhalten sucht. Mit dem Bedinge jedoch, daß man die Neigung dazu nicht so weit treibe, daß sie blosse Sinnlichkeit wird. Das wird aber auch niemand thun, dessen Sinne dem Geiste, und der Geist Gott unterworfen ist, wie ich es kurz vor und nach dieser Stelle erfodert habe. Man hat vermuthlich erst zu voraus gesetzt, ich könne diesen Ausdruck in keiner andern Absicht gewählt haben, als der christlichen Sittenlehre zu widersprechen: Und nach dieser so abgeschmackten als boshaften Voraussetzung hat sie ein epikurisches Ansehn bekommen. Man lese ihn ohne dieses elende Vorurtheil, so ist er vollkommen recht und unschuldig.

Noch eine andere Stelle wird eben so fälschlich und boshaftig für epikurisch ausgegeben. Von den sinnlichen Begierden, die aus körperlichen Bedürfnissen entstehen, die ich sorgfältig angegeben, damit man meinen Text nicht unrecht verstehen sollte, als da sind essen, trinken, ruhen, sagte ich ganz natürlich. (*) „Nachdem ich oben bewiesen, daß sie un„schuldig wären, so könne ich als eine nothwendige „Folge hinzusetzen, daß, anstatt sich ihnen zu wider„setzen, es vielmehr billig sey, ihnen gnug zu thun.“ Tadler, die alles begierig ergreifen, wobey sie ihre Bosheit auslassen können, weil sie dadurch glauben einen grossen Verstand zu zeigen, haben diese Stelle jämmerlich gemißbraucht, um etwas epikurisches zu finden. Wenn man in einer Sittenlehre liest, anstatt sinnliche Begierden, die aus körperlichen Bedürfnissen entstehen, sich zu widersetzen, sey es billig, ihnen

(*) p. 71.

ihnen gnug zu thun; welch eine glückliche Entdeckung! Welch eine schöne Gelegenheit zu verläumden! Man hat aber wiederum weggelassen, was dabey stehet: (*) „Man muß inzwischen auch nicht weiter gehen, als „sie nur blos zufrieden stellen. Alles, was man dem „Leibe über die Nothwendigkeit zu gute thut, ist ei„ne Ausschweifung, die ihm schädlich ist. (**) „Müs„sig bleiben, wenn die Müdigkeit ersetzet ist, das ist „Faulheit, und sich mit Essen und Trinken anfüllen, „wenn der Hunger gestillet ist, das ist Unmäßig„keit.“ So bedienet man sich auch gar seiner Bestimmungen und Einschränkungen, um ihn zu widerlegen, ohne dabey zu sagen, daß man sie aus seinem eignen Texte genommen. Durch solche kleine Treulosigkeiten wird der gewissenhafteste Schriftsteller vor dem Richterstuhle der Welt für einen Vertheidiger der Wollust ausgegeben.

Nach eben diesen Grundsätzen über die Begierden, die aus befriedigten Bedürfnissen entsprungen, heißt es eben da: „Vermeidet die Uebermasse, denn „diese ist schändlich und strafbar; schränket ihr „euch aber in die Schranken ein, welche euch nur „Bedürfnisse setzen, so verlanget es die Ehre nicht, „daß ihr den Ergetzungen entsaget.“ Wegen dieser letzten Worte, die an sich unschuldig sind, hat man mich als einen Apostel der Wollust behandelt. Lasset uns aber aufrichtig reden, und die Einbildung nicht zwingen, uns (eingebildete) oder eigensinnige Pflichten zu erdenken, die wir so bald als sie errichtet wären, auch wieder bey Seite schaffen würden. Ist wol einer unter denen, welche diesem Satze ein epiku-

(*) p. 71. (**) p. 72.

epikurisch Ansehen andichten wollen, der die erlaubten Begierden mit solcher Enthaltung und Mäßigkeit stillet, als ich empfohlen habe? Wer ist wol unter wohlhabenden Leuten, der sich sorgfältig in den Schranken des bloßen Bedürfnisses hält. Das giebt doch wol ein groß Aergerniß, daß ich den Menschen anständige Ergetzungen erlaube, wie man in den Schulen Kindern eine Viertelstunde zum Spielen erlaubt. Was mich dabey am meisten ärgert und verdreußt, ist, daß fast lauter ungesittete Leute mich über diese vorgegebene Nachsicht am meisten angefochten: Denn die Klugen haben auch mich für klug gehalten.

Diesen letztern ist es nicht anstößig gewesen, daß ich hinzusetze: „Diese Ergetzungen selbst wären eine „Nothwendigkeit. Diejenigen, welche über diesen halben Gedanken mit mir nicht einig sind, will ich statt aller Antwort nur bitten, niemals über eine halbe Gedanke zu urtheilen. Sie mögen erst bis ans Ende des Absatzes lesen, der ohnedem nicht lang ist. Ich würde mich in dieser Erklärung nicht besser vertheidigen, als es im Texte selber schon geschehen ist. „Die Ergetzung, heißt es da, (*) ist eine Art der Noth„wendigkeit, eine Art Stillstand oder Zwischenspiel, „da der Mensch sich erholet und neue Kräfte samm„let, um hernach desto besser wieder aushalten zu „können. Die sinnlichen Empfindungen sind nur „alsdenn gefährlich, und schwächen uns, wenn sie „durch die Gewohnheit zur Nothwendigkeit werden. „Sie werden denjenigen nimmer verführen können, „der sie ohne Verdruß entbehren kann. Die Hel„den

(*) p. 72.

„den (ich verstehe Helden in der Tugend, und gebe „diesen Namen nimmer den Verstöhrern des mensch„lichen Geschlechtes) die Helden sind keine Ana„choreten, Einsiedler, die alle Lust verschworen ha„ben, sondern es sind solche Menschen, die sich der„selben enthalten können, so bald es die Ehre oder „das Wohl des Vaterlandes erfodert.“ Gleichwol will ich auch niemanden hindern, in der Ausübung strenger zu seyn als ich. Man ist es in der Carthause schon viel mehr, als man es verlangt: Man darf aber auch in der Welt nicht nothwendig so leben als in der Carthause; und ich schrieb vor Weltleute.

Nun ist unter diesen Weltmenschen unter andern das ein angenommener Grundsatz. Es sey unanständig und unbillig, ein Frauenzimmer in üble Rede zu bringen, die höflich und gefällig gegen uns gewesen. Ich habe also blos die Moral eines Mannes, der zu leben weiß, vorgetragen, wenn ich sage: (*) „Es giebt gewisse Gefälligkeiten, Gunstbezeu„gungen sagt der erste Uebersetzer, die ihrer Art nach „geheim bleiben müssen; so sehr die Erkenntlichkeit „erfordert, andere bekannt zu machen, so sehr sorg„fältig muß sie diese zu verbergen bemüht seyn. „Allein man verschweigt aus Undankbarkeit dieje„nigen, die man ausbreiten sollte, und macht aus Ei„telkeit diejenigen bekannt, die man geheim zu hal„ten schuldig wäre.“ Indessen macht mir Herr von **Premontoel**, bey dem die Sprachkenntniß, seit dem er in Norden sich aufhält, vermuthlich eingeht, ein groß Verbrechen aus dem Worte Gefälligkeit

und

(*) p. 95.

und dem Rathe, den ich denen, die sie empfangen, gebe, sie nicht auszubreiten. Sie sind mir ein artiger Moralist, Herr Panage, sagt er, denn er macht sich sehr gemein, daß sie sträfliche Willfährigkeit eine Gefälligkeit nennen. Ich bin alles was sie belieben Herr von Premontoel. Ich mag nun aber artig seyn oder nicht, das, was sie tadeln, ist französich, und sie verstehn es nicht. Hier dißseit der Mas und des Rheins heissen alle Gefälligkeiten einer galanten Frau, mit einem höflichen und anständigen Ausdrucke, Faveurs. Schlagen sie ihre Wörterbücher auf, sie werden es finden, und wieder lernen, und darum niemanden für einen Vertheidiger der Koquetten und ihrer Unordnungen halten, weil er gesagt, daß sie mit ihren Gefälligkeiten freygebig sey.

Was den begünstigten Liebhaber anlanget, so sagen sie, es sey in seiner Begebenheit nichts, worüber man nicht weinen und seufzen möchte; und sie haben recht: Aber glauben sie denn, das Beste, was er zu Büssung des Vergangenen thun könne, sey das, wenn er seine Mitschuldige in übeln Ruf bringe? Fangen sie doch nicht solche albere Händel mit mir an, sie geben mir zu viel Vortheil über sich.

Eben dieser Herr von Premontoel, den ich so wenig als möglich angeführt, weil er unerträglich grob ist, hat mich mit eben so wenig Grunde darüber angetastet, daß ich in einem Absatze von freyen Reden gesagt: (*) „Meine Meynung sey nicht, die „galanten Materien aus dem Umgange zu verbannen, sondern ich wolle nur die Art anweisen, wie „man davon reden solle.“ Sieben ganze Seiten hat er

(*) p. 96.

er vollgeschrieben, über diese kurze Zeile sich aufzuhalten, und lustige Ausrufe anzubringen, wie diese z. E. Ey, was mögen doch das für galante Materien seyn! So, mein Herr Panage, sie wollen also diese Materien von dem Umgange nicht ausgeschlossen haben? u. d. g. Ich will sie freylich nicht verbannet wissen; denn das würde eine vergebliche Mühe seyn, und in den rechtschaffensten Gesellschaften machen sie allemal einen grössern oder kleinern Theil der Unterredungen aus; aber ich will auch, daß man nicht das geringste Unartige über diese Materien sich entfahren lasse. „Ein wohlgesitteter Mensch, heißt es auf dem folgenden Blatte, (*) „wird sich nimmer muthwillige und unziemliche Geschwätze entfahren lassen, wodurch ein Frauenzimmer beleidiget werden kann, und wofür es erröthen müßte. „In der gesitteten Welt ist ein Cynicus ein wahres „Ungeheut."

Ich kann es nicht oft genug sagen, ich hatte nicht den Vorsatz, Mönchen eine Reformation zu predigen, sondern ich schrieb für Weltleute, und als ein Weltmann. Die Schule, worein ich meine Leser sende, um zu lernen, wie weit man den Wohlstand in galanten Materien treiben müsse, ist gute Gesellschaft; und ich habe sie so genau beschrieben, daß es in der That, und im schärfsten Verstande genommen, gute Gesellschaft ist. „Verbannet zuerst daraus, heißt es, (**) alle grobe und ungesittete und „alle Leute, die weder Manieren noch Empfindung „noch Geschmack haben; hiernächst entfernet alle „schein-

(*) p. 98. (**) p. 99.

R

„scheinheilige und lächerlichvornehme Weiber, (*) „alle Pedanten und junge (**) Stutzer; was als„denn noch übrig bleibt, daraus lässet sich gute Ge„sellschaft machen. Dieß giebt Gesellschaften von „rechtschaffenen Leuten, die von gefälliger und ge„selliger Gemüthsart sind, und bey denen Tugend, „gute Ordnung und Wohlstand jederzeit in Ehren „gehalten worden. Darinnen wird man ein ge„meinschaftlich Magazin von Munterkeit, Verstand „und Frölichkeit antreffen, wozu ein jeder das Sei„nige beyträgt. Die Freyheit wird darinnen ihren „Platz haben, der Muthwille aber wird ausgeschlos„sen seyn; man wird das Vergnügen zulassen, aber „ohne die Tugend zu vertreiben.

Einen Artikel in meiner Moral ins reine zu setzen, liegt mir am meisten am Herzen, und er betrift das Concubinat. Da ich mich schon in der Vorrede heftig beklagt, daß man mir über diesen Punkt vieles zur Ungebühr aufgebürdet, so ist hier der Ort, wo ich zeigen will, daß diese Beschuldigungen Verläumdungen sind; und ich verspreche sogar, es zu beweisen. Zum Grunde des Beweises will ich die Texte anführen, wo ich die Winkelehen ausdrücklich verworfen habe.

In dem Gemählde der galanten Valerie, welches in den Sitten auf der 15. S. befindlich und hier S. 19. wiederholet ist, heißt es, nachdem ich gesagt, daß ihre Veränderung aus Verdruß entstanden: „Aber was ist daran gelegen? Sie wird da„durch aus ihrer Unordnung heraus gezogen.

Wenn ich nun die Vergehungen eines galanten

Frauen-

(*) Precieuses. (**) Petits-maitres.

Frauenzimmers Unordnungen nenne, so bin ich ja nicht ein Vertheidiger des Concubinats.

Anderswo (*) fodere ich die Einwilligung der Eltern und Vormünder zu der Heyrath eines Minderjährigen, und setze dazu: „So lange er diese Ein„willigung nicht erhalten, ist die Enthaltung für ihn „eine Pflicht.“ Es ist also nicht wahr, daß ich eine geheime Liebe und das Concubinat für erlaubt halte.

Etwas weiter hin, (**) da ich meine Beschwerden wider den Ehebruch führe, sage ich: „Der ge„doppelte Ehebruch ist ein grösser Verbrechen als „der einfache; und dieser ist strafbarer als alle übri„ge verbotene Gemeinschaft.“ Hier sind noch andere Gemeinschaften als der Ehebruch, die ich für unerlaubt und sträflich halte, und das können wol keine andere als heimlicher Umgang seyn.

Kurz vorher, (***) da ich die unzüchtige Ungebundenheit mit garstigen Zügen abmahle, sage ich: „Sie sey eine leichte Ausschweifung, in Ver„gleich mit dem Ehebruche.“ Ich habe sie also wol für sträflich gehalten.

Dabey könnte ich es bewenden lassen: Denn da ich so oft gesagt, daß ein heimlicher Umgang allemal unerlaubt ist, und es fände sich auch irgend ein Wort in meinem Buche, der ihn zu entschuldigen schiene, so wäre es eher ein falscher Schluß, als eine deutliche Aussage; und gleichwol wird man mir nicht einen dergleichen falschen Schluß aufweisen können.

Die Stelle aber, wo ich den heimlichen Umgang begünstiget haben soll, ist auf der 202. Seite, wo ich

 von

(*) p. 198. (**) p. 208. (***) p. 205.

von den Ursachen rede, welche die ordentlichen Ehen zu hindern pflegen; da heißt es: „Eben dieser Ur„sache haben wir vermuthlich den heimlichen Um„gang, die geheimen Verbindungen zuzuschreiben, „die wir das Concubinat nennen.“ Erstlich ist schon das Beywort, einer geheimen oder heimlichen Verbindung, nicht der Ausdruck, mit dem man eine Sache zu loben pflegt. Hernach bringe ich das Gemählde zweyer Verliebten bey, die ehelich zusammen halten, und nicht getrauet sind. „Hermogenes „und Junie, heißt es, die alle beyde Herren über „sich selbst sind, leben seit zehn Jahren wie Eheleute „mit einander, ohne daß sie durch irgend ein ande„res Band verknüpft wären, als durch die Beständ„digkeit ihrer Liebe. Die Möglichkeit der Tren„nung macht ihnen bange, und daher sind sie auf „ihrer Hut; er fürchtet sich, seiner Junie zu miß„fallen, und sie, ihren Hermogenes zu beleidigen; „und aus dieser Furcht, die jedoch durch die Gewiß„heit geliebt zu seyn gemäßiget wird, entstehen ge„gen einander Achtung, Gefälligkeit und Bemü„hung sich zu gefallen, wodurch ihre zärtliche Flam„me beständig genährt und unterhalten wird. Sie „haben die Freyheit, sich zu trennen; sind aber dadurch „um desto mehr mit einander vereiniget, u. s. f.“ Hernach lasse ich mir jemanden diesen Einwurf machen: „Wofern dieses der sogenannte Concubinat „ist; so weiß ich nicht, unter was für Vorwand „man ihn für ein Laster ausgeben kann. Es ist „eine dauerhafte Verbindung zweyer Verliebten, die „nur ein Herz, einen Willen und eine Seele haben. „Was kann der reineste Trieb der Natur mehr ver-

„langen; und was hat das harte Joch des Ehe„standes voraus? Vielleicht die Unzertrennlichkeit. „Ist denn eine Vereinigung, die auf Zärtlichkeit „gegründet ist, nicht reiner, heiliger und schätzbarer „als eine solche, welche nur durch die Nothwendig„keit unterhalten wird? Und ich antworte darauf: Ich „gebe es ohne Widerspruch zu. Die Gemeinschaft „des **Hermogenes** und der **Junie** ist ein Band, „das die Natur selbst billiget, zumal wenn zum vor„aus gesetzt wird, daß sie den Vorsatz haben, es „nimmermehr zu trennen. Die Ehen unserer er„sten Eltern, die wir ja wol nicht tadeln dürfen, hat„ten nicht mehr Feyerlichkeit. Beyde Verliebte „waren einig, sich einander zu Ehegatten zu neh„men, darauf handelten sie wie Ehegatten gegen „einander, und waren es in der That.“

Wenn man in meinem Buche vor die heimlichen Verbindungen etwas günstiges glaubt gefunden zu haben, so muß es wol in dieser Stelle gewesen seyn; denn es ist sonst nirgend etwas, welches diese Sache im geringsten angienge.

Sollte es denn wol das Gemählde der Liebe zwischen **Hermogenes** und **Junien** selber seyn? Es ist wahr, ich habe es mit angenehmen Farben gemahlet, weil ich eine galante Schilderung nicht verstellen wollte. Wenn ich ja vielleicht aus dieser geheimen Vereinigung einiges Vergnügen hervor blicken lassen; habe ich deswegen denn gesagt, daß sie erlaubt sey? Nein; sondern das Gegentheil habe ich gesagt. Gleich zu Anfange nenne ich es einen **geheimen Umgang.** Alsdenn streite ich mit Nachdruck wider diese verbotenen Erscheinungen solcher

Verbindungen, die keine Kraft noch Wirkung haben. Wenn ich den heiligen Paulus, der sie ausdrücklich verbeut, nicht angeführet; so geschah es darum, weil S. Paulus gegen einen Türken oder Juden nichts würde gegolten haben.

Sollte es etwan die folgende Stelle seyn, wo ich jemanden anführe, welcher ein Concubinat dem Ehestande selbst vorziehet. Diese Stelle aber ist mit „ „ „ bezeichnet; und dadurch gebe ich an, daß ich es nicht vor mich selbst sage. Es wäre die allergrößte Bosheit, wenn man mir aufbürden wollte, was ein anderer sagt und ich widerlege. Man sage ja nicht, daß ich diese Vertheidigung des Concubinats einem andern in den Mund lege, damit ich ihn, ohne mich selbst darein zu mengen, desto mehr Eingang verschaffen möge. Wer dieses ohne allen Grund annehmen wollte, würde weiter nichts beweisen, als die Bosheit dessen, der es gethan hätte; denn er wird durch die gründliche Widerlegung, die gleich darauf folget, zurücke gewiesen. Aber gleichwol haben einige gesagt, ist denn eure Antwort auf diese Vertheidigung nicht ein vollständiger Beyfall? Ich gebe zu, saget ihr, ohne es zu läugnen, daß der Umgang des Hermogenes und der Junie ein Bündniß sey, welches die Natur selbst billiget.

Nun gut, ja; ich will es noch zugeben. Geben es denn alle Theologen, alle Casuisten, auch die strengesten unter ihnen, nicht auch zu? Allein die Theologen und Casuisten setzen dazu: Die Religion und der Staat verwerfen diese verstohlnen Bündnisse, die man ohne ihren Beyfall eingegangen, und verwerfen

werfen die daher entsprungene Leibesfrucht. Eben dasselbe habe ich aber auch mit dürren Worten gesagt.

Gleich darauf, da ich von den ganz einfältigen Hochzeitfeyerlichkeiten unter dem Gesetze der Natur geredet, setze ich (*) dazu: „Heute zu Tage aber, „da die Policey fast bey allen Völkern aus politi„schen Absichten solchen Ehen eine Art von Schan„de anhänget, wodurch die Eheleute sowol als ihre „Kinder entehret werden; so weiß ich nicht, wie „man, so lange man Hochachtung mit der Liebe ver„knüpfet, demjenigen Gegenstande, der sie erregt, „eine solche Verbindung zumuthen könne, wodurch „er geschimpft wird? Und wie könnet ihr, wenn ihr „euch selbst in eurem Geschlechte liebet, euch ent„schliessen, eurem Vaterlande nur solche Kinder zu „geben, welche es als einen verworfenen Ausschuß „der Gesellschaft verkennet und verläugnet, und wel„che durch ein ungerechtes Vorurtheil des Vaters „vermeyntliche Sünde ewig büssen müssen?“ Heißt das diese wider das Gesetz laufende Halbehen entschuldiget, oder gelobt und empfohlen? Es ist zu wenig, wenn ich nur sage, das Vorgeben sey falsch; denn es ist unverschämt, zu sagen, daß ich die Winkelehen vertheidige. Man hat durch dieses Angeben den Generalfiscal schändlicher Weise hintergangen, welcher den Befehl, die Sitten zu confisciren, gegeben hat. Ich murre gar nicht wider die Confiscation; sondern gegen zwey oder drey falsche Angaben, von welchen dieses auch eine ist, wodurch man sie zuwege gebracht. Ich war damals jünger, und hatte weniger Ueberlegung als jetzund; dennoch

(*) p. 204.

habe ich die Freyheit zu denken nie so weit getrieben, daß ich die Winkelehe für erlaubt gehalten, noch den Muthwillen so weit, daß ich mich drein ergeben. Wie viel Eiferer, die ihre Stimme gegen mich erhaben, werden das von sich nicht sagen können! Ich kenne die Tugenden und Sitten eines Theiles der Verläumder meiner Sittenlehre.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das sechste Kapitel.

Sätze, welche den Staat betreffen.

Wenn ich von Sätzen rede, die den Staat angehen, so ist die Meynung nicht, als ob irgend einige in meinem Werke wären, worüber der Fürst oder Staat sich könnten beleidiget halten; die Regierung hat es auch nicht gethan. Blos etliche übelgesinnte Gelehrte haben meine Texte gemißbraucht, und sie auf einer falschen Seite vorgestellet, und dadurch Grundsätze, die wider die eingeführte Staatsverfassung laufen, entdecken wollen. Es sind dergleichen Stellen viere; und sie betreffen die Könige, die Endschwüre, die Urtheile und Rechtssprüche, und die Leib und Lebensstrafen.

Der Staat thut wohl dran, wenn er die Gelehrten als die Leute ansieht, von denen unter allen am wenigsten zu befürchten ist. Es sind ganz gute und ehrliche Bürger, und zu keinen Empörungen geneigt, wie etwan andere Arten Leute, die ganze Gemeinden ausmachen. Ein jeder aber ist insgemein seinem Mitbruder von ganzem Herzen feind. Einer giebt den andern an; um ihn etwan der Atheisterey, oder

sonst

sonst Gesinnungen wider das Beste des Vaterlandes aufzubürden, warten sie nicht erst, bis eine deutliche und klare Stelle ihnen die Beweise dazu an die Hand giebt: Es ist ihm an der Wahrscheinlichkeit oder Muthmassungen schon genug. Und so etwas fangen sie nicht etwan listig an, sondern folgen blindlings dem Eifer, der sie treibt, ohne sich im mindesten zu verstellen! Wie weislich doch die Vorsicht alle Dinge eingerichtet hat! Diese Leute, bey ihrem Verstande, (wenn sie anders Verstand haben, denn nicht alle Gelehrte haben sein,) würden Ministern und Obrigkeiten gefährlich werden, wenn sie nicht sich unter einander selbst zu veruneinigen und zu bestreiten suchten, wie die kriegerischen Söhne der Erde, deren Uneinigkeit des Cadmus und hernach auch Jasons Triumph erleichterte.

§. I.
Von Königen.

Ich komme zur Sache. In welcher Absicht hat wol z. E. Herr D. S. folgenden ganz und gar nicht verfänglichen Satz angezogen? (*) „Ein König, „der seine Pflichten erfüllet, ist der elendeste unter „allen Menschen, und derjenige, der es nicht thut, „der gehäßigste.“

Ich mußte mich sehr wundern, als ich sahe, daß dieser Satz die Aufmerksamkeit der Critic auf sich gezogen; allein noch grösser war meine Verwunderung, als ich sahe, wie man ihn widerlegte.

„Herr v. S. sagt: Warum sprichst du: Ein König, der seine Pflichten erfüllet, sey der elendeste un-

(*) p. 30.

ter allen Menschen. Ich gebe zu, er hat wichtige Pflichten auf sich. Er ist verbunden, für die Wohlfahrt vieler Tausende zu arbeiten, und nur alsdenn, wenn er es thut, kann er glücklich seyn. Allein ein guter König, dem weise Minister an die Hand gehen, findet leicht die Mittel. . . . Wer will sagen, **Ludwig** der XII. sey der elendeste unter allen Menschen gewesen, weil er der beste Herr seiner Zeit war?“

Je ein besserer Herr **Ludwig** der XII. war, je mehr Sorgen, Mühe und Widerwärtigkeiten hatte er auszustehen: Denn da es schon einem Hausvater schwer fällt, die wenigen Hausgenossen zu regieren und glücklich zu machen; wie viel schwerer muß es nicht einem Könige fallen, zwanzig Millionen Seelen ihr Glück zu machen! Es ist augenscheinlich, daß ich nicht mehr als dieses sagen wollen; und so hat mich mit der übrigen Welt auch ein gelehrter und artiger Mann verstanden, den ich zu kennen noch das Glück nicht habe, welcher die in der Vorrede dieser Erklärung angeführte Gegencritic geschrieben.

Der Criticus, sagt er, wundert sich, wie der Autor sagen könne, daß ein König, der seine Pflichten erfüllet, der elendeste unter allen Menschen sey. Seine Verwunderung wird aber aufhören, wenn er bemerket, daß der Autor den Königen auf ihr Wort geglaubet habe. Sie selbst haben sich darüber erkläret, und ich behaupte, daß sie darum alle Glaubwürdigkeit verdienen. Um hier blos bey **Ludwig** dem XII. zu bleiben, lehrt uns die Geschichte; der unversöhnliche Haß **Julius** des andern, die Scrupel der Königin, ihre verdienstliche und beschwerliche

Gemüths-

Gemüthsart, ob sie gleich übrigens die ehrliche, tugendhafte und die beste Königin ihrer Zeit war; die Unfälle im Staate, die innerlichen Kriege, die er bey verschiedenem Glücke fortsetzen mußte, die Untreue des arragonischen Königes, so gar die zärtliche Liebe für sein Volk, dessen Erleichterung er nach allen Kräften suchte, haben ihm viel betrübte Stunden gemacht, ob ihm gleich der Cardinal Ambrise, sein oberster Minister, mit Rath und That beygestanden, ein Mann dessen Andenken ewig im Segen seyn wird.

Ich habe auch in einem englischen Schriftsteller eine Stelle gefunden, die vollkommen gut hieher passet, denn er mahlt die beschwerlichen Pflichten dieses Standes sehr wohl ab, deren Erfüllung dem Herrn D. S. so leicht scheinet.

Wir wollen annehmen, sagt er, ein gemeiner grober Bauer könne etwan vierzehn Tage um einen König seyn, und auf ihn Acht haben. Anfänglich würde er vieles finden, daß ihm sehr wohl gefiele; allein noch vielmehr würde er abzuändern finden, wenn man ihm anböte, seinen Stand gegen den Monarchen zu vertauschen; und es sollte ihm schon wunderbar vorkommen, daß es sich der König also gefallen liesse. Nun wollen wir die Sache umkehren. Wenn der König den Bauren untersuchte; wieviel würde er unangenehmes und unerträgliches in seinem Stande finden? Seine Arbeit nemlich wol, sein Schmuz und Unreinigkeit, seine Nahrung, seine Liebe, sein Zeitvertreib. Allein wie vergnügt würde er bey der Gemüthsruhe und Zufriedenheit seyn, deren der ehrliche Landmann geneußt?

neußt? Er würde sehn, daß man unter seinen Umständen keine Verstellung gegen jemanden im Hause nöthig habe, oder sich gegen seinen Todfeind freundlich stellen dürfe, daß man kein Mistrauen gegen Damen hegen, die von fremden Nationen bestochen sind, keine Verschwörungen entdecken, kein Gift fürchten dürfe; daß man keinem Minister, dem das Volk anhängt, durch die Finger sehn, keinem verschmitzten Hofe nachgeben, keine vermeynte Vertheidiger des Vaterlandes bestechen, keine unersättliche Günstlinge reich machen, in kein Verlangen eigennütziger Höflinge willigen, keinen uneinigen Nationen gefällig seyn, keinem leichtsinnigen Pöbel nachsehen und seiner Neigung sich bequemen dürfe.

§. 2.
Vom Eidschwure.

Und weswegen hat man sich denn einkommen lassen, mir einen ernsthaften Verweiß zu geben über das, was ich vom Misbrauche des Eides gesagt. „Wozu kann doch ein Eid nützen, heißt es? (*) Ein „Betrüger findet eben so wenig Schwierigkeit, mein„eydig zu werden, als zu lügen, und ein wahrhaf„ter Mann kann mit den abscheulichsten Eydschwü„ren, nicht mehr (stärker) wahr sagen, als er durch „seine blosse Bejahung würde gethan haben. Die „Wahrheit kann nicht mehr und nicht weniger wahr „werden.“ Denn warum erhebt man sich wol so sehr gegen einen Moralisten, der einen abgedrungenen Eyd als einen Mißbrauch betrachtet, wenn es nicht vielleicht aus einer Art des Despotismus, Gewalt

(*) p. 164.

walt und Tyrannen geschieht, die sich auch über die Gedanken erstrecken soll. Eben, als wenn es allemal ein Verbrechen wäre, anders denken als der Pöbel. Und was liegt der Religion, dem Könige oder dem Staate dran, ob ich einzeler Mann für mich philosophisch schliesse, glaube und schreibe, daß der Eid zu nichts nütze. Hängt denn das Schicksal des Staats oder der Kirche von dem Gebrauch eines Eydes ab? Oder habe ich etwann etwas so seltsames gesagt, das nothwendig auffallen mußte? Indeßen führte Christus eben diese Lehre im Munde. Ihr sollt allerdings nicht schwören, sagt er, weder bey dem Himmel, noch bey der Erde; sondern eure Rede sey Ja und Nein.

Will man vielleicht sagen: Daß dieses blos unser Betragen unter einander, nicht aber vor dem Richterstuhle betreffe?

Ich sehe gleichwol nicht, daß Christus darinn diese Ausnahme gemacht. Der Eyd vor Gerichten ist ein Gebrauch, den man abschaffen kann, sobald es dem Könige gefällt; und da er nicht unter die heiligen Dinge, die man nicht berühren darf, gehört, so kann man ohne Verwegenheit Untersuchungen darüber anstellen. Ich kenne rechtschaffene Leute, die man vor Gerichte gezogen, welche aus zärtlichem Gewissen den Eyd zu leisten sich geweigert, und blos die Wahrheit zu sagen versprochen. Die Quacker in England wegern sich dessen auch. Und der Staat hat ihrer Bedenklichkeit nachzugeben sich gefallen lassen, daher man für sie ein eigenes Formular etwas zu bekräftigen aufgesetzt, worinnen nichts eydmäßiges vorkömmt.

Ich will aber beydes durch meine Gründe und durch Exempel den Gebrauch der Eydschwüre weder abschaffen noch abändern; meine blos allgemeine philosophische Anmerkungen werden die Landesobrigkeit immer thun lassen was sie will. Ich weiß wol, daß die Regierung den Eyd zuläßt; allein sie läßt ja die Schauspiele auch zu, deren manche schlüpfrig genug sind; und sie giebt Schauspielern einen Gehalt, ob sie die Kirche gleich in den Bann gethan. Und rechnet man es Seelsorgern und Predigern zur Sünde, daß sie die Schauspiele für Schulen des Verderbens ausschreyen? Die Sittenlehre und die Politik müssen aus Gefälligkeit einander ein wenig nachgeben; in Dingen aber, welche das Gewissen betreffen, kann das die Sittenlehre nicht.

Ich setze hinzu: „Man beleidiget die Menschen „ohne Noth, wenn man ihnen Eyde zumuthet.“ Man wird umsonst wider diesen Ausdruck sich auflehnen; ich berufe mich hierinnen auf das Urtheil eines jeden, der im Innern seiner Seele den edlen Reiz einer wol verstandenen Ehrliebe fühlet. Wenn er in einer Gesellschaft einen Vorfall erzehlet, und man von ihm fodert, zu beschwören, daß er wahr sey; wird er ein solch Bezeigen nicht für eine Beleidigung aufnehmen müssen!

Will man auch sagen: Daß es einem Richter vor Gerichten nicht frey stehe, jemanden des Eydes zu überheben. Was folgt denn daraus, daß die Ablegung des Eides einem jeden, der vor Gerichten erscheinet, unvermeidlich sey: Aber hört er dadurch auf, eine Beleidigung zu seyn?

Als

Als der Weltweise Xenocrates, der sich sowol durch seine Sitten als Lehren in Athen den Ruhm eines unsträflichen Mannes erworben, einst, ich weiß nicht weswegen, vor die Richter gefodert ward, trat er hin und erbot sich nach Gewohnheit seine Aussage mit einem Eyde zu bestärken. Die Richter aber riefen einmüthig ihm zu, daß er es nicht nöthig hätte. (*)

Welcher Ehrenmann wird ein so rühmliches Vorrecht nicht einer Krone vorziehen? Und welch Ehrenmann muß also nicht gedemüthiget werden, wenn es ihm geweigert wird?

Ich setze hinzu, um das Unrecht, welches ehrlichen Leuten durch Abforderung eines Eydes widerfährt, recht merklich zu machen: „Man setzet dadurch zum „voraus, sowol, daß sie vermögend wären zu lü„gen, als auch, daß sie so abergläubisch sind, und „Unterscheid machen zwischen Lügen und Meineyd.“ Dieser letzte Umstand gab mir ganz natürlich Gelegenheit, durch ein Exempel aus tausenden die Bosheit unbekannter und übelgesinneter Tadler zu zeigen, die in Aufsätzen ohne Namen ihre tückische Schläge austheilen. In einem solchen sauberen Werkgen, das in einem Tage bekannt und vergessen war, und unter dem Titel Catechisme des Cacouacs erschien, trägt der Lehrling in der 13. Num. diese Gewissensfrage vor:

Ich habe eine Unwahrheit gesagt; ich mache mir keinen grossen Scrupel über diese Lüge; allein ich soll sie mit einem Eyde bestärken, und ich kann mich schwer

(*) Val. Max. II, 10.

schwer dazu entschliessen: Was denken sie von dieser Bedenklichkeit?

Der Lehrer antwortet: Ich denke, es sey abergläubisch, wenn man zwischen Lügen und Meineyd einen Unterscheid machet; und dabey führt er die Sitten an.

Kann man eines Schriftstellers Worte unanständiger mißbrauchen, damit man ihm Meynungen aufbürden könne, die sichtbar dem seinigen schnurstracks zuwider laufen?

Habe ich denn hier, oder sonst wo, gesagt: Daß man lügen dürfe? Der Sittenbeleuchter findet das Gegentheil, und beschuldigt mich in Ansehung der Lügen einer lächerlichen Strenge.

In Ansehung des Vergleichs zwischen Lügen und Meineyd ist es sichtbar, daß ich das Laster des Meineydes nicht bis zur Lüge heruntersetze, sondern vielmehr die Lüge bis zum Meineyd erhebe, vornemlich wenn sie vorsetzlich, öffentlich und in wichtigen Sachen gesagt wird. Man sehe meine Stelle hierüber in den Sitten nach.

Und die Welt sollte sich solche Täuschereyen gefallen lassen! Diese Stelle von dem Caconaken muß ihr ohne Zweifel sehr lustig, und die Anführung der Sitten dabey höchst abgeschmackt vorkommen.

Indessen mögen diese Herrchen machen was sie wollen, sie werden den Verfasser der Sitten um den Character eines ehrlichen Mannes nicht bringen, der aus allen Seiten seines Buches hervorscheint; sie werden diese Reinigkeit und strenge Moral, wenigstens in allen Hauptpuncten, nicht verlöschen, die von Anfang bis zu Ende darinnen herrschet. Diese

treulosen (Echo) Wiederhalle viel ehrwürdigerer Männer als sie sind, werden ihr unsinniges Geschrey vergebens durch das Vorgeben bescheinigen, daß sie der Eifer für die Religion, die der Sittenverfasser soll angegriffen haben, dazu antreibe? Sind denn wol der abtrünnige **Premontoel**, der Antiphilosoph **Palissot**, der abgeschmackte Sittenbeleuchter, und der unbekannte Verfasser des Catechismus, die Leute darnach, die Sache der Religion auf sich zu nehmen? Wenigstens ist sie vom Anfange von Aposteln dieser Art nicht geprediget worden.

Leute dieser Art, bey denen wol bejahen und beschwören zwey verschiedene Dinge seyn mögen, lasse ich alles sagen, und bleibe bey meinem Satze, das beste Mittel wider den Meineyd sey, daß man niemanden den Eyd abfordere; und hier sind meine Gründe. Ich habe in Ländern gelebt, wo man so zu sagen bey jedem Schritte einen Eyd abzulegen hat. Soll man einen Vorfall auf der Strasse bezeugen, oder verborgene Schande, schlechte Aufführung eines Ehmannes oder Ausschweifungen einer Frauen aufdecken, so muß man schwören. Nimmt man eine Vormundschaft an, wird man Aeltester, stattet man einen Bericht ab, giebt man ein Gutachten; so muß man es beschwören. Thut man als ein Anverwandter in Familiensachen Vorschläge; so schwört man. Soll man das Meisterrecht gewinnen = = O die Eyde haben kein Ende. Sie kommen bey so vielen Gelegenheiten vor, daß ich zweifle, ob man unter den ehrlichsten Leuten einen finden werde, der nicht verschiedene von den Eyden, die er abgelegt, zwanzigmal verletzt habe; und dieses

um so viel mehr, weil man sich durch solche Eyde oft anheischig macht, Dinge zu thun, die man mit Ueberlegung, Ehre und Menschlichkeit unmöglich thun kann. In Frankreich, zum Exempel, schwöret der Meister bey den meisten Innungen, die Pfuscher anzugeben, welchen armen Leuten man nichts weiter vorzuwerfen hat, als daß sie nicht gnug bares Geld in Bereitschaft haben, zu Erkaufung des Rechtes, eine gelernte Handthierung zu treiben. Viele von denen, die es geschworen haben, halten sich solche verhaßte Angebungen vor viel nachtheiliger als den Bruch des Eydes, dessen sie sich kaum mehr erinnern.

Ueberhaupt, um sich über diese Materie desto eher wegzusetzen, hat man sich einkommen lassen, den Eyd für nichts als eine Formalität, äuserliche Zucht, auszugeben, und sich alsdenn nichts weiter daraus zu machen. Eine solche Wirkung müßten die vielen Eyde nothwendig haben. Man hat die Menschen so zu sagen gezwungen, ihre Bedenklichkeit in Ansehung des falschen fahren zu lassen, weil man sie durch den Weg des Eydes an gar zu viele Dinge binden wollen; und nun dient er zu nichts, als daß die Sünden, welche sie begehen, verdoppelt werden. Das sind meine Gründe, warum ich gesagt, das beste Mittel wider den Meineyd sey die Abschaffung des Eydes.

§. 3.
Von Urteln.

„Es ist so eingeführt, sage ich(*), daß man im „Gerichte die Streitigkeiten nach der Mehrheit der „Stim-

(*) p. 192.

„Stimmen entscheidet. Dieses ist, deucht mich, der „Obrigkeit zu viel Ehre angethan: Denn dadurch „wird voraus gesetzt, daß die meisten unter ihnen „Redlichkeit und Einsicht genug besitzen. Ich weiß „nicht, ob es nicht fast besser wäre, wenn die kleinere „Zahl der Stimmen ein Urtheil gültig machte. Ist „es nicht billiger zu glauben, daß unter fünf und „zwanzig sich fünf kluge Räthe finden, als daß „zwanzig gegen fünfe vernünftig seyn sollen? Die „Klugheit ist eine Gabe, die nicht so gemein ist." Viele Tadler haben sich die Mühe genommen, die sie sich warlich hätten ersparen können, diese Stelle im Ernst aufzumutzen, der man es leicht ansieht, daß ich sie im Ernste nicht gemeynt habe. Um ihren Tadel Kraft und Nachdruck zu geben, gaben sie fälschlich und wider die klaren Worte vor, es sey eine wirkliche Abänderung und gar eine Verordnung, die ich vorgetragen. Ich will unter diesen Herrn den auslesen, der sich am meisten dabey aufgehalten, es ist Herr von Premontoel. Ich bitte meine (die französischen) Leser um Vergebung, wenn sein Vortrag weder angenehm noch rein ist. Es kömmt auf die Sache an, wenn die von ohngefähr gegründet wäre, so könnte man ihm den Ausdruck wol zu gute halten.

Im Anfange ist Herr von Premontoel meiner Meynung. Er sagt, man habe oft gesagt, es sey besser, nach den wenigsten als nach den meisten Meynungen zu sprechen. Bey andern läßt er es so gar gelten, und findet es gegründet; mir aber will er nichts gelten lassen. Aber, setzt er hinzu, es ist nur alsdenn wahr, wenn die Richter nicht Fähigkeit ge-

nug haben sollten. Allerdings, so meyne ich es auch. Und damit man das merken möge, setze ich ja hin: „Ist es nicht billiger zu glauben, daß unter fünf und „zwanzig fünf kluge Räthe seyn, als zwanzig? Nun man uns beyde gehört hat, wer sollte wol glauben, daß Herr von Premontoel anderer Meynung sey als ich. Im Grunde ist er es auch nicht. Durch falsche Schlüsse, die er mit mir aus einerley Fördersätzen ableitet, verfällt er auf andere Sätze.

Indessen, spricht er, sehn verständige Leute wol, daß sich dieses nicht thun läßt; und daß es in hohem Grade alle die Unordnungen nach sich zieht, die man vermeiden wollte. Es ist leichter, zwey oder drey Richter zu gewinnen, als zwanzig. Gemach, Herr Schwätzer; es ist ja die Rede nicht vom Gewinnen, sondern von der Unfähigkeit; und auf den Fall finden sie meine Gedanken richtig. Hier haben sie auch den Text vor ihre Augen. „Unter fünf und zwanzigen sind eher fünf kluge, denn „zwanzig. Sie haben auch gleich vorher gelesen: „Gegen einen Richter, welcher der Stelle würdig „ist, die er bekleidet, giebt es mehrentheils dreyßig, „die keine andere Bedienung haben sollten, als im „Gerichte den Schwätzern Stillschweigen zu gebie„ten.“ Sie sehen also wol, daß wir von unserm Satze abgekommen sind, wenn wir vom Bestechen reden. Da sie die Mathematik gelehrt, sollten sie ihre Stärke anders beweisen.

Jedoch, ich rufe ihn vergebens zurück, er will nicht hören. Er fällt immer tiefer in den Ausweg, den er ergriffen, und schließt mit diesem so falschen als unhöflichen Satze: Das ist gewiß eine der größ-

ten Ausschweifungen, so bald man diesen Gedanken eher für ein wirkliches Gesetz als für einen Wunsch ansehen will.

Also wäre es denn keine, wenn ich ihn für einen blossen Wunsch ausgebe! Nun gut, Herr von **Premontoel**, lesen sie mich noch einmal; es ist auch noch nicht einmal ein Wunsch, es ist ein blosser im Scherz geäusserter Einfall. „Ich weiß nicht, ob es nicht fast „besser wäre u. s. f. Wie konnte denn dieser zweifelhafte Ton sie verführen, zu glauben, daß ich diesem Einfalle die Wirklichkeit geben wollen; und wie erkühnen sie sich zu sagen: Und das thut der grosse Politicus und Moralist Herr **Panage** ohne Bedenken!

Hören sie, Herr von **Premontoel**, man weiß wol, daß ein Tadler manchmal auf seinen Schriftsteller ein wenig schimpfen muß: Aber um seiner eignen Ehre willen muß er es doch nicht so ungeschickt angreiffen, daß die Verläumdung in die Augen falle, denn sonst fallen die Schläge auf ihn zurücke; das ist beydes abscheulich und jämmerlich!

Und um diesen Einfall zu entschuldigen, nicht aber um ihn zu einem Gegenstande des Gesetzgebers zu machen, setzte ich hinzu: So fremde diese Meynung auch scheinen mag, so hat gleichwol der Gesetzgeber der Jüden sie vor mir gehabt: Er rieth ihnen, (*) ihr Urtheil nicht nach den Meynungen der mehresten Stimmen einzurichten. Es ist mir leid, daß ich dieses hinzu gesetzt, weil ich dadurch genöthigt bin, noch einmal mit dem Herrn von **Premontoel** anzubinden, dem unverschämtesten unter

 allen

(*) Non in judicio plurimorum acquiesces sententiae. Exod. XXIII, 2.

allen Menschen, der eine aller Welt sichtbare Falschheit eben so dreust vorträgt, als wenn er eine bewiesene Wahrheit sagte.

Nachdem er mir einen Vorwurf darüber gemacht, daß ich vorgebe, Moses habe diese **Meynung** vor mir gehabt, sagt er: Das ist grundfalsch, und niemals hat dieser weise Gesetzgeber eine solche **Thorheit** gesagt. Man merke, diese **Thorheit** hatte Herr von **Premontoel** schon kurz vorher gewählt; und das hat ihm Herr **Panage** an die Hand gegeben, indem er seine Worte auf eine schändliche Weise **verstümmelte.**

Ich berufe mich hierinnen auf die ganze Welt. Hier ist der Text, wie ich ihn in den Sitten angeführt, und wie er in der Bibel steht; man mag zusehn, ob ich ihn durch meine Uebersetzung verstümmelt habe. Ich habe ihn eher zum Nachtheil meiner eignen **Meynung** geschwächt, (denn ich habe diesen Satz blos eine Meynung, nicht aber einen Grund- oder Lehrsatz genennet) als übertrieben, um meinen Sinn daraus zu leiten. Und in der That: Sein Urtheil nach den Meynungen der meisten Stimmen einrichten, konnte nichts anders heissen, als seine Meynung mit den meisten Stimmen rechtfertigen; und der Text sagt viel nachdrücklicher, **vor Gerichte.**

Eine unglaubliche Sache ist es, (denn sie ist zu abgeschmackt und übel zusammen hängend) daß der Mann, der mich beschuldigt, als hätte ich Moses Worte **schändlicher Weise** verstümmelt, und der mich durch seine eigne Uebersetzung eines andern belehren will, sie mit solchen Worten giebt, die mehr

für

für mich beweisen, als meine eigne Uebersetzung. Wenn du in einer Streitsache sprechen sollst, übersetzet er, sollst du dich nicht abwenden noch verkehren lassen durch die grössere Zahl. Man merke hierbey, daß der andere Theil des Satzes schlecht gegeben ist. Indessen sey sie wie sie wolle; einen so guten Dienst habe ich selber mir nicht gethan. Er ist wie ein Rasender, den die Begierde Schaden zu thun blind macht; ein unbedachtsamer Meuchelmörder, dem die Hände für Wut zittern, und der drüber seinen Stoß verfehlt.

Eine andere Falschheit: Aufrichtig zu reden, sagt er; wer kann da wol eine Policeyverordnung finden?

Habe denn ich gewollt, daß eine da seyn sollte? Da ich den Gedanken, die wenigsten Stimmen zu wählen, als einen blossen ohngefehren Einfall vorgetragen, auf den aber Moses gleichwol auch gefallen ist. Wie? Ist denn ein Einfall eine Policeyverordnung? Man bemerke, ich habe nicht einmal gesagt, Moses habe den Juden befohlen, sondern nur angerathen, nicht nach den meisten Stimmen zu achten. Commandiren, das wäre eine Verordnung; Recommandiren aber ist nur ein Recht.

Wenn, wie es das Ansehen hat, der Herr Professor unsere römischcatholische Gemeinschaft mit eben der Treue, wie er es nennet, abgeschworen hat, um ein Protestante zu werden; so haben wir keine Ursache, sie wegen dieser Eroberung zu beneiden.

§. 4.

Von den Leibesstrafen.

Der letzte Punkt, über den ich mich zu rechtferti-

gen habe, ist wichtiger. (*) „Es giebt eine Art Menschen, habe ich gesagt, gegen die man sich kein Gewissen macht grausam zu seyn; und das sind die „Uebelthäter, worunter man gemeiniglich Diebe und „Mörder verstehet. Diese letztern nimmt man keinen Anstand zum Tode zu verdammen, Kraft des „Rechts der Vergeltung, das man aus dem Gesetze „der Natur herleitet, ich weiß nicht aus welchem „Grunde. Ich glaube nicht, daß dieses heilige Gesetze, welches in Ansehung der gesellschaftlichen „Pflichten nichts als Güte, Sanftmuth und Nachsicht einflösset, leiden können, daß man die Uebertreter durch eine Uebelthat zurück halte, und einen „Mörder durch den Mord strafe. Ich habe mich „nimmer überzeugen können, daß Gott den Menschen erlaubt habe, einander aufzureiben. Wenn „ein Bürger die Policey des Staates stöhret; so verhindert ihn, es weiter zu thun, und das könnet ihr, „ohne ihn an den Galgen zu henken. Was die „Diebe betrift, die keinen Mord begehen, so weiß „man wol, daß sie im Grunde den Tod nicht verdienen, wenn man sie auch so gar nach dem Rechte der Vergeltung beurtheilet, das man gegen die „Mörder reden läßt; und daß gar kein gleiches „Verhältniß zwischen einer entwendeten Sache sey, „die bisweilen von schlechtem Werthe ist, und dem „Leben, das man ihnen unbarmherziger Weise nimmt. „Allein, sagen sie, man opfert sie der allgemeinen „Sicherheit auf. Braucht sie als Sclaven zu nützlicher Arbeit: Der Verlust ihrer Freyheit bestraft „ihre Uebelthat noch hart genug, wird die öffentliche „Sicher-

(*) p. 300.

„Sicherheit zur Gnüge in Sicherheit stellen, wird „dabey zum Besten des Staats gereichen, und euch „für den Vorwurf einer ungerechten Grausamkeit „schützen.“

Man hat dieses so sehr im Ernste genommen, als ob es sein Irrthum wäre, der alle Staaten umkehren müßte. Man erweiset mir zu viel Ehre, wenn man glaubt, daß ein Ausdruck in meinem Buche einige Aenderungen in den allgemein angenommenen Verfassungen des Staats nach sich ziehn könne. Die Gesetze sind einmal gegeben; sie werden im Schwange bleiben, und ich bin nicht gekommen sie aufzulösen. Wenn ich die Leibesstrafen nach der Menschlichkeit betrachte, so finde ich sie hart. Mein Herz redete; ich bin nicht im Stande ein Huhn zu erwürgen. Sobald man mir aber die Gründe entgegen stellen wird, welche die Leibesstrafen in Gang gebracht, unter andern die starken von der allgemeinen Sicherheit, die man mich erst lehren wollen, indem man sie mir entgegen gesetzet, ob ich ihrer gleich selber in dieser getadelten Stelle Erwähnung gethan; so werde ich sagen, hänget und rädert wie ihr wollt. Ich will blos eine ganz demüthige und bescheidene Einwendung machen. Sollte es denn gleichwol nicht möglich seyn, die allgemeine Sicherheit durch gelindere Mittel zu erhalten? Wenn man mir beweisen kann, es sey nicht möglich, so gebe ich mich ohne fernere Wiederrede.

Ich habe gezweifelt, ob das Gesetz der Wiedervergeltung aus dem Gesetze der Natur fliesse, und zweifele noch daran; und ich weiß hierinnen nichts entscheidendes, welches meinem Zweifel Einhalt thun

 könnte:

könnte: Daraus folgt aber nicht, daß ich die Anwendung desselben verwerfe.

Das Recht der Wiedervergeltung diente zum Maßstabe, einige Strafen im Gesetze Moses zu bestimmen, wo es heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Wunde um Wunde, Beule um Beule. Und so bald man die Todesstrafen fest setzen will, so ist dieses die beste Richtschnur.

Eines muß man wol in Acht nehmen, in Ansehung der Policeygesetze, worinnen sie von den moralischen Geboten wesentlich unterschieden sind. Diese müssen genau mit dem Naturgesetze übereinstimmen; die Policeygesetze hingegen sind insgemein Einschränkungen und Abfälle vom natürlichen Rechte. So bald die Menschen anfiengen, in Gesellschaft mit einander zu leben, mußte ein jeder um des allgemeinen Besten willen auf ein Theil seiner natürlichen Freyheit Verzicht thun. Es ist kein Policeygesetz vorhanden, welches der natürlichen Freyheit nicht Einhalt thäte. Man kann ihm aber auf erlaubte Weise und durch Verträge Einhalt thun. Das Verbot, fremde Waren einzuführen, ist gewiß der natürlichen Freyheit nachtheilig. Gleichwol war es billig, daß jedes Land den Verschluß seines Zuwachses und anderer Waren vor den auswärtigen beförderte; man brauchte also Strafgesetze wider die Einfuhre fremder Waren.

Eben so ist es mit dem Gesetze der Wiedervergeltung beschaffen; es ist schön und gut; so bald man einmal die Lebensstrafen zuläßt. Allein, sind sie nach dem natürlichen Gesetze erlaubt? Daran liegt nichts, wenn die Sicherheit der in Gesellschaft lebenden

Menschen

Menschen es erfodert. Wenn wir demnach das Recht der Wiedervergeltung annehmen, so muß es ohne Zweifel insbesondere auch gegen die Mörder statt haben. Allein, warum läßt man es denn in Ansehung der blossen Diebe nicht auch lediglich bey demselben bewenden? Wegen der allgemeinen Sicherheit, schreyt man wieder. Man könnte antworten: Dieses grossen Grundes ungeachtet, der vor alle Menschen und zu allen Zeiten einerley seyn muß, haben doch viele Völker in verschiedenen Jahrhunderten den Diebstahl so strenge nicht gestraft. Weil ich aber einmal nachgegeben, daß die Gesetzgeber das natürliche Gesetz ausdehnen können; so thun sie es so lange sie wollen, ich habe dawider nichts einzuwenden, und ich habe meine Gedanken über die Leibesstrafen niemals für eine Staatsmaxime ausgeben wollen.

Nur noch ein Wort will ich dabey erinnern, um zu beweisen, daß sie nicht abgeschmackt noch unschicklich sind, wenn sie gleich nicht angenommen werden. Eine noch jetzt regierende Monarchie eines sehr grossen Reichs hält dieß Gesetz noch heilig, daß sie keinen ihrer Unterthanen das Leben nimt. Wenigstens hat es doch in diesem Reiche eben so viel Strassenräuber als in einem andern. Es war einmal eine Zeit in Europa, wo man alle Schandthaten entweder mit Gelde oder durch die Knechtschaft des Verbrechers verkaufte. Bekannte und von allen Völkern angenommene Gesetze anzuführen, so strafte das mosaische Gesetz, welches doch von Gott war, den Diebstahl blos mit Erstattung des Doppelten oder Vierfachen, nach Beschaffenheit der Umstände: die römischen Gesetze erlaubten nicht, einen römischen Bürger das Leben zu nehmen, er mochte verbrochen haben was er wollte, ausgenommen ein Statsverbrechen; und wenn die Sache nur einigermassen sich entschuldigen ließ, war man doch mit der Landesverweisung zufrieden.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, meine Gedanken über die Leibesstrafen mit zwo schönen Stellen aus dem

dem H. Augustinus zu beschlüssen, die mir von ohngefähr in die Hände fallen. Sie machen einen Theil zweyer Briefe aus, die dieser heilige Lehrer an den Marcellinus und den Apringius, zween römische Rathsherren, schreibet, die in Africa wohnten, zum Besten zweyer Ketzer von der Secte der Circumcellionum, die man überführt hatte, daß sie einige Geistlichen ermordet, und darauf zum Tode verdammet. Ich bitte, sagt er, im 159. Briefe, ungeachtet das Verbrechen, dessen sie überzeugt sind, entsetzlich ist, wenigstens ihr Leben zu schonen. Ich bitte sie darum, theils weil es mir mein Gewissen zur Pflicht machet, als auch, um ein ausnehmendes Exempel der christlichen Gelindigkeit zu geben. Ihre Ueberzeugung wird der Kirche wenigstens diesen Vortheil bringen, daß sie ihre Nachsicht und Gnade gegen so grausame Feinde zu beweisen Gelegenheit hat; denn bey ihrer verübten Grausamkeit muß jede Leibesstrafe, die nicht ans Leben geht, eine Gnade seyn.

Und im folgenden 160. Briefe: Wir wollen das Recht der Wiedervergeltung nicht brauchen, um den Mord der Knechte Gottes zu rächen; nicht darum, weil es unrecht wäre, wenn man den Bösen das Vermögen nimmt, Schaden zu thun; sondern weil wir dafür halten, daß es besser sey, sie leben zu lassen, und auch ihre Gliedmassen ganz zu erhalten; und weil wir zufrieden seyn können, daß wir die Strenge der Gesetze brauchen, um durch heilsamen Zwang ihrer Unruhe, die sie zum Bösen treibt, Einhalt zu thun; oder sie von Lastern abzuhalten, indem wir sie nützliche Arbeiten thun lassen. Es ist dieses wol, wenn man so will, eine Art der Züchtigung; aber wenn man es recht sagen soll, so ist es vielmehr eine Gnade als eine Strafe, weil man zugleich den Verbrecher straft, und ihm auch das Mittel darbeut, für seine Schandthaten zu büssen. Da sie sowol ein Christ als ein Richter sind; so verwalten sie das Amt eines guten Vaters, und sehen sie zu, wenn sie die Laster strafen, daß sie nicht selbst wider die Menschlichkeit handeln.

Register

über die Kapitel und Artikel.

Vorrede.

1. Kap. Plan des Werkes . . S. 1
2. Kap. Sätze, welche die natürliche Religion angehen 25
§. 1. Sie ist allgemein . 25
§. 2. uralt, . . 27
§. 3. unveränderlich . . 32
§. 4. heilig . . 37
3. Kap. Sätze wider die geoffenbarten Lehren, besonders das alte Testament 47
§. 1. Geoffenbarte Religion überhaupt 48
§. 2. Gesetz Moses . 57
§. 3. Aeuserlicher Gottesdienst . 63
4. Kap. Sätze wider den Sinn des Christenthums 96
Artikel 1. Göttlicher Ursprung desselben 97
Artikel 2. Grundlehren desselben 102
§. 1. Menschliche Tugenden sind unvollkommen . . . 103

§. 2. Die Gnade Gottes ist nothwendig, Gutes zu thun . 105
§. 3. Die Gnadenwahl . 107
§. 4. Blindheit der Sünder 110
§. 5. Nothwendigkeit des Glaubens zur Liebe Gottes . . 112
§. 6. Selbständigkeit Gottes . 113
§. 7. Fall des Menschen . 114
§. 8. Fall der abtrünnigen Engel 115
§. 9. Glaubwürdigkeit der christlichen Lehre . . 116
§. 10. Unverdiente göttliche Belohnungen . . . 119
§. 11. Göttliche Gerechtigkeit 120
§. 12. Ehescheidung . 125
Artikel 3. Christliche Sittenlehre 128
§. 1. Unterscheid der Liebe zu Gott, und der Liebe zu den Geschöpfen 129
§. 2. Verläugnung der Welt 135
§. 3. Christliche Vollkommenheit 137
§. 4. Friedliebende Gesinnungen der evangelischen Moral . 155
§. 5. Unzulänglichkeit der Vernunft, die Leidenschaften zu zwingen und zu beherrschen . . . 157

Artikel 4. Christliche Kirchenzucht 160

§. 1. Vom Kirchenbanne . 160

§. 2. Von christlichen Ehen . 161

§. 3. Von Hindernissen wegen der Verwandschaft . . 165

Artikel 5. Oeffentlicher Gottesdienst der christlichen Kirche . . 167

Artikel 6. Kirchendiener . 173

5. Kap. Blos moralische Sätze 185

Artikel 1. Was erlaubt und verboten ist 185

§. 1. Von den Leidenschaften überhaupt ibid.

§. 2. Von der Liebe . 199

§. 3. Vom Hasse . 202

§. 4. Vom Zorne . 204

§. 5. Vom Afterreden . 205

§. 6. Von den Lügen . 208

Artikel 2. Von den Pflichten . 212

§. 1. Von den Pflichten überhaupt 212

§. 2. Von der ehlichen Liebe . 214

§. 3. Von der Kindlichen Liebe 215

Artikel 3. Von den Tugenden . 228

Artikel

Artikel 4. Von den Beyspielen . 231

Artikel 5. Sätze, die man für epicurisch und üppig hält . . 238

6. Kap. Sätze, welche den Staat betreffen 264

§. 1. Von den Königen . 265

§. 2. Von den Eidschwüren . 268

§. 3. Von den Urtheilen und Rechtsprüchen . . . 274

§. 4. Von den Leib- und Lebensstrafen 279

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Toussaint, François-Vincent, / Korn, Wilhelm Gottlieb, / Gampert, Johann Michael.

Des Herrn Toussaint Erläuterung seines Buchs: Die Sitten Aus dem Französischen

Breslau 1763

Ph.pr. 1185 rm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042081-6
VD18 10592024